



the  
university of  
connecticut  
libraries



hbl, stx : D 285.8.T7A33 1912

v. 2  
Freiherrn Friedrich von der Trenck



3 9153 00500064 3

D/285/.8/T7/A33/1912/v.2

W. 5615

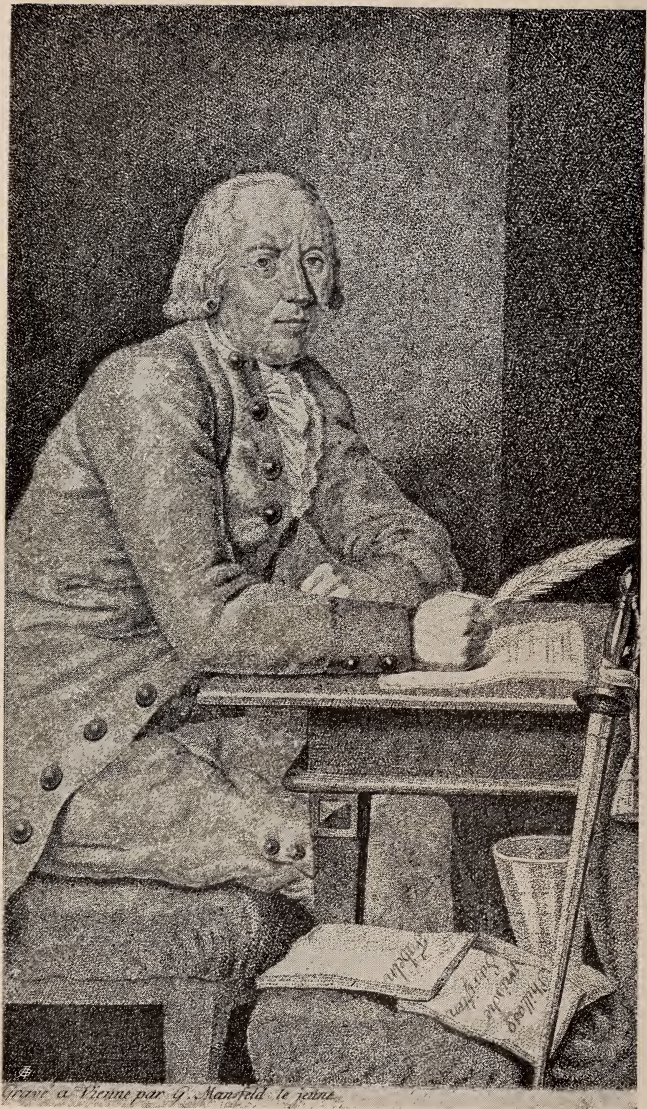


Des Freiherrn Friedrich von der  
Trenck merkwürdige Lebensgeschichte  
Zweiter Band





Digitized by the Internet Archive  
in 2013



Freiherr Friedrich von der Trenck.



Des  
Freiherrn Friedrich von der Trenck  
merkwürdige  
**Lebensgeschichte**

Von  
ihm selbst als  
ein Lehrbuch für Menschen  
geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder  
noch guter Vorbilder für alle  
Fälle zur Nachfolge  
bedürfen

---

Nach dem Original  
nebst einem Vorwort und Anmerkungen  
neu herausgegeben

von

**Gustav Gugitz**

Zweiter Band



Mit 13 Porträten und Bildern nach Originalstichen

---

---

München und Leipzig 1912 bei Georg Müller



Wer hätte mir aber wohl jemals glauben machen können, daß ich bei der Abreise von Magdeburg noch Tränen vergießen würde, welches doch wirklich geschehen ist!

Es ist auch ein wunderbares Rätsel, wenn ich sagen kann, daß ich zehn Jahre lang in Magdeburg lebte, ohne jemals diese Stadt gesehen zu haben. Und dennoch ist es wahr.

Mit Reisekleinigkeiten will ich kein Blatt füllen. Meine Gefängnishaft hatte neun ganze Jahr fünf Monate und etliche Tage gedauert. Wenn ich nun hierzu den Arrest in Glatz von siebzehn Monaten rechne, so habe ich in allem elf Jahre, die beste Zeit, den Kern meiner Jahre, im unverdienten Kerker elend zugebracht, die mir kein Monarch auf Erden wiedergeben noch vergüten kann. Dabei ist mein Leib geschwächt worden, so daß ich in gegenwärtigem Alter die Folgen meiner überstandenen Martern erst zu empfinden anfangen, wenn das Bett mein Kerker wird.

Jeder Leser wird nunmehr glauben, daß mit dieser Epoche auch meine Drangsale ein Ende haben. Ich versichere aber auf Ehre, daß ich noch lieber auf zehn Jahre nach Magdeburg in mein Gefängnis zurückkehren, als alles doch noch einmal ertragen wollte, was mir nach meiner erlangten Freiheit in Oesterreich, besonders in den letzten sechs Jahren widerfahren ist, wo die Kriegl<sup>1)</sup> und Cetto<sup>2)</sup> meine Referenten und Kuratoren waren.

Den 2. Januar kam ich nebst dem Grafen Schlieben glücklich in Prag an. Dieser übergab mich noch an demselben

1) Leopold Kriegl, Hofrat beim Hofkriegsrat, 1785 wegen schwerer Mißbräuche im Amt zur Zuchthausstrafe verurteilt (siehe Erlanger Zeitung, 1785, S. 30, 277, 373).

2) Johann Karl Cetto v. Cronstorff, 1759—1778 niederösterreichischer Regierungsrat (vgl. Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei, S. 46), wurde gleichfalls im Jahre 1786 wegen schwerer Verfehlungen im Amt zur Zuchthausstrafe und Gassenkehren verurteilt.

Tage dem damaligen Gouverneur daselbst, dem Herzog von Zweibrücken<sup>1)</sup>.

Er empfing mich liebreich und gnädig, wir speisten zwei Tage nacheinander bei ihm, und ganz Prag war neugierig, mich als einen Mann zu kennen, der stark genug war, um so viel Ungemach zehn Jahre hindurch zu überstehen. Ich empfing daselbst dreitausend Gulden von meinem Gelde, schickte dem General Ried die dreihundert Dukaten zurück, die er dem Grafen Schlieben zu meiner Equipierung und eilfertigen Reise gegeben hatte, und die er in seinem Briefe von mir verlangte, obgleich er bereits zehntausend Gulden von mir bar empfangen hatte, zahlte dem Schlieben die Rückreise nebst einem Geschenk und schaffte mir einiges Nothdürftige an. Nachdem ich etliche Tage in Prag gerastet hatte, brachte eine Estafette von Wien, die ich notabene mit vierzig Gulden aus meinem Beutel bezahlen mußte, den Befehl an das Gouvernement, daß ich sogleich unter guter Bedeckung von Prag nach Wien als Arrestant gebracht werden sollte. Mein Degen wurde mir wieder abgefordert, der Hauptmann Graf Wela nebst zwei kommandierten Unteroffizieren setzten sich mit mir in einen Wagen, den ich kaufen mußte, und führten mich gefangen nach Wien.

Ich nahm noch tausend Gulden in Prag auf, um diese Kosten zu bestreiten, und mußte sogar in Wien dem Hauptmann fünfzig Dukaten für seine Rückreise bezahlen.

Niemand kann sich vorstellen, was mein Herz bei dieser Begegnungsart empfand. Ich sollte im Triumph als ein seinem Lohne entgegeneilender, redlicher Patriot, der das Schlachtopfer seiner Treue war, nach Wien reisen und wurde wie ein Missetäter behandelt!

Man brachte mich in die Kaserne als Arrestant. Daselbst

1) Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken (1724 bis 1767), ursprünglich in französischen, dann in österreichischen Diensten, Generalkommandant in Böhmen bis 1765.

wurde ich in das Zimmer des Leutnants von Blonket geführt, welcher Befehl hatte, mich an niemand schreiben, auch mit niemand sprechen zu lassen, als mit dem, welcher von Herrn Hofrat Kempf oder Hüttner ein Erlaubnisbillet aufweisen könnte.

Welches leicht zu entwickelnde Rätsel! Beide waren während meiner Gefangenschaft die Administratoren meines Vermögens gewesen.

In diesem Zustande lebte ich sechs Wochen. Endlich sprach der damalige Regimentskommandant von Poniatowsky, der gegenwärtige Feldmarschalleutnant Graf D'Alton<sup>1)</sup> mit mir. Ich überzeugte ihn von meinem begründeten Argwohne, warum ich eigentlich in Wien Arrestant war. Diesem rechtschaffenen Manne allein habe ich es zu danken, daß der gottlose Plan meiner Feinde, mich auf ewig als einen verrückten Menschen in der Festung Graz einzusperren, fehlschlug. Ich habe in der Freiheit kein Recht gegen diese bösen Menschen erhalten können. Hätten diese mich nur einmal von Wien weggebracht, so war ich sicher verloren und mußte im Narrenhause verschmachten.

Der Monarchin hatte man glauben gemacht, ich sei halb rasend und tobe und wüte beständig mit den entsetzlichsten Drohungen gegen den König von Preußen. Da nun eben die römische Königswahl vor sich gehen sollte, so wäre sicher zu befürchten, daß ich in meiner Tollkühnheit und Rachsucht etwa dem preußischen Gesandten einen Affront mache, welcher Folgen nach sich ziehen könne. Übrigens habe ja auch der General Ried in Berlin dem König versprechen müssen, daß ich mich in Wien gar nicht sehen lassen, und daß man mich in

1) Wahrscheinlich Graf Richard D'Alton, k. k. Feldmarschalleutnant, geb. 1732, der sich 1790 in Trier wegen seiner unglücklichen Kriegsführung vergiftete; möglich daß es aber auch sein Bruder Edward war, der ebenfalls österreichischer General war.

guter Obhut und Verwahrung halten sollte. Die großdenkende Maria Theresia fühlte Mitleid und fragte, ob mir nicht zu helfen sei? Die Antwort war, man habe mir bereits verschiedenemale zur Ader gelassen, ich bliebe aber allezeit ein höchst gefährlicher Mensch.

Überdies sei ich ein Verschwender, weil ich binnen sechs Tagen in Prag viertausend Gulden aufgenommen und durchgebracht hätte. Man müsse mir demnach Kuratoren anordnen und mich vor Ausschweifungen sicher verwahren.

Nun sprach der damalige Oberst D'Alton von mir und meinem Schicksale bei Hofe mit der Obersthofmeisterin Gräfin Paar<sup>1)</sup>, welche eine ehrwürdige und edel denkende Frau war.

Indessen tritt des verstorbenen Kaisers Majestät zur Gräfin ins Zimmer. Man spricht von mir. Der Monarch fragt, ob ich denn ganz verwirrt sei und gar keine guten Intervalle habe? D'Alton sagt: „Ew. Majestät! Er ist jetzt sieben Wochen in meiner Kaserne und allezeit der vernünftigste, gelassenste Mann gewesen, den ich in meinem Leben gekannt habe. Es müssen große Intrigen hinter dem Geheimnisse verborgen liegen, da man ihn als einen Narren behandelt und auch bei Hofe so schildert. Ich bin Bürge dafür, daß er es nicht ist.“

Am folgenden Tage schickte der Kaiser den Grafen von Thurn<sup>2)</sup>, Obersthofmeister des Erzherzogs Leopold, zu mir, um mit mir zu sprechen. Hier fand ich nun gleich meinen Mann, einen rechtschaffenen, aufgeklärten Weltweisen und redlichen Deutschen. Diesem erzählte ich nun, wie ich während meiner Gefangenschaft zweimal in Wien verraten und ver-

1) Gräfin Maria Josefa Antonia Paar (1686—1771) war ursprünglich Obersthofmeisterin der Gemahlin Karls VI. und später nach dem Tod der berühmten Gräfin Fuchs die innige Vertraute Maria Theresias.

2) Graf Anton Thurn-Balsassina (1723—1806), Feldzeugmeister, seit 1764 geheimer Rat und Ujo des kaiserlichen Prinzen Leopold, späteren Kaisers Leopold II.

kauft worden sei. Ich bewies ihm deutlich, daß meine Administratoren, mir auch noch den gegenwärtigen tödtlichen Streich versetzen und mich als einen Narren einsperren wollten, damit sie mich lebenslang unter ihrem Kuratel halten könnten. Wir sprachen wohl zwei Stunden und sehr viel, weit mehr, als mir die Klugheit in diesen Blättern zu sagen gestattet. Sein Herz, sein ganzes Vertrauen war für mich gewonnen, und bis zum Grabe ist er mein Freund geblieben. Er ging fort, versprach mir allen Schutz, kam am folgenden Tage wieder und führte mich zur Audienz zu Sr. Majestät dem Kaiser.

Hier sprach ich nun frei von der Leber weg. Die Audienz dauerte über eine Stunde, endlich wurde der Monarch so gerührt, daß er vom Stuhle aufstand und eiligst in das Nebenzimmer gehen wollte. Hier wurde ich gewahr, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Gleich geriet ich in einen wahren Enthusiasmus der Freude, umfing seine Füße und wünschte einen Rubens oder Apelles, welcher diese Szene zum ewigen Nachruhm des fühlenden Monarchen und eines bis in das Innerste seiner Seele gerührten ehrlichen Mannes vor dem Throne eines gefühlvollen Fürsten in wahrer Gestalt schildern könnte. Meine Feder ist zu schwach, um Ausdrücke zu finden, die mein dankbares Herz gerne mit allem Feuer hervorbringen möchte, um den Kaiser Franz in seiner damaligen Gestalt der Nachwelt verehrungswürdig zu machen. Ich wurde stumm, mein Auge, meine Tränen sprachen. Der Kaiser riß sich von mir los, und ich schlich mit erschüttertem Gefühl und mit einer Art von Wollust zur Türe hinaus, welche nur der Menschenkenner und wahrhaft ehrliche Mann zu empfinden vermögend ist.

Ich fuhr im Taumel der Freude in meine Kaserne. Am folgenden Tage erschien aber schon der Befehl, daß ich meines Arrestes entlassen sei. Ich ging nebst dem Grafen D'Alton

zur Gräfin Paar, die mich zu sehen verlangte, und durch ihre Vermittlung erhielt ich die erste Audienz bei meiner Monarchin im Kabinett.

Unbeschreiblich ist die liebevolle Art, mit welcher mich dieselbe empfing. Wie wurde ich bedauert, wie gnädig meine Standhaftigkeit und Treue gepriesen! Ich konnte gar nicht zum Vortrage kommen. Ihre Huld kam mir zuvor und ließ mir keine Zeit, meine gerechten Klagen vorzubringen.

Sie sagte, sie wisse alles, was mir in Wien für gottlose Streiche gespielt worden wären; sie fordere aber von mir: ich sollte gar nichts vom Vergangenen sprechen, meinen Feinden verzeihen, alle neuen Verdrüßlichkeiten fliehen und meine Rechnungsführer trockenweg absolvieren. Ich wollte sprechen. „Ich bitt' Ihn,“ hieß es, „klag' Er mir über nichts. Ich weiß alles, thue Er nur, was ich von Ihm fordere. Ich werde Ihm gewiß alles ersetzen. Er braucht, Er verdient Ruhe.“

Was war zu tun? In das Narrenhaus gehen? oder unterschreiben, was man fordert? Gleich erhielt ich Befehl, mit dem Herrn von Pistrich<sup>1)</sup> zum Hofrat von Ziegler zu gehen. Es geschah. Ich wurde auf den anderen Tag bestellt und mußte in beider Gegenwart folgendes unterschreiben:

1. daß ich das Trenck'sche Testament gültig erkennen;
2. daß ich auf die slavonischen Güter renunzieren und mich allein der Monarchin Gnade überlassen;
3. daß ich meine Kuratoren und Rechnungsführer solennissime absolvieren, und
4. mich nicht in Wien aufhalten wolle.

1) Wahrscheinlich Franz Ant. v. Pistrich, Hofkammerrat, seit 1742 Ritter, (Siehe Megerle, Adelslexikon, S. 137.) oder Jakob v. Pistrich (1718—1781), niederösterreichischer Regierungsrat. (Siehe Beiträge zur Geschichte der Niederösterreichischen Statthalterei, S. 460.)



Ist es wohl möglich, mehr von einem Manne zu fordern, der Lohn verdient hatte? Heißt dieses nicht Gewalt? Wenn man unterschreiben oder in das Gefängnis kriechen muß?

Wahr, wirklich wahrhaftig ist man auf solche Art mit mir verfahren. Wahr bleibt es ewig, daß die beste Monarchin an mir groß und edel zu handeln verhindert wurde. Wahr ist es auch, daß man mich allein deshalb keiner Achtung würdig glaubte und willkürlich mißhandeln ließ, weil ich keine Messe hören wollte und meine Güterbesitzer unter dem Schutze der Jesuiten sicher waren.

Ich sage hier nicht, was ich damals in meinem empörten Herzen beschloß. Meine Eigenliebe versicherte mir aber, daß ich in allen Ländern Europas mit meinem arbeitsamen Kopfe, mit meinen erlernten Wissenschaften, durch Tugend und treue Erzählung meines Schicksals Brot und Ehre erwerben konnte. Ich hatte damals keine Kinder, folglich war mir aller Verlust und das Überbleibsel meines Vermögens gleichgültig.

Mit Recht mißvergnügt, entschloß ich mich demnach schon damals Oesterreich auf ewig zu fliehen.

Schon war ich im Begriff, andere Grenzen zu suchen, als ich in eine tödtliche Krankheit versiel, welche mich beinahe zum Grabe gerissen hätte. Die Monarchin erfuhr meinen Zustand, empfand Mitleid und schickte mir ihre Hofärzte, auch sogar einen barmherzigen Bruder als Krankenwärter, die ich aber am Ende alle aus meinem eigenen Beutel habe bar bezahlen müssen. Mein selbst gewählter Doktor hätte mich gewiß wohlfeiler hergestellt.

Dies hieß Gnade und Distinktion.

Dann erhielt ich, ohne es zu begehren, vom Hofkriegsrate das Dekret als Oberstwachmeister, wofür ich aber die Taxen bezahlen mußte. Von der Wirklichkeit blieb ich ausgeschlossen, und an dem Titel war mir wenig gelegen, der mir bereits um zehn Jahre früher in anderen Diensten angetragen worden war.

Merkwürdig ist aber in meinem Majorspatente, daß in demselben folgender Ausdruck steht: „Se. Majestät hätten in betreff meiner, ungeachtet der langwierigen Gefangenschaft, bezeugten rühmlichst und unverfälschten Treue und Diensteyfers, dann in Erwägung meiner besonderen Talente und guten Eigenschaften, mir den Charakter eines kaiserlichen Majors zu erteilen gnädigst geruht.“

Sollte man bei solchen Ausdrücken nicht für mich den Generalscharakter oder die Rückgabe meiner slavonischen Güter erwarten?

Und was folgte —? Der Titel eines Invalidenmajors, nachdem ich bereits vor fünfzehn Jahren als Rittmeister gedient hatte.

Meine Schuld war es gewiß auch nicht, daß ich in Danzig von dem kaiserlichen Residenten Abramson, in Berlin von dem kaiserlichen Gesandtschaftssekretär Weingarten und in Wien zweimal von solchen Menschen verraten, verkauft und unglücklich gemacht wurde, denen daran gelegen war, mich arm und dem Staate untätig zu machen. Dieses Patent war also keine Gnade für einen Trencz, besonders da ich nunmehr seit dreiundzwanzig Jahren noch kein anderes erhalten habe und noch immer der Herr Major geheißen werde.

Überhaupt war dieses damals auch keine Belohnung für mich, zu einer Zeit, wo viele junge Offiziere das Majorpatent um etliche tausend Gulden kaufen konnten. Hätte man vielmehr meine Rechnungsführer gezwungen, mir nur dreißigtausend Gulden von dem mir entrissenen Gelde zurückzugeben, so würde ich davon den Oberstentitel haben kaufen können und unsere großen Generale wären jetzt meine Kameraden. Ich aber hätte von meiner Generalsgage rechtschaffene Kinder für den Staat erzogen, wäre von den Kriegl, Cetto, Füllenbaum und D—r nicht so barbarisch schikaniert worden und würde noch heute nicht unter die Invaliden der Monarchie gerechnet werden,

die doch vieler Invaliden meiner Gattung bedarf. Der Eigennutz meiner Feinde forderte aber, daß ich untätig bleiben sollte, und dies war genug, mich zu entfernen.

Merkwürdig bleibt aber doch dieses, daß ich nunmehr seit sechsunddreißig Jahren, da ich in kaiserlichen Diensten lebe, noch keinen wirklich großen oder ehrlichen Mann, keinen General oder Befehlshaber, keinen Minister noch Präsidenten zum Feinde hatte, außer den Grafen Grassalkowic, der mir mein Vermögen nahm, ohne mein Feind zu sein. Keiner hat noch jemals im ganzen Staate meinen Lebenswandel getadelt, kein im inneren Werte großer, rechtschaffener Mann hat anders als mit Achtung und Mitleid von mir gesprochen.

Wer waren also und wer sind noch meine Verfolger? Hauptsächlich die Jesuiten und Mönchsfreunde. Dann aber etwa ein eigennütziger Advokat, der gerne mein Kurator sein wollte, oder ein Rechnungsführer, der Protektion suchte, um nicht gehängt zu werden. Oder solche Justizreferenten, die in der Folge des Landes verwiesen wurden oder als reich gestohlene Schurken starben, oder die noch gegenwärtig im Zuchthause als rechtmäßig bestrafte Übeltäter arbeiten.

Gott gebe, sage ich, daß nach mir keiner in solche Hände gerät! Gott gebe, daß unser bester Monarch auch endlich mit Bewunderung frage — warum? oder wodurch denn eben im Reichshofrate der Graf Grävenitz, im Hofkriegsrat Herr Hofrat von Kriegl zu Krügelstein und im Justizkollegium militari mixto Herr von Cetto und — des Trenck's Referenten wurden und ihm den Herrn von Füllenbaum zum Kurator aufgestellt haben.

Solche Gattung von Menschen allein hat mich in Wien verfolgt, arm gemacht und von allen Geschäften zu verdrängen gewußt.

Solche niedrige Gattung von Menschen, sage ich, hat mich müde gemacht und verursacht, daß man schon längst in

vielen Ländern Europas mit Bewunderung fragte: „Warum ist denn der Trenck nur Oberstwachmeister in Oesterreich? Warum wird er gar nicht gebraucht?“

Genug hiervon an diesem Orte! Man wird von diesem Stoffe noch mehr lesen.

Ich wurde gesund und suchte Audienz — fand sie aber nicht mehr.

Ich präsentierte mich bei dem Fürsten Kaunitz<sup>1)</sup>. Dieser Herr, der mich nie gekannt hatte, betrachtete mich von seiner Höhe als ein kriechendes Insekt unter dem Schwarm anderer Insekten. Ich hob meinen Kopf empor, sah nicht rückwärts und ging mit Stolz zur Türe hinaus. Bei dem Tore unten hielt jemand die Hand auf und gratulierte mir zur Audienz.

Ich ging zum Feldmarschall<sup>2)</sup>, dieser redete mich mit den merkwürdigen Worten an: „Mein lieber Trenck, wenn Sie nicht kaufen können, so wird es unmöglich sein, Sie jetzt in der Wirklichkeit bei der Armee anzustellen. Sie sind auch zu alt, um unser schweres Exerzitium noch zu lernen.“

Wohl bemerkt! ich war damals siebenunddreißig Jahre alt!

Meine Antwort war kurz diese: „Ew. Excellenz irren sich in meiner Person, ich bin nicht hergekommen, um angestellt zu werden, denn als Major bin ich nicht willens zu dienen; zum Kaufen aber haben mir meine Kuratoren das Geld genommen, und wenn ich auch Millionen hätte, so wollte ich ewig keine Titel kaufen.“ Auch hier ging ich mit Achselzucken zur Türe hinaus.

Nun wandte ich mich an die Monarchin. Dieselbe ließ mir zwar während meiner schweren Krankheit meine Rittmeistergage für die zehn Jahre meiner Gefangenschaft als eine besondere Gnade auszahlen, welche gegen achttausend Gulden

1) Fürst Wenzel Kaunitz-Rittberg, der bekannte österreichische Staatskanzler und Premierminister (1710—1794).

2) Wahrscheinlich meint er den Grafen Daun.

betrug. Sie bestätigte mir auch diese Gage als eine ewige Pension. Ich werde aber in der Folge erweisen, daß ich nunmehr seit dreiundzwanzig Jahren nicht einen Groschen von dieser Pension genossen habe: Kuratels, Schikanen, erzwungene Reisen nach Wien und Gerichtskosten, Agenten und Advokaten haben mir alles entrißen. Und von den achttausend Gulden verlor ich gleich gegen dreitausend, die mir während der Krankheit gestohlen wurden. Die Krankheit selbst fraß viel weg, weil die mir geschickten Hofärzte dreifach bezahlt werden mußten, und das übrige erforderte meine Equipierung und durchaus neue Einrichtung. Dabei hatte ich noch über achttausend Gulden zu bezahlen, die mir Freunde im Magdeburger Unglücke vorgeschossen hatten, wovon General Ried in Berlin viertausend Gulden empfing.

Meiner Schwester Kinder, die meinetwegen unglücklich geworden, habe ich nicht verlassen und bis jetzt nicht einmal das zurückzahlen können, was mir ihre Mutter im Unglücke bar zugesteckt hatte.

Und dennoch hießen mich Schurken in Wien „einen Berschwender, einen Mann, der mit nichts zufrieden ist“.

Übrigens betrug auch diese zehnjährige Gage bei weitem nicht so viel, als ich allein den kaiserlichen Ministern für die Beförderung meiner Freiheit bar bezahlt hatte. Und dennoch hieß es bisher überall, Ihre Majestät die Kaiserin hätte mich aus Magdeburg gerettet. Nein, positiv nein. Denn der Friede war schon seit neun Monaten, ohne an mich im Ernste zu denken, geschlossen, und bei der laulichten Erinnerung an meine Person hatte der König bereits zweimal meine Freiheit abgeschlagen.

Die wahre Geschichte ist eigentlich diese, wie sie mir Se. königliche Hoheit der Prinz Heinrich<sup>1)</sup>, der Herzog Ferdinand

1) Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, geb. 1726, gest. 1803.

von Braunschweig und hauptsächlich der Staatsminister Graf von Herzberg mündlich erzählen und versichern, nämlich: General Ried hatte bereits seit sechs Monaten zehntausend Gulden von mir in der Tasche und dachte vielleicht nicht mehr an mich. An einem Galatage aber, dem 21. Dezember, war der König in vorzüglich fröhlicher Gemüthsverfassung. Ihre Majestät die Königin, die Prinzessin Amalia und der jetzt wirklich regierende Monarch redeten den kaiserlichen Minister an, jetzt sei es Zeit, für den Trenck zu sprechen. Sogleich suchte er Gelegenheit, fand sie, und der König sagte Ja. Dieses Ja verursachte wirklich in der ganzen Gesellschaft eine so allgemeine Freude, daß sie dem Monarchen selbst mißfiel. Das übrige, welches am meisten hierzu beigetragen hat, mag der bescheidene Leser aus meiner Geschichte erraten oder sich wichtige Verbindungen vorstellen.

Ich habe zwar viel gesagt, die Bescheidenheit heißt mich aber das Wesentliche verschweigen. Denn ob man in Wien mich jemals im Ernste zurückhaben wollte, dieses beweist die Prozedur mit mir nach meiner Rückkunft nur gar zu sichtbar. Meine eigenen Kunstgriffe, meine Berliner Freunde und mein bares Geld allein haben mich aus Magdeburg befreit, und vielleicht hat der König selbst die großen Personen gereizt, um den General Ried an seine Pflicht zu erinnern und ihm Gelegenheit zu geben, auch endlich an mir edel und gerecht zu handeln.

Übrigens muß ich hier noch wenige Worte von mir selbst sagen, daß ich nämlich in den ersten Wochen nach erlangter Freiheit mir wirklich selten gegenwärtig und meistens in tief-sinnigsten Gedanken zerstreut war. Ich hatte mich im Arrest an das Denken so gewöhnt, daß sinnliche Gegenstände mir nur als Träume erschienen. Öfters blieb ich auf der Straße stehen, besah mich, zweifelte an meinem Dasein und biß mich in den Finger, um mich zu überzeugen, daß ich lebe und wache.

Niemand hat wohl je das Hofgetümmel an Galatagen so lächerlich gefunden als ich. Tausend Menschen warteten in allerhand buntfarbigen Kleidern und Gestalten auf etwas, welches sie sehen wollten, — die Thüre öffnete sich — eine alte ehrwürdige Matrone trat heraus, sie lächelte — alles lächelte alleruntertänigst mit. Sie sprach etliche Worte, vielleicht vom Wind und Wetter, mit einem Manne, der ein rotes Käppel und rote Strümpfe trug — bald wieder mit einem Afop, der ganz unbedeutend schien; alles drängt sich hervor, um eben die Ehre zu genießen, — die Matrone ging in ihr Zimmer zurück, dann war auf einmal ein Gemurmel und Geschrei wie in einer Synagoge. Und das hieß man Appartement, wo die gelehrten Männer und die besten Patrioten keinen Zutritt haben, weil sie keinen Schlüssel<sup>1)</sup> an der Hüfte tragen dürfen.

Wie himmelweit war ich durch reifes Denken über alle diese Vorurteile erhoben, und wie wenig Ursache findet der, der die Großen der Erde zu bewundern, der die wahre Größe der Seele zu suchen, zu schätzen und zu finden gelernt hat und Träume von Wirklichkeit zu unterscheiden weiß. Hier bemerkte ich, daß ich ein Weltweiser geworden war, der nicht an den Hof taugt, nur eben deshalb entfernte ich mich bisher von demselben, so gut als möglich.

Ich ging in Wien nach meiner Krankheit auf dem Walle spazieren. Die Frühlingsluft, der heitere Himmel erfüllten meine Seele mit Empfindung der edlen Freiheit, einer gewissen Art der Freude, die ich niemand schildern kann. Die Lerche trillerte ihr Morgenlied, und mein Herz pochte schnell mit jedem Pulschlage. Das wallende Blut rollte schnell in meinen Adern, kurz gesagt, in diesem Augenblicke empfand ich, daß ich ein Mensch war. Nun begegne mir, was immer noch geschehen kann, dachte ich bei mir selbst, wenn nur meine Füße, mein Wille, mein Herz nicht gefesselt sind und wenn ich die Sonne

1) Der Schlüssel war das Abzeichen der Kämmerer.

als ein freier Mensch sehen, oder so, wie diese Lerche, mich willkürlich von der Erde entfernen kann, wo unsrer Freiheit Netze gestellt werden. Hier dankte ich Gott mit gerührter Seele, entschloß mich, von Wien zu fliehen und mir einen Winkel zu suchen, wo die Tugend keine Fürstenmacht, noch Verleumder und Machtsprüche zu fürchten hat.

Kam ich in große Gesellschaft, so betäubte mich alles Geschwätz, und die vielen Lichter wirkten so lebhaft auf meine Augennerven, daß ich mit Kopfschmerzen und Ekel schwermütig nach Hause ging.

Nun ereignete sich die Gelegenheit zufällig, daß ich meinen Zweck erreichen konnte.

Der Feldmarschall Laudon<sup>1)</sup> reiste nach Aachen, um daselbst die Bäder zu brauchen. Diesen Mann hatte ich immer verehrt und persönlich geliebt, als er noch Pandurenhauptmann von meines Veters Regimente war. Er nahm eben Abschied von der Obersthofmeisterin Gräfin Paar. Ich kam dazu; gleich darauf trat die Monarchin in das Zimmer, man sprach von Laudons Reise und sie sagte mir: „Trenck, Ihnen wäre das Bad in Aachen auch notwendig, um Ihre Gesundheit herzustellen“. Gleich war ich bereit, folgte ihm in ein paar Tagen nach und begleitete ihn sodann bis dahin, wo wir gegen drei Monate blieben.

Wir waren daselbst beide seltsame Geschöpfe. Ihn wollte jedermann wegen seines großen Kriegsglückes, mich aber wegen meines überstandenen großen Unglücks kennen lernen. Die Gesellschaft dieses ehrwürdigen Mannes war eine Erquickung für meine mißvergnügte Seele. Er kannte Wien so gut als ich, aus geprüfter Erfahrung, und hat durch Großmut und Standhaftigkeit seine Feinde besiegt, sein Schicksal aber seinem eigenen Betragen zu danken.

1) Graf Gideon Laudon (1716—1790), einer der populärsten Heerführer Osterreichs.



Die Lebensart in Aachen und Spaa gefiel mir, wo Menschen aus allen Ländern auftreten und auch regierende Fürsten, um nicht allein zu bleiben, mit Menschen von allerhand Ständen und Gattung Umgang suchen müssen. Ich fand daselbst in einem Tage mehr Freunde, mehr Achtung, mehr Vergnügen, als ich in meinem ganzen Leben in Wien gefunden habe.

Raum war ich vier Wochen daselbst, so ließ mir die Obersthofmeisterin Gräfin Paar, welche bis zum Grabe meine Freundin und Beschützerin war, schreiben, daß Ihre Majestät die Kaiserin für mich gesorgt hätte und mich glücklich machen würde, sobald ich nach Wien zurückkäme. Ich forschte durch Kundschafter, worin dieses Glück bestehen sollte, konnte aber nichts entdecken; hoffte also alles von meiner Monarchin, die mein Schicksal kannte. Indessen starb der Kaiser Franz in Innsbruck<sup>1)</sup>. Dies beschleunigte die Rückreise des Generals Laudon, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach Wien.

Gleich ging ich zur Gräfin Paar, und durch sie erhielt ich in wenigen Tagen eine Audienz.

Die Monarchin betrachtete mich mit gnädigen Blicken und redete mich mit folgenden Worten an: „Trenck, ich will Ihm zeigen, daß ich Wort halte. Ich habe für Sein Glück gesorgt, ich will Ihm eine reiche, sehr vernünftige Frau geben.“

„Gnädigste Souveränin,“ war meine Antwort, „ich kann mich nie entschließen zu heiraten, und wenn es ja geschehen sollte, so habe ich bereits in Aachen gewählt!“ — „Wie? hat Er schon eine Frau?“ — „Nein, Ew. Majestät, noch nicht.“ — „Ist Er versprochen?“ — „Ja, Ew. Majestät!“ — „Das hat nichts zu bedeuten, ich will alles ausmachen und habe Ihm die reiche Wittve des Herrn von R. R. bestimmt, die mit meiner Wahl zufrieden ist. Ein gescheites Weib, und sie hat fünfzigtausend Gulden Einkünfte. Er braucht eben eine solche Frau, um ruhig zu leben.“ Ich erschrak, der liebens-

1) Im Jahre 1765.

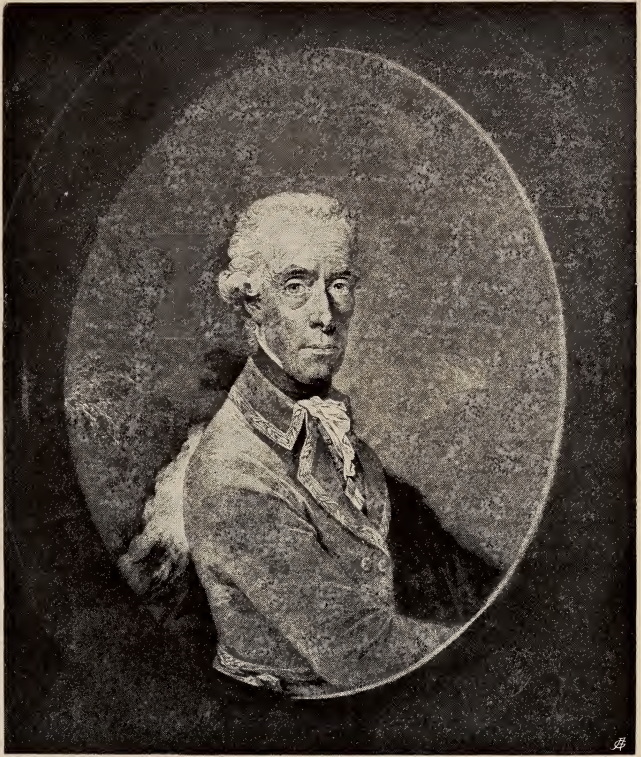
würdige Gegenstand war eine alte dreiundsechzigjährige Bet-  
schwester, ein Weib, das ich genau kannte, das vom höchsten  
Grade des Geizes besessen und dabei dumm und zänkisch war.  
Ich erschrak und antwortete: „Ich muß Ev. Majestät die  
Wahrheit sagen: diese möchte ich nicht, und wenn sie alle  
Schätze auf Erden besäße. Ich will nicht unglücklich, sondern  
glücklich sein. In Aachen hab' ich gewählt und mein Ehren-  
wort gegeben, und ich will auch ein ehrlicher Mann bleiben.“  
Hiermit hatte die Audienz ein Ende. Die erzürnte Monarchin,  
die es wirklich gut meinte, sagte mir mit einer gewissen Ver-  
achtung: „Sein Eigensinn verursacht all Sein Unglück, folg'  
Er Seinem Kopf, ich wünsch' Ihm Glück.“ Hiermit war ich  
abgefertigt und sah mein Urteil für ewig gefällt.

Wenn ich jemals durch ein altes Weib mein Glück hätte  
machen wollen, so konnte dieses schon im Jahre 1750 in  
Holland mit drei Millionen geschehen. Es war also dieses  
Anerbieten ein trauriger Ersatz für meine slavonischen Güter  
und die erlittenen anderweitigen Verluste und Drangsale. Noch  
weit unmöglicher war ein solcher Entschluß, da ich in Aachen  
wirklich verliebt war und da mich Vernunft, eigenes Wohl,  
Geschmack, Schönheit und ein edler Charakter dahin winkten,  
um im Ehestande glücklich zu sein.

Bersprochen war ich damals noch nicht mit meiner gegen-  
wärtigen Frau; es war aber bereits im Herzen beschlossen, daß  
ich nach Aachen zurückkehren und meinen ernsthaften Gegen-  
stand erst näher kennen lernen wollte.

Feldmarschall Laudon, der sie kannte, hat viel dazu beige-  
tragen. Er kannte mein Herz und meine feurigen Entschlie-  
ßungen. Er wußte, daß ich eine heimliche Rache im Busen  
trug und leicht in neue Verwicklungen geraten könnte. Er  
riet mir — und Professor Gellert<sup>1)</sup>, mein Freund, den ich in

1) Es ist der Fabeldichter Christian Fürchtegott Gellert  
(1715—1769) gemeint.



14

*C. Casper ad Vivum pinxit*

*W. Koeniger Sculp.*

*Gideon Ernest Loudon*

*a. Vanus et a. Meyerz diec Astoria Compl.*



Leipzig besuchte und befragte, riet es mir auch —, daß ich meinen, zu großen Unternehmungen fähigen Leidenschaften durch einen vernünftigen Ehestand ein Gebiß anlegen, mir allein Ruhe suchen und mich von allen Geschäften der großen Welt entfernen sollte.

Ich folgte diesem Rate, welcher mit meinen Wünschen übereinstimmte, kehrte im Dezember 1765 nach Aachen zurück und verehelichte mich daselbst mit der jüngsten Tochter des ehemaligen daselbst regierenden Bürgermeisters de Broe zu Dievenbendt<sup>1)</sup>. Er war bereits tot und hatte ehemals von eigenen Mitteln in Brüssel gelebt, wo auch meine Frau geboren und erzogen worden ist. Wurde auch in Aachen auf eine besondere Art durch Liebe der Bürgerschaft gezwungen, dieses Ehrenamt anzunehmen.

Er stammte aus einem alten adeligen Geschlechte in der Grafschaft Artois in Flandern, und seine bei Aachen begüterten Vorfahren hatten, ich weiß nicht aus welchen Ursachen, das reichsritterliche Diplom von Wien erhalten. Die Mutter meiner Frau war aber eine Schwester des Vizekanzlers in Düsseldorf, Baron Koberg, Herrn zu Roland.

Man weiß in Wien nicht, daß nach Fundamentalgesetzen ehemals in Aachen einer von den zwei regierenden Bürgermeistern allezeit ein guter alter Edelmann sein mußte, der andere wurde aus dem Bürgerstand gewählt. Mein Schwiegervater blieb also ein Edelmann, wie er es zuvor war, ehe er aus Gefälligkeit die Bürgermeisterstelle annahm.

Und folglich dürfen meine Kinder ihren Geburtsrechten gemäß sich ihrer Mutter nicht schämen und können in allen Fällen ihre Ahnen aufweisen.

Meine Frau<sup>2)</sup> ist mit mir im größten Teile Europas be-

1) Franz Jakob Anton von Broe, vermählt mit Marianne Theresie von Koberg, war 1760 und 1762 Bürgermeister von Aachen (siehe U. v. Reumont, Fr. v. d. Trenck in Aachen, 1884).

2) Über sie vgl. das Vorwort.

kannst und hat überall den rühmlichsten Beifall erworben. Sie war dabei jung und schön, tugendsam und redlich. Sie hat mir elf Kinder geboren, wovon noch acht leben, auch alle mit eigenen Brüsten gesäugt und rühmlich erzogen.

Gott gebe, daß ich sie versorgen kann, wie sie es verdient und wie ich es verpflichtet bin, denn durch meine Verfolgungen hat sie während unseres zweiundzwanzigjährigen Ehestandes viel mitgelitten.

Bei meinem letzten kurzen Aufenthalte in Wien wagte ich einen neuen Schritt, ich suchte eine Audienz bei unserem gegenwärtigen Kaiser Josef<sup>1)</sup>, sprach von meinem Schicksale, besonders von den gründlichen Kenntnissen, die ich mir von den Mängeln seiner Staaten erworben hatte; fand Aufmerksamkeit und einen Monarchen, der sich unterrichten wollte, um sein Volk glücklich zu machen, und erhielt Befehl, ihm meine Gedanken schriftlich aufzusetzen. Dieses geschah in 19 ganzen Bogen trocken deutsch, worin ich jedem Gegenstande in Zivil, Militär und ökonomischem Fache seinen ungeschmückten Namen gab. —

Dürfte ich diese Schrift jemals dem öffentlichen Druck übergeben, sie würde mir gewiß Ehre machen, auch erweisen, daß der Monarch sie nicht unbenuzt liest und viele wichtige Entwürfe aus derselben wirklich bewerkstelligt wurden.

Indessen, bis ich dieses vielleicht bekannt machen darf, lese man den fünften Band meiner sämtlichen gedruckten Schriften mit Staatseinsicht; in diesem habe ich einen Teil meiner damaligen Gedanken verwebt und so vorgetragen, daß man das übrige erraten kann.

Der Monarch nahm diese Schrift gnädig auf; ich bat allein um Geheimniß, weil ich in derselben Männer mit Namen genannt hatte, die mich neuerdings unglücklich machen könnten. Auch das, was mir selbst in diesen Ländern begegnet war

1) Josef II. (1741—1790), seit 1765 Kaiser von Deutschland.

und ich in diesen Blättern nur dunkel und mit möglichster Enthaltſamkeit angebracht habe, übergab ich höchſtdemſelben mit den gründlichſten Beweiſen, in Hoffnung bei neu aufgehender Staatsſonne mehr Licht für mein Recht zu finden.

Alles wurde gnädig aufgenommen, blieb aber biſher für mich ohne Wirkung, ich aber eilte damals nach Aachen.

Im erſten Jahre begegnete mir daſelbſt nichts Beſonderes. Ich lebte ruhig, und da mein Haus ein Sammelplatz aller großen und umgangswürdigen Fremden war, welche die Väter daſelbſt zu brauchen hinreiſen, ſo fing ich an bekannter in der großen Welt zu werden und machte mir überall Freunde der edelſten und erhabenſten Gattung, beſuchte auch den Profeſſor Gellert in Leipzig, zeigte ihm meine Manuskripte und fragte ihn um Rat, in welchem Fache ich mit Beifall in der gelehrten Welt aufzutreten wagen dürfe. Er wählte vorzüglich meine Fabeln und Erzählungen, tadelte aber die übertriebene höchſt gefährliche Freimütigkeit in meinen Staatsſchriften.

Ich habe ihm nicht gefolgt und deſhalb viele Verdrießlichkeiten erdulden müſſen.

Nun gebar mir im Dezember 1766 meine Frau ihren erſten Sohn. Hier nahm ich Gelegenheit und ſchrieb folgenden Brief nach Wien an den jungen Monarchen, unſeren gegenwärtig mit Ruhm herrſchenden Kaiſer, der im Auszuge alſo lautete:

„Ich habe hier in Aachen mit Ew. Majeſtät Vorwiſſen eine Frau genommen, und heute hat ſie mir einen Sohn geboren, dem ich in der Taufe den Namen Joſef gegeben habe. Der hieſige kaiſerliche Kämmerer und Oberſt Baron Ripperda vertrat Ew. Majeſtät Stelle. Es iſt geſchehen, ohne Dero gnädigſte Bewilligung hierzu erbeten zu haben. Meine Eigenliebe ſchmeichelt mir aber, daß ich dieſelbe von einem Monarchen erwarten darf, der mein Herz und Schickſal kennt, und von dem ich durch mein Betragen eine gün-

stigere Zukunft, Lohn, Schutz und Achtung zu erwarten habe.

Ich werde diesen Sohn für Ew. Majestät Staaten erziehen und lieber Gift mit Muttermilch trinken, als die Grundsätze seines Vaters entbehren. Gnädigster Kaiser! er heißt aber dennoch nicht Josef nach Wiener Gebrauch, denn solange ich lebe, bedarf er nichts; wenn ich aber sterbe, so heißt er Josef, um seinem Monarchen zu sagen, daß er der Sohn und rechtmäßige Erbe der beiden Trenck sei, deren große Güter in Slavonien durch offenbare Ungerechtigkeit in fremde Hände geraten sind.

Gnädigster Herr! den ich als künftigen Schutzgott meines Schicksals erben verehere! Erfreuen mich Ew. Majestät mit der huldreichen Aufnahme dieses neuen Weltbürgers und lassen mir zugleich bemerken, ob ich meine patriotischen Schriften und Staatspflichten noch ferner Dero scharfsichtigen Beurteilung vorlegen darf? Meine Wiener Feinde werden mir zwar täglich gefährlicher, ich stütze mich aber auf Dero Gerechtigkeit und bin in allen möglichen Vorfällen des Glückes

Ew. kaiserlicher Majestät

alleruntertänigster treuer Patriot Trenck."

Auf diesen Brief<sup>1)</sup> erhielt ich nun folgende Antwort, die ich aus erheblichen Ursachen hier bekannt mache, weil sie eigenhändig geschrieben war und in meinen Händen ist.

„Lieber Oberstwachmeister Baron Trenck!

Ich nehme in Gnaden auf, daß Sie, obwohl ohne mich vorhero darum zu fragen, Ihrem Sohne den Namen Josef beigelegt, auch den Obersten Ripperda gewählt haben, um bei der Taufe meine Stelle zu vertreten. Zu einem Merk-

1) Dieser Brief steht allerdings in einem merkwürdigen Gegensatz zu den späteren maßlosen Schmähungen, die Trenck gegen Josef II. vorbringt.



mal meiner Ihnen künftig zuwenden wollenden besten Gesinnung mache Ihnen hiermit zu wissen, daß ich Ihre Gage künftig nicht in Wien, sondern in Brüssel zu beziehen aus erheblichen Ursachen angewiesen habe.

Ihre patriotischen und mir wohlgefälligen Schriften können Sie fortsetzen und mir einschicken, weil ich die Wahrheit allezeit gerne lese, lieber wird es mir aber sein, wenn ich sie in natürlicher Gestalt, als in satirischer Einkleidung lesen kann. Ich bin Ihr

Josef."

Bald hernach erhielt ich Befehl, mit Ihrer Majestät Kabinettssekretär Baron Röder<sup>1)</sup> in Korrespondenz zu bleiben. Was nun seitdem geschehen und geschrieben worden, bleibt für diese Blätter ein Geheimnis. Genug hier gesagt, daß mein bester Wille, dem Staate wirksam und ohne allen Eigennutz zu dienen, bei allen Vorfällen abermals vereitelt wurde, weil aufgeklärte redliche Köpfe meiner Gattung zu hell sehen, zu trocken vortragen, zu stolz auf eigenem inneren Wert bestehen, folglich den Gnadenweg verfehlen<sup>2)</sup>.

Im Jahre 1767 schrieb ich den „Mazedonischen Helden“ in Aachen, welcher in ganz Deutschland ebenso bekannt ist als der Eulenspiegel. Er machte meiner Feder Ehre, mir selbst aber neuen Verdruß und Verfolgungen. Dennoch hat es mich nie gereut, daß er da ist. Ich selbst habe die Zufriedenheit genossen, dieses merkwürdige Gedicht fünf regierenden Mo-

1) Freiherr Emanuel Röder v. Pöla, gestorben 1772, seit 1765 Kabinettssekretär Josefs II. (Siehe Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia I, S. 135).

2) Hier spricht Trenck des längeren in seiner rechthaberischen Art von einem Prozeß, den er eines Wechsels wegen hatte, womit ihn ein Agent namens Bussy betrügen wollte. Wie gewöhnlich ist Trenck das unschuldige Opfer. Wir glauben, den Leser mit der langweiligen und breitspurigen Auseinandersetzung dieses Prozesses verschonen zu müssen.

narchen persönlich einzuhändigen, und keiner hat es verbrennen lassen. Meine Souveränin allein war über den Inhalt sehr aufgebracht, besonders weil ich sogar dem König David die trockene Wahrheit gesagt hatte, und die Jesuiten fingen an, mich öffentlich zu verfolgen.

Meine Kenntnisse erweiterten sich indessen täglich, und nirgends hat ein Mann meiner Gattung bessere Gelegenheit dazu als in Aachen und Spaa, wo eigentlich der Zusammenfluß aller Nationen ist. Morgens sprach ich in meinem Hause mit einem Lord von der Oppositionspartei und nachmittags mit einem Königsfreunde und Parlamentssprecher, dann mit einem ganz unparteiischen klugen Mann aus ebendiesem Land. — Folglich konnte niemand besser die Wahrheit entwickeln als ich. —

Man fing allgemach an, mich als einen Staatskenner zu suchen, und bei dieser Gelegenheit fand ich selbst die beste Aufklärung. Ich unternahm einen Handel mit ungarischem Wein in England, Frankreich, Holland und im Reiche. Hierdurch hatte ich Gelegenheit, alle Jahre große Reisen zu machen, und da sich meine persönlichen Bekanntschaften täglich durch die Zusammenkünfte in Aachen und Spaa erweiterten, wo ich Gelegenheit hatte, den Fremden in meinem Hause Höflichkeit zu erzeigen, so fand ich auch in allen Ländern, wo ich hinkam, Freunde und Beförderer meiner Absichten.

Meine Wiener Einkünfte blieben daselbst fast gänzlich für Prozesse, Kuratoren und Agenten zurück, das übrige vernichteten die erzwungenen Wiener Reisen, wohin ich dreimal hofkriegsrätlich persönlich mit schweren Kosten zu erscheinen gezwungen wurde und niemals das mindeste für mich erwirken konnte.

Man schilderte mich endlich als einen gefährlichen Mißvergnügten, der nicht mehr in den Erbländen leben wollte. Und hierdurch hatten meine Feinde offenes Feld, mir zu schaden.

Ich blieb aber in allen Fällen und trotz allen Verfolgungen ein ehrlicher Mann in allen Ländern, wo ich lebte. Wußte mir meine Hausnotdurft ohne Niederträchtigkeit noch Hofgnaden zu verschaffen. Und wo ich hinkam, war jeder begierig, mich zu kennen. In Wien allein blieb ich ungesucht, ungekannt, ungebraucht.

Die Engländer suchten mich besonders in Aachen wegen der Jagdlust und kamen aus London mit Hunden und Jagdpferden, um bei mir Wölfe und Wildschweine zu jagen, die in ihrem Vaterlande nicht zu finden sind. Dagegen brachte ich öfters ganze Sommer auf ihren Landgütern, auch in Schottland und Irland zu und lernte die Nation und diesen ganzen Staat gründlich kennen.

Der Kurfürst von der Pfalz hatte mir ein Jagdrevier im Jülich'schen gegeben. Und der immediate Reichsgraf von Merode Westerlo überließ mir seine Jagd und sein Schloß willkürlich zu meinem Vergnügen, wo ich alles im Überfluß hatte. Die Beschützung dieser Jagdgerechtigkeit, die mir nunmehr Pflicht war, verursachte mir zugleich große Verdrießlichkeiten. Das beste dabei war, daß man dort nicht viel Jagdprozesse führt, sondern ein jeder sein Recht mit dem Gewehr in der Faust beweist. Und ebendas war meine Sache.

Bei dieser Gelegenheit muß ich meinen Lesern auch eine besondere Geschichte erzählen, die mich in der ganzen Gegend als einen Erzzauberer, als einen Mann berühmt machte, der sich kugelfrei, fest, auch Nebel und Witterung machen konnte. Der Vorfall war dieser.

Ich geriet in Streit mit dem kurpfälzischen Präsidenten Baron von Blankart wegen einem kleinen Jagdbezirke. Das Recht war ganz auf meiner Seite. Ich schrieb ihm also, daß ich am Tage, den ich dazu bestimmt, früh um 10 Uhr auf dem strittigen Platze erscheinen und meine Pistolen und Degen mitbringen würde, hoffte also ihn daselbst persönlich zu finden,

um mir Satisfaktion für die ehrenrührige Art seines Angriffs zu verschaffen.

Ich erschien zu bestimmter Stunde nebst zwei Jägern und zwei Freunden in der Gegend; fand aber mit Erstaunen den strittigen Platz mit mehr als zweihundert bewaffneten Bauern besetzt.

Was war zu tun? Ich schickte einen Jäger hinüber und ließ der feindlichen Armee bedeuten, wenn sie nicht Platz machten, so würde ich Feuer geben. Es war im August, der Tag war hell und schön, in ebendem Augenblicke verfinsterte sich aber zufällig die Luft, ein dicker, undurchdringlicher Nebel brach herein. Und mein Jäger kam mit der Nachricht zurück, daß alles in der größten Bestürzung davongelaufen sei, sobald er seine Botschaft zu ebender Zeit gemeldet, da just der Nebel hereinbrach.

Ich benutzte diesen Augenblick, rückte heran, fand niemand, ließ feuern und marschierte bis auf das Schloß meines Gegners, wo ich das Jagdhorn zum Triumph auf seinem Hofe blasen ließ. Man fing an, in der Entfernung gleichfalls zu feuern, der Nebel hinderte aber, daß jemand gesehen werden konnte.

Mit dieser Genugthuung ging ich nach Hause, wo bereits die falsche Nachricht eingelaufen war und meine Frau alteriert hatte, daß ich nebst einer Menge Verwundeter in die Stadt geführt wurde. Es war aber niemand ein Haar beschädigt.

Nun lief aber das Gerücht schon im ganzen Lande, daß ich ein Zauberer sei und mich durch Nebel unsichtbar gemacht hätte; 200 Augenzeugen schworen darauf. Gleich predigten alle Mönche in Aachen, Jülich und Köln von öffentlicher Kanzel diese Geschichten, lästerten, schimpften und warnten das Volk vor dem Erzherzenmeister und Lutheraner Trenck.

Diesen Vorfall benutzte ich bei einer anderen Gelegenheit, die ich selbst wohlbedächtig veranstaltete.

Ich ging in die ungeheueren Waldungen der Grafschaft Monjoye auf die Wolfsjagd und lud Bauern und Bürger zu dieser Hauptjagd ein. Wir machten am ersten Tage einige kleine Triebe, gegen Abend aber ging ich mit einem Schwarme von mehr als 40 Schützen in die einsame Kohlenbrennerhütte schlafen, Wein und Brantwein war in Vorrat da.

Abends sagte ich: Kinder, ein jeder muß jetzt sein Gewehr ausziehen oder ausschließen und frisch laden, damit morgen kein Gewehr auf einen Wolf versagt und sich niemand entschuldigen kann; dies geschah, und alle Flinten und Büchsen wurden in eine Nebenkammer gesetzt, dann wurde getanzt, gegessen und gesoffen. Indessen schlichen meine Jäger in die Kammer und zogen alles Blei aus den Röhren; luden frisch, aber blind und manchem doppelte Ladung, um ihm eine gute Ohrfeige zu geben. Einige kennbare Kugeln oder gehacktes Blei steckte ich in meine Tasche.

Am Morgen folgte mir der ganze Schwarm auf die Jagd, unterwegs fingen einige von denen, die mein Geheimnis wußten, an, von meinen Hexereien, von Nebel und Festmachen mit den Bauern zu sprechen. Ich wandte mich um und fragte: „Was schwätzt ihr da?“ — Mein Jäger antwortete:

„Niemand will glauben, daß Euer Gnaden Kugeln auffangen können.“ — Ich lächelte und rief einem zu: „so probiere und schieß' auf mich“. Er wollte nicht, mein Jäger riß ihm das Gewehr aus der Faust und schoß! Ich parierte mit der Hand und rief: „Wer probieren will, der schieße, aber einer nach dem andern“. — Gleich ging das Feuer an. Ich machte allerhand Wendungen dabei und ließ sie alle schießen. Wohl zu bemerken, daß ich vollkommen sicher war, weil meine Leute im Hinausgehen wohl beobachteten, daß niemand etwas in der vermeinten Ladung verändern konnte. Einige bekamen von der heimlich angebrachten doppelten Ladung solche Stöße, daß sie mit Schrecken zu Boden fielen und den Zauberer erstaunt

betrachteten. Nun trat ich vorwärts und hielt in der Hand einige kennebare Kugeln und gehacktes Blei mit den Worten: „Sucht heraus, was einem jeden zugehört“.

Hier stand ich unbewegt, einer nach dem anderen nahm sein Gewehr über die Achsel und schlich nach Hause. Ich behielt nur wenige bei mir und machte mit ihnen eine glückliche Jagd.

Am Sonntage predigten schon die Mönche in Aachen und im ganzen Lande von meiner Schwarzkünslerei und alle Augenzeugen dieser Begebenheit schwören noch heute, daß sie auf mich geschossen haben, daß ich ihr Blei mit der Hand auffing und ihnen zurückgab.

So wird die dumme Welt betrogen. Und eben hierdurch schwört jedermann in der Gegend von Aachen, Jülich, Mastricht und Köln, daß sich der Trench festmachen und Kugeln parieren kann. Dieses Vorurteil hat mir in der Folge gewiß zehnmal mein Leben gerettet, da mich alle Pfaffen von der Kanzel in einem Lande vogelfrei erklärten, das von Straßenräubern wimmelte, und wo in einem Jahr 160 Menschen lebendig gerädert, gevierteilt und verbrannt wurden, oder wo man für einen Dukaten einen Menschen in die andere Welt kann expedieren lassen.

Nun folgt in diesem Zusammenhange die wunderbarste Geschichte, wie ich in einer solchen Gegend, in einer Stadt, wo 23 Klöster, Kirchen und Domkapitel herrschen, wo das Volk den Mönch wie einen Gott verehrt, dennoch etliche Jahre hindurch mein Leben wunderbar erhalten habe.

Der „mazedonische Held“ hatte schon die ganze Pfafferei gegen mich empört. Ich schrieb im Jahre 1772 in Aachen die Wochenschrift: „Der Menschenfreund“, in welcher ich ungeschweht dem Aberglauben die Larve von den Ohren riß. Damals war es wirklich Verwegenheit und so predigten auf einmal der Erzpriester<sup>1)</sup> und neun andere Pfaffen an einem

1) Franz Anton Lewis. vgl. später.

Sonntage, mit Nennung meines Namens, daß ich ein Zauberer und Freigeist sei, welchen jedermann Gott und der Kirche zu Ehren ermorden darf. Der Jesuit Pater Zünder erklärte mich gar vogelfrei. Und es wurde der Tag bestimmt, wo vor meinem Haus meine Schriften verbrannt, mein Haus geschleift und alle Einwohner desselben vertilgt werden sollten.

Meiner Frau wurden Briefe zugeschickt, sie sollte sich mit den Kindern flüchten und in Sicherheit setzen. Dies geschah mit Furcht und Schrecken. Ich aber blieb nebst zwei Jägern und vierundachtzig geladenen Flinten, die ich auf die Galerie vor dem Fenster hinaussetzte, damit niemand an meiner ernsthaften Verteidigung zweifeln könne. Ich wohnte dem Rathause gegenüber<sup>1)</sup>, der Tag des bestimmten Angriffs rückte heran, und Pater Zünder mit meinen Schriften in der Hand nebst allen Studenten der Stadt waren bereit zum Angriffe.

Die anderen Mönche hatten den Pöbel und die Zünfte aufgewiegelt, der Generalsturm sollte gemacht werden; — weil ich mich aber an der mit Gewehren gespickten Galerie sehen ließ, hatte niemand das Herz, sich auf dem Markte zu zeigen.

So verging Tag und Nacht — und nichts geschah.

Am Morgen brach zufällig Feuer in der Stadt aus; anstatt mich zu fürchten, eilte ich mit meinen zwei Jägern, aber heimlich wohl bewaffnet zu Hilfe — machte eine Spalier mit Wassereimern, und alles war mir gehorsam. Auf der anderen Seite tat Pater Zünder mit seinen Studenten eben das. Ich näherte mich ihm allgemach und schlug ihm mit einem ledernen Wassereimer auf die geweihten Ohren, als ob es ungefähr geschehen wäre, und niemand wagte mich anzugreifen. Ich ging mitten durch den Schwarm ohne mindeste Scheu zu zeigen; alles nahm den Hut ab, lachte und sagte: guten Tag, Herr Trenck! — So denkt, so handelt der Pöbel, da wo er sich

1) Heute Nr. 1 Großkölnstraße.

nicht gefürchtet sieht. Das Volk in Aachen ist fanatisch dumm; aber zu feig, um jemanden zu ermorden, der noch freie Hände zur Gegenwehr hat.

Nach dieser Begebenheit war alles ruhig.

Unweit Heerlen, da ich nach Mastricht ritt, pfiß mir eine Kugel im Hohlwege bei den Ohren vorbei, unfehlbar war sie von Pfaffenverfolgung abgedrückt.

Bei Kloster Schwarzenbruck, wo ich auf der Jagd war, lauerten aber drei Dominikaner auf mich hinter einer Hecke; der Platz war mir von einem ihrer Kollegen, der öfters mit mir auf die Jagd ging, verraten worden. Ich war mit meiner Doppelflinte auf meiner Hut; kam nahe heran, wurde sie gewahr und rief ihnen mit schreckbarem Tone zu: „Schießt, Schurken! aber schießt ihr mich tot, so soll euch der Teufel das Licht halten“. — Sie liefen in Schrecken alle drei davon; einer schoß und streifte mir den Hut nahe am Kopfe; ich schoß und einer stürzte zu Boden; diesen trugen sie weg — er war tödtlich verwundet, ist aber wieder geheilt worden und gleich darauf mit einer Kuhmagd durchgegangen.

Mit Gift konnten sie mir nicht beikommen; ich aß nirgends als zu Hause. Im Jahre 1774 wurde ich aber auf dem Wege nach Spaa im Limburgischen von acht Straßenräubern angegriffen. Es war Regenwetter, meine Flinte steckte im Futteral, und um das Gefäß meines türkischen Säbels war zufällig die Schnur gezogen, so daß ich in Eile nicht ziehen konnte und mich mit der Scheide schützen mußte. Ich sprang aus dem Wagen, schlug vor mir alles mit tödtlichen Streichen nieder; mein treuer Jäger aber schützte mich von hinten — so machte ich mir Platz, sprang in den Wagen und eilte davon. Kurz hernach wurde einer von diesen Kerlen gehenkt und sagte aus, ihr Beichtvater habe ihnen ewigen Ablass versprochen, wenn sie mich totschlügen. Erschießen könne mich niemand, weil mich der Teufel festmache.



Von diesem Vorurtheile eingenommen, hätten sie mich deshalb nur mit Prügeln angegriffen. Meine Geschwindigkeit sei ihnen aber zuvorgekommen, und sie hätten zwei Tote begraben, die ich mit dem schweren Säbel erschlagen hätte.

Ich selbst kam mit einem Schlag auf den Arm und einem auf die Schulter davon; mein Jäger aber hatte einen Steinwurf an dem Schenkel.

So weit ging die Wut der aufgebrachten Klerisei; und dennoch wird kein vernünftiger Mann in meinen damaligen Schriften auch nur ein Wort wider die reine Lehre Christi finden. Ich berührte allein einige grobe Mißbräuche wider dieselbe. Ich griff die Betrügereien der Mönche, ihren kriminellen Lebenswandel in Aachen, Köln und Lüttich an, wo sie ärger als die Kannibalen, wie die Mastschweine in den Pfützen der Unwissenheit wühlten. Ich wollte meine Mitbürger die christlichen Pflichten lehren; eben dieses schadete der unersättlichen römischen Herrsch- und Habsucht, und das war genug, um sie gegen mich zu empören.

Bei meiner Monarchin war nun auch nichts mehr für mich zu hoffen, wo der Beichtvater mich bereits als einen Erzketzer und Verfolger der alleinseligmachenden Kirche mit aller möglichen Priesterlist geschildert hatte. — Nicht genug! ganz Wien wurde durch Blendwerk überzeugt, ich sei ein unruhiger Kopf und ein höchst gefährlicher Mann im Staate. — Diese Begriffe hegen noch gegenwärtig alle die von mir, welche meine Schriften nie gelesen haben und die mich nicht persönlich kennen. Eben hieraus entstand die Ursache, warum ich in allen Gerichtshöfen so bitter verfolgt und mißhandelt wurde, weil in jedem derselben immer gewiß einige Fanatiker oder böse Menschen sitzen. Die ersten glaubten, Gott ein süßes Opfer zu bringen, wenn sie mich drücken oder verfolgen konnten; die letzten hingegen sind Feinde der Wahrheit im unerschrockenen Vortrage, weil ihr Interesse, ihre Wohlfahrt, die Tugend und den reinen

Patriotismus zum Schlachtopfer fordert. Indessen konnte niemand hindern, daß mir meine Schriften viel Geld eintrugen und in ganz Deutschland mit großem Beifalle verbreitet wurden. Die Aachnerzeitung stieg im ersten Jahre so weit, daß für das zweite Jahr gegen viertausend Exemplare bestellt wurden, und für jedes hatte ich einen Dukaten reinen Gewinnst.

Die Herren Reichspostmeister, welche aus ihren Postamtszeitungen einen großen Gewinnst ziehen, wurden aber neidisch, da die Aachner alle übrigen vernichtete, und gleich entstand die verbrüderete Verfolgung. Ich muß aber auch etwas sagen, warum meine Zeitung so berühmt wurde.

Ich kannte die meisten Höfe und Staatsverbindungen und hatte die größten Männer zur Korrespondenz; folglich konnte ich, anstatt geschehene Dinge anzukündigen, die künftigen voraussagen; dabei war mein Vortrag angenehm und in Staatsfachen allezeit zweideutig, so daß die Folgen meistens auf meine Vorspiegelung gedeutet werden konnten.

Prinz Karl<sup>1)</sup> aus Schweden, erster Bruder des Königs, zeigte mir bei seinem Aufenthalt in Aachen und Spaa ein unbegrenztes Vertrauen, und ich begleitete ihn bis Holland. Beim Abschied in Mastricht, wo ich ihn in die unterirdischen Gänge führte, sagte er mir: „Trenck, wenn der König, mein Vater, stirbt, so wird mein Bruder souverän oder wir verlieren alle drei die Köpfe“.

Der König<sup>2)</sup> starb, und eine Zeit nachher schrieb mir Prinz Karl: „Die Sache, wovon wir in Mastricht sprachen, wird nächstens unfehlbar vollzogen werden, und dann kommen Sie nach Stockholm.“

Gleich ließ ich in der Aachner Zeitung drucken:

„daß in Schweden eine Revolution ausgebrochen sei,

1) Der spätere Karl XIII. von Schweden (1758—1818).

2) Adolf Friedrich II., König von Schweden, starb 1771, sein Sohn Gustav III. (1746—1792) stürzte die herrschende Adelspartei.

und der König die Souveränität wirklich behauptet habe“.

Die anderen Zeitungen fingen an, sich über diesen Artikel aufzuhalten; ich ließ aber in die meinige drucken:

„daß man für alles, was in der Nachner Zeitung unter dem Titel Nachen als Original gedruckt würde, tausend Dukaten in Wette dem anbiete, welcher die Wahrheit in Zweifel stellen wolle.“ — Und gleich darauf kündigte man den Vorgang wirklich aus Schweden an.

Dies war ein Zufall, der ungefähr glückte, aber meine Zeitung überall akkreditierte.

Die polnische Teilung habe ich gleichfalls um sechs Wochen früher angekündigt, als sie anderswo bekannt wurde. Auch das französische Ministerium beschwerte sich, weil ich in einem Artikel geschrieben hatte:

„die drei Adler hätten, da sie den polnischen Bären rupften, keine Feder aus ihren Flügeln verloren, womit man im Versailler Kabinett schreiben könne. Seit Mazarins Tod schriebe man daselbst nur mit Gänsefedern. — —“

Endlich schrieb ich auf spezielles Begehren Ihrer Majestät des Königs von Polen die ganze wahrhafte Geschichte des entworfenen Königsmordes<sup>1)</sup>, und nannte sogar den Nuntius, welcher diesem Mörder im voraus die Generalabsolution gegeben hatte.

Nun war Feuer im Dache, Rom selbst forderte einen Widerruf, der Nuntius in Köln spie Gift und Flammen, drohte mit Exkommunikation und meine Monarchin selbst legte sich in das Mittel.

Ich erhielt aber aus Warschau sogar das Zeugenverhörprotokoll zu meiner Rechtfertigung, drohte mit dem öffentlichen

1) Er meint wohl die Entführung des Königs am 3. November 1771 durch die Konföderierten.

Drucke desselben und stand unbewegt mit erhobenem Kopfe. — Auf einmal wurde alles still und die stürmenden Fledermäuse verloren sich vor dem Glanze der Wahrheitssonne in ihre Schlupfwinkel.

Meine Souveränin schrieb an den Reichsoberpostmeister und bat ihn, daß er die so gefährliche Uachner Zeitung in allen seinen Postämtern verbieten sollte. Ich erhielt Wind davon und hörte mit dem neuen Jahre selbst auf, schrieb aber indessen einen kleinen Traktat<sup>1)</sup> über die Partage von Polen, der Beifall fand, mir aber auch neue Feinde auf den Hals lud.

Inzwischen, da alles dieses vorging, waren die Pfaffen nicht müßig. Der Uachner Magistrat bestand meistens aus Leuten vom niedrigsten Pöbel und der Schöffensstuhl aus Ignoranten oder wirklich nichtswürdigen Kerlen, wovon ich nur allein den Baron Lamberte und de Witte ausnehme. Diese sahen, daß ich in Wien wenig Schutz fand, glaubten folglich, mich ungestraft beleidigen zu können und mich hierdurch aus ihrer Gegend zu entfernen, wo ich ihnen zu hell in die Karten sah. Besonders wußte ich auch, daß die Schöffen, Klotz und Fürth nebst dem Vogtmajor Geyer die Depositentkassette mit 40000 Talern gestohlen und unter sich geteilt hatten. Ich war diesen elenden Geschöpfen folglich ein gefährlicher Mann.

Man suchte also Handel mit mir und schickte mir unter einem vom Zaun gebrochenen Vorwand einen Schergen in das Haus, um mich persönlich auf das Rathhaus zu zitieren.

Nun ist reichskundig, daß kein Ratsmagistrat einen kaiserlichen Stabsoffizier zu persönlicher Erscheinung vorladen darf.

1) Der Traktat betitelte sich: Beantwortung auf die in französischer Sprache erschienene Schmähchrift, betitelt: Anmerkungen über die Erklärung der Wiener, Petersburger und Berliner Höfe, die Zergliederung der Republik Polen betreffend. Uachen 1773, 8<sup>o</sup>.

Meine Kompetenz war der Hofkriegsrat in Wien, mit dessen Erlaubnis ich in Aachen in meiner Uniform lebte. Noch ist dieses zu bemerken: Wenn ich auch als wirklicher Bürger in Aachen ohne Charakter lebte, so darf doch kein Scherge in eines Bürgers Haus eintreten, sondern muß an der Türschwelle stehen bleiben und die Zitation ankündigen.

Dies geschah bei mir *dolore* nicht. Der Scherge war dreimal in meinem Hause gewesen, da ich ausgegangen war, und anstatt die Zitation abzugeben, forderte er persönlich mit mir zu sprechen. Man meldete ihn mir zum viertenmal, ich ging hinunter, und der Kerl stand vor mir mit dem Hut auf dem Kopf vor meiner Uniform, welches er dem ärmsten Bürger nicht tun darf.

Ich schlug ihm den Hut vom Kopf und warf ihn mit einem Fußtritt zur Türe hinaus. Nun schickte der Magistrat sogleich eine grundfalsche Klage an den Reichshofrat in Wien ein. In dieser Klage hieß es trocken weg: Ein sicherer Bürger, namens Trenck, hätte sich auf die gröbste Art gegen seine Obrigkeit vergriffen. Er gäbe vor, daß er kaiserlicher Major sei und wolle nur vom Hofkriegsrat in Wien allein abhängig sein, man frage an, was der Magistrat zu tun habe.

Nun fiel ich zum Unglück in die Hände des Reichshofrates Grafen Grävenitz<sup>1)</sup>. Dieser war schon bestochen, referierte grundfalsch, daß ich gar nicht als kaiserlicher Major anzusehen sei, weil ich wirklich in Aachen ein eigenes Haus besäße und

1) Graf Grävenitz, ursprünglich in Schwerin Kanzleiauditor, war seit 1772 Reichshofrat in Wien und nahm 1785 wegen Krankheit und verschiedener Schicksalsschläge seinen Abschied, worauf er sich nach Polen begab, wo es ihm auch sehr schlecht ging. 1787 suchte er in Berlin Hilfe, über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Zu seinen Gunsten gegenüber den Angriffen Trencks erschien: „Wahrhaftige Erzählung der Schicksale des . . . Grafen v. Grävenitz zur Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Freiherrn von der Trenck. Frankfurt und Leipzig, 1788, 8°.“

mich als Bürger der Jurisdiktion unterworfen hätte. — — —  
Ich wurde gar nicht befragt, und das schimpflichste Konklusum gegen die kaiserliche Uniform fiel dahin aus, „daß ich platterdings allein der Aachner Jurisdiktion unterworfen sei“.

Ich nahm die Post, eilte nach Wien, nahm vom Magistrat selbst das Attestat mit, daß ich kein Haus in Aachen besitze, auch nie das Bürgerrecht angenommen, sondern in kaiserlicher Uniform daselbst rühmlich gelebt hätte.

Ich erhaschte auch zufällig einen Originalbrief vom Grafen Grävenitz an den Postmeister Heimsberg <sup>1)</sup>, der mich gleichfalls in einer grundfalschen Forderung gerichtlich belangt hatte. In diesem schrieb er: „daß zwar alles Recht auf meiner Seite sei, er sollte sich aber auf ihn verlassen, daß ich keines erhalten würde. Er wolle mich schon durch Verzögerung müde zu machen wissen.“

Ich wandte mich an den Hofkriegsrat, fand aber keinen Schutz, weil der Reichshofrat schon gesprochen hatte, ich wandte mich auch mit dem Grävenitzschen Brief an den Hof, um eine Parteilichkeit zu erweisen, fand aber kein Gehör, weil ich eine ganze Gerichtsstelle anzuklagen schien, und der Referent durfte nicht Unrecht haben.

Sobald aber die Aachner Schurken sahen, daß ich gar keinen Schutz in Wien fand, verurteilten sie mich als einen ungehorsamen Bürger, der nicht auf ihre Zitation erscheinen wollte, zu 300 Goldgulden Strafe und vollzogen auch das Urteil in meiner Abwesenheit, indem sie durch gedrohte Exekution meine unschuldige Frau zwangen, das Geld zu erlegen.

Ich reiste nach Aachen; im äußersten Grade über ein solches Verfahren aufgebracht, schrieb ich an den Hofkriegsrat nach Wien und fragte: Da laut reichshofrätlichem Konklusio, die

1) Nach „Wahrhafte Erzählung usw. a. a. D.“ fiel der Prozeß mit Heimsberg erst in eine spätere Zeit, in das Jahr 1774, während die Anfrage des Magistrats schon am 8. Februar 1773 eingebracht wurde.

kaiserlichen Stabsoffiziere der Willkür der Reichsmagistrate platterdings mit Schmach überlassen wären, so frage ich hiermit an: „Ob, falls es dem Magistrat beliebte, mir 25 Prügel geben zu lassen, ich dieselbe auf der Uniform geduldig empfangen sollte?“

Die Dekretation dieses Memorials war: „Dem Begehren des Supplikanten wird nicht stattgegeben.“

Ich antwortete hierauf so, wie ein Mann meiner Gattung in dergleichen Fällen antworten soll, und hierbei blieb es.

Auch der Postmeister Heimsberg in Aachen benützte diese Gelegenheit, ich stand mit ihm in Rechnung wegen der Zeitung. Und er hatte eine Handschrift von mir in den Händen, daß er mir 1000 Reichstaler auf Rechnung bezahlt habe.

Diese 1000 Reichstaler klagte er beim Magistrate als eine Schuldforderung zu einer Zeit ein, da er wirklich 2300 Taler von meinem Gelde in seiner Kasse hatte. Und dennoch erhielt er Sentenz und zwar ohne alle legale Prozedur und ohne mich anzuhören, — — daß ich diese 1000 Taler auch bezahlen solle, und behielt mein Geld bisher auch.

Ich appellierte an den Reichshofrat — — hier geriet ich abermals in Grävenitz Hände. Er hatte hundert Dukaten Geschenk vom Postmeister erhalten. Und folglich wurde mir nach vierjährigem Aufschub die Appellation abgeschlagen. Indessen hatte mir dieser Heimsberg, sich auf seinen ersten Spruch stützend, in Köln einen ungarischen Weintransport gegen 3800 Taler im Werte gegen alle Reichsgesetze arrestiert, diesen Wein nicht zu Gerichtshänden, sondern in seines Bruders Keller gelegt, wo er rein ausgesoffen worden. Ich legte selbst beim Magistrat eine Stadtoobligation von 3000 Talern zur Sicherheit bis zur ausgemachten Sache nieder und forderte Zahlung meines bereits laut gerichtlich erwiesenen Dokumenten in Köln ausgetrunkenen Weines. Nichts half, alles blieb acht Jahre hindurch arrestiert. Nichts half! Grävenitz drang durch.

Im Jahre 1778 kam ich in Wien zufällig mit dem Grafen Grävenitz zusammen, der mich vorher nie gesehen hatte. — Mit nassen Augen und gerührtem Herzen sagte er mir — „Trenck, ich verdiene alles, was Sie wieder mich gesprochen und geschrieben haben. Ich bin hintergangen worden; werden Sie mein Freund! Vergessen Sie das Vergangene — — ich will alles wieder gut zu machen suchen . . . .“

Ich umarmte ihn gerührt, er hat auch wirklich sein Wort gehalten. Da er aber im Räte auftrat und nunmehr die Wahrheit für mein Recht reservierte, fiel ihm jemand in die Rede und sagte: „Herr Graf! Sie sprechen vielleicht jetzt für den Trenck aus eben solchen Ursachen, wie in der Palmischen<sup>1)</sup> Sache — —“

Hierauf mußte er das Maul halten, weil er unlängst überzeugt worden, daß er in verschiedenen Fällen Geschenke angenommen hatte. Und ich war das Schlachtopfer dieser Begebenheit, wobei der Erinnerer seinen auf Fanatismus gegen den keßerischen Trenck gegründeten Haß an mir auszuüben Gelegenheit fand. Oder vielleicht erinnerte er sich noch nach 30 Jahren an ein Kompliment, welches ich ihm im Kempfischen Hause machte, da er mir in Liebesfachen einen Mitbuhler spielen wollte.

Vor zwei Jahren wurde endlich der Herr Graf Grävenitz von unserem Monarchen gründlich erkannt, vom Reichshofrat kassirt, aber leider zu spät für mich — — und lebt jetzt wie die meisten meiner Feinde verachtet in Armut und Schmach im Königreich Polen. —

Vom Jahre 1774 bis 1777 brachte ich meine Zeit meistens mit Reisen in allen englischen und französischen Provinzen zu und wurde durch meine Schriften so bekannt, daß ich mich in London und Paris hätte für Geld sehen lassen können.

1) Über diese Angelegenheit siehe „Wahrhafte Erzählung usw. a. a. D. S. 27 ff.“



Herr Franklin<sup>1)</sup>, der amerikanische Minister, wurde mein Busenfreund, und sowohl er, als der Kriegsminister Graf Saint Germain<sup>2)</sup>, und der Staatsminister Vergennes<sup>3)</sup>, machten mir die vorteilhaftesten Vorschläge, nach Amerika zu reisen.

Frau und Kinder hielten mich allein ab. Ich hätte aber sicher ihr Glück besser in einem anderen Weltteile, als in Europa, gemacht.

Auch der Landgraf von Hessen-Kassel, mein besonders gnädiger Herr, eben der, welcher als Erbprinz zur Zeit meiner Gefangenschaft Gouverneur in Magdeburg war und mir so viel Gutes bezeugt hatte, trug mir an, ein Kommando unter seinen Truppen in Amerika anzunehmen, ich gab aber zur Antwort: „Gnädiger Herr, mein Blut wallt in meinen Adern nur für die Freiheit. Nie werd' ich helfen, Sklaven machen; ich würde also mit Dero braven Grenadieren sicher die Partei der Amerikaner ergreifen.“

Im Jahre 1775 schrieb ich in Aachen den zweiten Jahrgang meiner bekannten Wochenschrift „Der Menschenfreund.“

Das Eis war aber bereits gebrochen, die Bürgerschaft hatte gelesen, war klüger geworden, und die ausgelachten Mönche fingen schon an, sich vor mir zu verkriechen. Ich hatte schon Anhang, und der Erzpriester<sup>4)</sup>, welcher räsionniert hatte, wurde geprügelt.

1) Benjamin Franklin (1706—1790), der bekannte amerikanische Freiheitsheld.

2) Graf Claude Louis Saint-Germain (1708—1778), zuerst Militär in deutschen, dann in französischen Diensten; auch mit diesen unzufrieden, begab er sich in dänische, wo er Feldmarschall wurde und nach dem Verlust seines Vermögens wieder nach Frankreich zurückkehrte.

3) Graf Charles Gravier v. Vergennes (1717—1787), hervorragender französischer Staatsmann.

4) Es handelt sich um Franz Anton Lewis (gest. 1786), der durch seine Schwester mit den Lords Herbert verwandt ist. Dieser hatte in

Alles, was sie tun konnten, geschah nunmehr im Beichtstuhl, so daß in diesem Jahre viele wohlhabende Leute aus der Gegend von Köln, Bonn und Düsseldorf zu mir nach Aachen kamen, um heimlich mit mir zu sprechen. Wenn ich dann fragte, was sie wollten, war die Antwort: ihre Geistlichen hätten ihnen versichert, daß ich eine neue Religion lehre, wo man sich dem Teufel verschreiben müsse, dann aber Geld genug von mir erhalten könne. Sie wollten also die Religion von mir annehmen, wenn sie nur Geld erhielten, und dem Teufel würde sodann ihr Beichtvater schon die Nase zu drehen wissen. — „Kinder! Freunde!“ erwiderte ich; „ihr seid von euren Pfaffen betrogen. Diese sind eigentlich eure Teufel. Ich wenigstens kenne keine boshafteren. Wäre dieses wahr, daß ich eine neue Religion für die Herren Teufel durch Geld errichten könnte, so wären eure Bischöfe und Priester gewiß die ersten, welche bei mir katholisch würden. — Ich bin ein guter Christ, ein ehrlicher Mann, meine Freunde! Geht in Gottesnamen nach Hause, erfüllt eure häuslichen Pflichten, dann braucht ihr keinen Teufel, der Geld bringt. Laßt euch nur von euren Pfaffen nicht um euren letzten Groschen betrügen und rupft dem geweihten Lügner den Bart, der euch zu mir nach Aachen geschickt hat!“

So weit geht die Franziskanerbosheit, daß sie mich nunmehr, um mich bei dem Volke verhaßt zu machen, im Beichtstuhle als einen Zauberer und Religionschänder schilderten. Sie haben aber nichts bei dem Trenckschen Kriege gewonnen und wurden zuletzt das Gespött des Pöbels, so daß einige zu mir kamen und mich baten, ich möchte ihnen eine schöne maria-nische Predigt am Tage der Empfängnis Mariä machen.

Noch eines habe ich am gehörigen Orte von der hohen Aachner Obrigkeit zu sagen vergessen.

den Jahren 1772, 1775 und 1776 Pamphlete gegen Trencks „Menschenfreund“ veröffentlicht (vgl. darüber meine und v. Porthems Trenckbibliographie, S. 27 f., 37 f.).

Der Schöffengerichtspräsident daselbst, sogenannter Bogt und Maier, welcher ein Sohn des Wechslers Geyer ist und jetzt Baron von Geyer heißt, hatte im Jahre 1778 in Amsterdam nebst einem getauften Juden einen holländischen Kaufmann um 80000 fl. betrogen, weil diese noble Gesellschaft das kurpfälzische Wappen nachgestochen, falsche Reskripte aus Düsseldorf fabriziert und falsch ratifizierte Kontrakte hervorgebracht hatte.

Geyer wurde in Amsterdam ertappt und sollte gehenkt werden, entfloh aber durch die Hilfe eines treuen Bedienten und kam wieder nach Aachen, wo dieser saubere Herr noch bis jetzt als kurpfälzischer Bogt und geheimer Rat angestellt ist. Vor drei Jahren wurde er auch überwiesen, daß er die Depositenkasse geplündert hatte. Seine schöne Frau war aber ehemals generis communis und hat ihm viele Freunde bei Hofe gemacht. Das ist der feine Kerl, dessen Bericht in Wien *fidem publicam* gegen einen Trenck gefunden hat!

Indessen hatte ich immer meinen Weinhandel mit so gutem Erfolge fortgesetzt, daß ich bereits in London, Paris, Brüssel, im Haag und in Hamburg meine Magazine und gegen vierzigtausend Gulden gewonnen und die vorteilhafteste Aussicht für mich in England zu hoffen hatte.

Ein einziger unglücklicher Tag warf aber auf einmal alle meine Arbeit über den Haufen. Und auch als Kaufmann suchte das Glück an mir seine Tücke auszuüben.

Ich war persönlich in London, und wurde durch einen Betrüger (in London Swindler genannt) so schändlich berückt, daß ich auf einmal achtzehntausend Guineen auf eine Art verlor, deren treue Erzählung der Nation wenig Ehre machen würde. Die Schuld lag eigentlich an meinem Schwager, einem jungen Menschen, der die Weine abfolgen ließ, ehe er das Geld in Händen hatte. In England ist aber gar kein Gesetz gegen einen Betrüger. Es heißt überhaupt: traue niemandem,

so wirst du nicht über Betrug zu Klagen haben. — Und da ich wirklich betrogen war und bei meinen Freunden Rat und Hilfe suchte, wurde ich von allen verspottet, die sich freuten, daß ein Engländer einen Deutschen betrügen konnte. Diesen Vorfall umständlich zu schildern, gestattet mein Raum nicht, den ich noch für merkwürdigere bedarf. Etwas muß ich aber doch hier davon sagen, weil wir so sehr von der Würde der britischen Nation und von ihrer Gerechtigkeit eingenommen sind.

Da ich um meinen Wein betrogen war, eilte ich sogleich zum Richter der Stadt, Herrn John Fielding<sup>1)</sup>. Dieser kannte mich und sagte mir sogleich, er wisse schon durch seine Rundschafften, daß ich von den Swindlern grob betrogen worden sei. Er wisse auch die Häuser schon, wo mein Wein verteilt zu finden wäre. — Mir zuliebe wollte er also etwas Besonderes tun und mir starke Hand von der Polizei mitgeben, um wieder zu nehmen, was ich noch finden konnte. Ich wußte aber nicht, daß er selbst schon zweihundert Boutillen von meinem besten geraubten Tockayer in seinem Keller liegen und mit geteilt hatte, das übrige war nur eine Fallgrube, die mir der edle Richter selbst legte, welcher mit den Swindlern den Raub teilte, die feinsten für seinen Nutzen erhielt und nur die dummen und ungeschickten hängen läßt.

Er gab mir nun einen sogenannten Konstabel- oder Polizei-offizier nebst sechs Untergebenen und befahl ihnen zu tun, was ich fordern würde. Ich selbst hatte zum Glück rasende Kopfschmerzen und konnte nicht mitgehen; gab also

1) John Fielding, der Bruder des Dichters Fielding, Rechtsgelehrter, gestorben zu Brompsen am 27. September 1780. — Es ist merkwürdig, daß Trenck, der mit Casanova manche Ähnlichkeit aufweist, gerade so wie Casanova mit diesem englischen Richter, der übrigens wie die Themis selbst blind war, keine gute Erfahrung machte. Auch Casanova wurde durch diesen Richter, dessen Gerechtigkeitsliebe Lichtenberg in seiner Erklärung von Hogarths Kupferstichserie: *The harlots progress* rühmt, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

meinem Schwager<sup>1)</sup> den Auftrag, der besser englisch als ich sprach.

Nun führte ihn der Polizeidiener an eines Juden Haus und sagte meinem Schwager: „Herr! in diesem Hause sind die Weine versteckt.“ — Die Haustüre war am hellen Tage zugeschlossen — — wohl zu merken! alles vorsetzlich, um mich zu fangen.

Der Konstabler sagte nun: „Stoßen Sie die Türe auf, mein Herr!“ — Gleich war sie offen. — Der Jude kam im verstellten Schrecken herbeigelaufen und fragte: „Was wollt ihr Herren?“ — Mein Schwager sagte: „Ich will meine gestohlenen Weine.“ — Antwort: „Was euch gehört, mein Herr, das nehmt! Tut mir aber keine Gewalt, denn ich habe den Wein gekauft.“ — Mein Schwager geht nebst der Polizei in das Gewölbe (denn Keller haben die Londner nicht) und findet einen großen Teil meiner Weine. Gleich schreibt er an Sir Fielding, er habe meinen Wein gefunden, was er damit machen solle? Fielding antwortet nur mündlich, er solle ihn dem geben, dem er gehöre. Nun nimmt mein Schwager Wagen und schickt die Weine in meine Wohnung.

Auf eben die Art führte ihn die Polizei in ein anderes Judenhaus. Es geschieht eben das, mit eben den Umständen. Und so kommt er zu Mittag fröhlich mit dem Weine zu mir.

Am folgenden Tage kommt eben der Konstabler von der Polizei und sagt, er habe mit meinem Schwager zu sprechen. Er geht mit ihm unter dem Vorwande, daß er zu Herrn Fielding kommen solle. Kaum ist er auf der Straße mit ihm, so berührt er ihn mit dem weißen Stabe und nimmt ihn als einen Räuber in das Gefängnis.

Wohl zu merken, daß in London niemand von der Polizei

1) Franz Jos. v. Broe, der später auch Bürgermeister von Aachen wurde.

im Hause arretiert werden kann. Sobald er aber auf der Straße ist und ihn der Konstabler mit dem Stabe berührt, ist er ohne Rettung gefangen, und alles Volk hält ihn auf, wenn er laufen will.

Ich sah aus dem Fenster dem Spektakel zu und konnte nicht helfen; fuhr aber sogleich zum Fielding und fragte, was dieses zu bedeuten hat.

Hier saß der Schurke im Richtertone da und sagte, mein Schwager sei wegen Räuberei und Felonie kriminaliter angeklagt, auch schon überwiesen; die Juden oder Swindlers hätten alle geschworen, daß sie diesen Wein von mir gekauft hätten. Es sei meine Schuld, wenn ich mich nicht hätte bezahlen lassen und die englischen Rechte nicht kenne. Sechs Swindler hätten geschworen, daß sie den Wein richtig bezahlt hätten. Dies hätte er nicht gewußt, sonst würde er mir die Polizei nicht bewilligt haben. Mein Schwager hätte noch dazu die Türe aufgesprengt und den Wein, der nicht sein war, mit Gewalt weggenommen. Dies sei legaliter erwiesen, folglich ein offener gewaltsamer Einbruch und Räuberei.

Er riet mir also in Eile, tausend Guineen Kaution für meinen Schwager zu stellen, daß er sich bei Kingsbank oder bei dem Obergerichte zur Verantwortung auf allmaliges Begehren stellen wolle, sonst sei sein Prozeß bald gemacht und in wenigen Tagen würde er aufgehängt<sup>1)</sup>.

Man urteile, wie mir zumute war, so gottlos mißhandelt zu werden; und wie gerne ich einem solchen Schurken als Obergerichter der Stadt London den Degen durch die Brust gehohlet hätte.

Ich eilte zu einem Advokaten, der mein Freund war. Dieser sagte mir eben das und hieß mich eiligst Kaution schaffen, dann wolle er schon die Sache ausführen.

1) Die Sache ist allerdings echt und bezeichnend englisch, sie wurde aber sicher durch irgendeinen Trenchschen Gewaltstreich hervorgerufen.

Ich ging zum Lord Mansfield<sup>1)</sup> — gleicher Bescheid.

Ich suchte alle meine großen Freunde auf, die Parlamentsmitglieder waren, alle lachten, daß ich mich hätte betrügen lassen und in London Handel triebe, ohne die Gesetze zu kennen.

Lord Grosvenor<sup>2)</sup>, mein spezieller Freund, sagte mir: „Schicken Sie andere Weine nach London; wir wollen sie alle so gut bezahlen, daß Sie Ihren Schaden bald einholen werden.“ — Dies war Nationalcharakter; ich bin auch gewiß, daß er Wort gehalten hätte, besaß aber nicht den Vorschuß dazu.

Endlich ging ich zu meinem Weinhändler Stert und Plazkett Kompagnie, wo ich noch einen Vorrat von mehr als tausend Guineen an Wein liegen hatte. Diese stellten die Kaution für meinen Schwager, und binnen vier Tagen hatte ich ihn in Freiheit.

Indessen hatte Fielding die Polizei nebst den Juden in mein Haus geschickt, mir alle meine Weine, die ich hatte, wegführen lassen und den Juden als ein ihnen geraubtes Gut zurückgegeben.

Die Juden drohten sogar, mich als den Fehler dieses ihnen geraubten Weines gleichfalls arretieren zu lassen.

Ich eilte aber aus London und fuhr von Dover nach Calais<sup>3)</sup>. Von da aber nach Paris, wo ich in Eile allen meinen Weinvorrat für halben Preis verkaufte, meine Wechsel damit honorierte und dem ganzen Weinhandel ein Ende machte.

Im Jahre 1776 kam der schwedische General Sprengt-

1) Lord William Murray Mansfield, berühmter englischer Rechtsgelehrter und Staatsmann (1705—1793).

2) Wahrscheinlich Richard Grosvenor, erster Baron und Earl Grosvenor, gest. 1802, dem der Herzog vom Cumberland seine Frau entführte. Grosvenor war auch Casanovas Nebenbuhler.

3) Auch Casanova mußte sich ähnlich aus England flüchten.

porten <sup>1)</sup> nach Aachen. Dieser hatte die ganze Revolution zum Vorteile des Königs entworfen, auch die Ausführung befördert. Er wurde auf einmal mißvergnügt, verließ plötzlich Schweden und kam von der tiefsten Hypochondrie geplagt in die Aachener Bäder.

Da er nun für Schweden der gefährlichste Mann war, der sogar dem König selbst nach der Revolution vor der Front seines Garderegimentes sich zu sagen erfrechte: „Solange Sprengtporten den Degen in der Faust hält, hat der König nichts zu kommandieren.“

Nun fürchtete man, er würde nach Rußland gehen, und ich erhielt den Auftrag im Namen des Monarchen vom Prinzen Karl, alles mögliche zu tun, um eine Bekanntschaft zu machen und Sprengtporten nach Schweden zurückzubringen.

Nichts war schwerer als dieses Geschäft mit einem Manne, dessen Hochmut unbegrenzt und dessen Eigensinn ihn zugleich mit dem größten Verstande wirklich zum Narren machte, der überdies alles verachtete, was nicht Schwede war.

Im Jahre 1776 kam der königlich preussische Etatsminister Graf von Herzberg <sup>1)</sup> nach Aachen, um daselbst die Bäder zu gebrauchen. Ich genoß die Ehre seiner Bekanntschaft und seines Umganges täglich, ganze drei Monate hindurch, und begleitete diesen wahrhaft großen Mann überall hin. Seiner Seelengröße habe ich es zu danken, daß ich gegenwärtig in meinem Vaterland mit Ehre und Beifall auftreten darf.

1) Graf Georg Magnus Sprengtporten, geb. um 1740, ein abenteuerlicher Soldat, der sich bei der separatistischen Bewegung in Finnland kompromittierte und um 1780 sein Vaterland Schweden verlassen mußte, schließlich in russische Dienste trat, dort General wurde und schließlich sogar gegen sein Vaterland kämpfte. Er starb 1819 in St. Petersburg nach einem äußerst bewegten Leben, in dem auch die Frauen eine große Rolle spielten. Sprengtporten war auch der Freund Casanovas, wie Briefe in Dug beweisen.

2) Graf Eduard Friedrich Herzberg (1725–1795), Minister Friedrichs des Großen, 1791 verabschiedet.



Ubrigens brachte ich meine Zeit in Aachen und Spaa, die mir von den großen Reisen übrigblieb, nie müßig zu. Und da ich in meiner Wochenschrift auch die Spieler- und Spitzbubengesellschaft ernsthaft angriff, welche daselbst alle Fremden und Einwohner mit bischöflicher und magistratischer Erlaubnis auf die schändlichste Art plündert, da ich auch die fremden großen Herren kannte, welche nach Spaa kommen, um mit diesen Beutelschneidern vereinigt den Raub zu teilen, so geriet ich in neue Gefahr, von einem dieser Verwegenen ermordet zu werden, denen nichts mehr übrig bleibt, sobald ihr wahrer Charakter öffentlich aufgedeckt ist. Meine wunderbare Erhaltung gegen Mönchswut und Spitzbubenarglist erweist aber, daß reine Tugend, ein unbefleckter Lebenswandel und ernsthafte Gegenwart des Geistes überall den Kopf emportragen kann und zuletzt alle Anschläge niederträchtiger Bösewichte zernichtet.

Freilich lebte ich bei immerwährendem Kampfe und Verfolgungen ruhig. Es reut mich eben nichts, was ich in diesem Fache getan habe. Manchen jungen Menschen, manchen braven Mann, der in Spaa seine Gesundheit suchte, warnte ich vor dem Spiel, hielt ihn zurück, lehrte ihn alle Betrüger persönlich kennen und meiden. Dieses war der Spielergesellschaft so nachtheilig, daß der Bischof zu Lüttich selbst, der vierzig Prozent vom ganzen Gewinnste genießt, dagegen aber die Schelme protegirt, mir 500 Louisdors jährliche Pension proponieren ließ, wenn ich von Spaa wegbleiben wollte, und drei Prozent vom ganzen Gewinnste, wenn ich so wie der Oberst R . . . t, ein Adjutant und Werber für die Spieltsche, mitmachen wollte.

Man kann urtheilen, was ich antwortete. Und eben deshalb wollte mich die heilige Kirche exkommunizieren.

Da ich nun 16 Jahre hindurch meistens den ganzen Sommer in Spaa mit meiner Familie lebte, so wurde mein Haus allgemach der Zusammenfluß aller großen und rechtschaffnen

denkenden Fremden. Und die reine, beste Gesellschaft blieb allein für mich, welches den Neid desto mehr gegen mich aufbrachte, mir aber den Aufenthalt daselbst desto angenehmer machte, weil ich hierdurch in ganz Europa in meiner wahren Gestalt bekannt wurde.

Nun muß ich aber auch meine Begebenheit erzählen, welche Hofmänner, Hoffränke und Menschenkünstgriffe schildert und beweist, daß ein ehrlicher Mann für sich allezeit nichts Vortheilhafteres tue, wenn er sich in Sachen mischt, die ihn direkt nichts angehen. Wie manche Widerwärtigkeit hätte ich weniger erdulden müssen, wenn ich weniger edel denken konnte! Wie mancher Verfolgung wäre ich ausgewichen, wenn ich mehr für meine eigene Ruhe gesorgt und mich nie um fremde Geschäfte bekümmert hätte.

Hier folgt die Erzählung abgekürzt, aber im wesentlichen treu und so geschildert, wie ich den Beweis noch heute führen kann.

Der regierende Bürgermeister Kahr<sup>1)</sup> in Aachen hatte es durch seine List soweit gebracht, daß er wirklich ebenso unumschränkt wie ein Sultan im Orient in einer freien Reichsstadt herrschte. Alle ehrlichen Leute waren unterdrückt und seine Ratsglieder bestanden aus dem Schein des niedrigen Pöbels, mit denen er willkürlich gebieten konnte.

Der Pfälzische Vogt und Maier hingegen, der Baron Geyer, war ein sehr schwacher Mann, zugleich aber ein Pfaffenknecht, ein Fanatiker, und folglich zu aller möglichen Niederträchtigkeit fähig. Seine Frau schonte ihres Mannes Ehre wenig. Und damals hatte sie neben einem jungen Kanonikus noch den kurpfälzischen Oberjägermeister Baron Blankart zum erklärten Liebhaber.

1) Johann Lambert Kahr war von 1763—1775 allerdings siebenmal Bürgermeister, was sich übrigens auch durch den Umstand erklärt, daß geschäftskundige Männer zu diesem Amt nötig waren und solche Geschäftskunde konnte eben nur im Amt erlangt werden.

Nun hatte diese Madame Geyer einen Ehrenstreit mit der Schwester des regierenden Bürgermeisters und ihrem Anhange; Baron Blankart war der Schwager des Jülich und Bergschen damaligen Ministers Grafen Goldstein<sup>1)</sup>, und um den Schimpf seiner Dulcinea zu rächen, rückten auf einmal zweitausend Mann kurpfälzische Truppen auf Exekution in die Stadt.

Die Sache kam zu einem Reichsprozesse, wobei Rahr kein Geld schonte, das ihm nicht gehörte. Es wurde eine kaiserliche Kommission ernannt, welche die Stadt auszog und dem Kurfürsten den Beutel zugleich fegte.

Nun war einer der strittigen Artikel in quaestione, daß Goldstein den Magistrat hindern wollte, die Hazardspiele zu privilegieren. Indessen aber, da dieser Prozeß fünf Jahre dauerte, ließ Herr von Goldstein selbst vor der Stadt die Pharaobank halten, die er dem Magistrate verhinderte. Herr von Geyer, auch der pfälzische Kommissarius Knapp waren mit in der edlen Spielerkompagnie und diese Herren zogen ihren Eigennutz dem kurfürstlichen Interesse und der Menschenpflicht vor. Sie suchten also, um diesen infamen Gewinnst zu genießen, die ewige Dauer des Prozesses, zogen das kurfürstliche Geld, ruinierten die Stadt und taten nichts.

Auf der anderen Seite hatte der Bürgermeister Rahr eben dieselben Absichten, daß der Prozeß, so lange er lebe, dauern solle. Denn wenn er ausging und die Bürgerschaft erkennen mußte, daß er allein durch seinen starken Eigensinn die großen Kosten und Handel der Stadt verursacht hatte, so war er

1) Es war Graf Johann Ludwig Franz v. Goldstein, der famose Finanzminister des Kurfürsten von der Pfalz Karl Theodor. Seine Ernennung verdankte er dem kuriosen Umstand, daß der Kurfürst bemerkte, daß Goldstein aus einer prächtigen goldenen Dose mit vieler Würde und Anstand schnupfte (siehe Behse, Geschichte der Höfe der Häuser Bayerns, 2. Band, S. 142).

sicher abgesetzt, entehrt und zur Ersetzung des Schadens verurteilt. Beide Teile wollten also kein Ende haben und Stadt und Kurfürst waren betrogen.

In dieser Lage, und da ich alles als Augenzeuge kannte, sprach ich mit den anderen Bürgermeistern Baron Wylre<sup>1)</sup> und Herrn von Richterich<sup>2)</sup>. Ich forschte bei ihnen, unter was für Bedingungen die Stadt sich mit Kurpfalz vergleichen wolle. Der Streit wegen des Lombards und wegen der Malzweihe waren die Hauptartikel.

Nun nahm ich die Post, fuhr nach Mannheim, machte meinen Entwurf schriftlich, ging nach Hofe und bat den Kurfürsten<sup>3)</sup>, der allezeit mein besonders gnädiger Herr war, um eine Privataudienz in seinen eigenen Angelegenheiten. Gleich wurde ich auf den anderen Tag bestellt.

Die verwitwete Kurfürstin von Sachsen<sup>4)</sup> war eben angekommen und bei dieser brachte ich den ganzen Nachmittag in Unterredung zu, wobei ich ihr auch die eigentliche Absicht dieser Reise entdeckte.

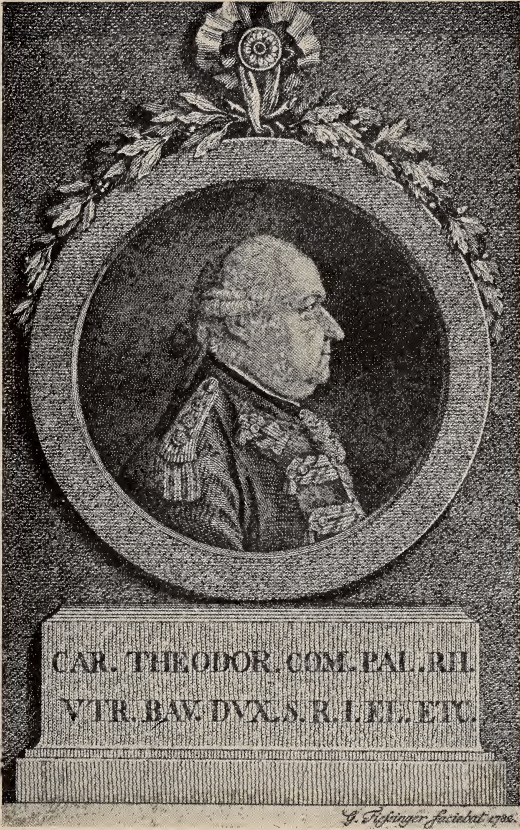
Am folgenden Tage erschien ich zu bestimmter Stunde in dem Vorzimmer bei Hofe. Es war aber kein Kammerherr da, um mich anzumelden. Der Kurfürst kam um 11 Uhr heraus, redete mich an und sagte: „Trenck! ich habe heute zwei Stunden auf Sie gewartet.“ — „Gnädiger Herr!“ war meine Ant-

1) Freiherr v. Wylre war von 1768—1781 elfmal Bürgermeister von Aachen.

2) Jos. Kaver v. Richterich war von 1757—1785 fünfzehnmal Bürgermeister von Aachen.

3) Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz (1724—1799), Kurfürst seit 31. Dezember 1742. Ein Urteil über seine Regierung lautet: Wollüstig, streng und hart, ja grausam.

4) Maria Antonia Walpurgis, Tochter Kaiser Karls VII., geb. 1724, seit 1747 mit dem Kurprinzen Friedrich Christian vermählt, seit 1763 Witwe, Ihr Tod erfolgte 1780. Sie war es auch, die Casanovas Aufführung bitter tadelte, vgl. dessen Memoiren.



Kurfürst Karl Theodor von Bayern.



wort, „es war kein Kammerherr da, mich anzumelden.“ — Er schien hierbei unruhig und bestellte mich auf den folgenden Morgen. Ich erschien und es geschah eben das; ich konnte nicht gemeldet werden.

Es war an diesem Tage Appartement; der Kurfürst redete mich an. Hier sagte ich ihm, daß ich Hofintrigen fürchte, man wolle mich hindern, mit ihm allein zu sprechen. Er befahl mir also, wieder zu kommen und mich durch jeden Kammerdiener anmelden zu lassen.

Ich war schon früh um 8 Uhr in der Antichambre, fand aber bereits den alten Minister Beckers daselbst, welcher mich freundschaftlichst bei der Hand nahm und zum Kurfürsten hineinführte.

Wohl zu merken! es war der Freund des Ministers Goldstein, den er selbst ein paar Jahre später stürzte. Damals war ihm aber noch daran gelegen, daß sein Herr von der Nachner Sache nicht die Wahrheit von mir erfahren sollte.

Ich merkte bald, was diese Begleitung bedeutete. Der wirklich gütige Karl Theodor machte mir verschiedene Fragen. Endlich sagte ich ihm die Ursache meiner Reise und trug die ganze Sache in ihrem wahren Lichte vor. Er war so davon überzeugt und eingenommen, daß er mir zur Resolution gab: „Mein lieber Trenck! ich weiß, daß Sie es redlich mit mir meinen, auch daß Sie mir die reine Wahrheit vorgetragen haben. Meinetswegen gebe ich Ihnen also Gewalt und Vollmacht, die ganzen Nachner Handel, die mir so viel Geld und Verdruß kosten, nach Ihrem Gutbefinden gütlich zu vergleichen und dann von der Kommission ratifizieren zu lassen.“

Der alte Minister erschrak, lächelte mit einer Hofmiene und erwiderte: „Gnädiger Herr! wenn Baron Trenck diese Vollmacht öffentlich erhält, so beleidigen Euer Durchlaucht ja alle Kommissarien, die bereits an diesem Werke arbeiten und dazu beordert sind. Er kann ja zu Dero Besten unter der Hand

arbeiten und seinen guten Willen für Dero Interesse dennoch vollziehen."

Hier merkte ich deutlich, was die Glocke geschlagen hatte. Ich kannte die Mannheimer Regierungsart; der Kurfürst wankte schon, deshalb zog ich mein schriftliches Projekt aus der Tasche, übergab es zu eigenen Händen und bat um entschiedene Resolution. Hiermit ging ich mit bedeutenden Gesichtszügen, womit ich unvermerkt zeigte, daß Beckers Gegenwart mir nicht gefiel, zur Türe hinaus.

Ich wurde bei Hofe zum Essen eingeladen, blieb aber im Wirtshause; gegen Abend ließ mich der Kanzler Reibeld rufen. Dieser war der Antagonist des Ministers Beckers.

Bei dem Eintritte sagte er mir: „Baron Trenck! ich habe Befehl, Ihnen im Namen meines Herrn alle seine Gnade und Zutrauen zu versichern. Er billigt alles, was Sie ihm schriftlich in der Aachener Sache vorgetragen haben, und ich habe den Auftrag mit Ihnen zu konferieren und Ihnen die kurfürstliche Vollmacht zu übergeben."

Wir sprachen ein paar Stunden. Ich wurde auf den anderen Tag bestellt. Hier wurde alles abgeredet und ich erhielt eine unbegrenzte Gewalt und Vollmacht mit schriftlicher Instruktion. Jedoch befahl er mir, dem Minister Beckers nichts davon zu sagen. Beckers lud mich zum Essen ein, überströmte mich mit Freundschaftsversicherungen, wollte mich nicht weglassen und führte mich in die Oper. Sobald ich aber nach Hause kam, nahm ich die Post und eilte nach Aachen.

Beckers war mir aber schon zuvorgekommen und hatte den Herrn Knapp schon von meinem Auftrage benachrichtigt, um mein Vorhaben, zum größten Nachteil seines Herrn und seinem Freunde Goldstein zu gefallen, zu vereiteln.

Ich habe auch in der Folge entdeckt, daß am Tage vor meiner Ankunft in Aachen der geheime Rat Knapp, der Vogt Geyer, der Bürgermeister Kahr und der kaiserliche Kommissär



Ludovici eine geheime Zusammentretung gehalten und sich miteinander verglichen hatten, allem Vergleiche entgegenzuarbeiten. Dem letzteren war auch viel daran gelegen, diese Streitsache zu verlängern, weil er täglich nebst seinem Kommiss zwanzig oder gar vierundzwanzig Taler Diäten zog, ohne die Geschenke, welche man ihm von beiden Seiten zusteckte.

Nun kam ich freudig nach Aachen, schrieb sogleich an den Bürgermeister Kahr und lud ihn ein, sogleich den Rat zusammenzurufen und mir die Stunde zu bestimmen, wann ich ihnen eine gute Botschaft bringen könnte.

Sechs Tage verflossen ohne Antwort; endlich schickte er zu mir und ließ mich bitten, auf das Rathaus zu kommen.

Ich erschien mit meiner Vollmacht in der Tasche, anstatt aber den Rat versammelt zu finden, war Bürgermeister Kahr allein da. Hier sagte ich ihm: „Mein Herr: ich sehe deutlich, daß die gute Bürgerschaft verraten und verkauft ist. Mit Ihnen allein hab' ich nichts zu sprechen. Hier sehen Sie meine Vollmacht“ — die ich ihm wies. — „Ich wollte der Stadt Dienste leisten, wo ich so lange gewohnt habe. Jetzt haben Sie sich mit der Stadt Feinden verglichen, um für sich im Trüben zu fischen. Proficiat! Ich wasche meine Hände: die Welt soll aber erfahren, daß die Aachner Obrigkeit Verräter sind.“

Hiermit ging ich stolz zur Türe hinaus.

Nun hatte aber bereits der Kahr'sche Anhang heimlich in allen Wirtshäusern ausgesprengt, ich sei in Mannheim gewesen, um die Stadt an Kurpfalz zu verraten und zu verkaufen. Nach Wien wurde aber geschrieben, ich hätte gegen die Ehre der kaiserlichen Kommissäre Anschläge geschmiedet.

Goldstein, Knapp und Geyer hingegen hatten nach Mannheim gemeldet, ich hätte den Kurfürsten hintergehen wollen und sei heimlich mit dem Bürgermeister Kahr einverstanden.

Welche verfluchte Intrige!

Ich schrieb an Reibeld. Dieser antwortete mir, ich sei bei

dem Kurfürsten verleumdet worden, als ob ich wider sein Interesse arbeite.

Ich schrieb an Beckers. Dieser gab eben die Antwort, meldete aber dabei, daß er mich besser kenne. Daß er seinen Herrn anders überzeugt und dieser auch wirklich, um mir ein öffentliches Merkmal seiner Gnade zu geben, meinen zweiten Sohn Leopold zum wirklichen Leutnant in seinen Truppen ernannt habe, welche Ehre noch keinem Ministerssohn widerfahren wäre, weil der Kurfürst keinem Kinde ein Offizierspatent gebe, welches mir mit nächster Post zugefertigt werden solle. Ich sollte mich also bei demselben bedanken. Übrigens bedaure er sehr, daß böse Menschen in Aachen meinen Anschlag vereitelt hatten.

Und wohl zu merken! Der alte Schuft hatte es selbst getan und veranstaltet.

Nun ging ich sogleich zornig und aufgebracht zu dem Vogte Baron Geyer und sagte: „Jetzt will ich noch heute nach Mannheim und muß absolut wissen, wer der Schurke ist, welcher nach Mannheim berichtet hat, ich sei mit Rahr im Verstandnis, und dem soll der Teufel den Hals brechen.“

In eben dem Augenblicke lag dieser schlechte Kerl vor mir auf den Knien und sagte zitternd: „Ich bins, ich habe es eingeberichtet. Um Gottes und aller Heiligen willen, verzeihen Sie mir, lieber Trenck! Ich hab' es so übel nicht gemeint und nicht geglaubt, daß Sie es jemals erfahren würden.“

„Warum hast du denn den schlechten Streich gemacht, Kerl?“ war meine Frage. „Weil Knapp es von mir begehrt hat,“ war seine Antwort, das übrige von dieser Unterredung will ich hier aus Bescheidenheit verschweigen.

Nun fuhr ich abermals mit der Post nach Mannheim.

Bei meinem Eintritte in das Kabinett des alten Ministers Beckers fragte er mich sogleich: „Haben Sie das Patent für den Herrn Sohn richtig erhalten?“ — Antwort: „Nein.“

Gleich rief er: „Herr geheimer Sekretär, gehen Sie herein! Ist das Patent für des Herrn Baron Trencks Sohn nach Aachen laut meinem Befehl noch nicht expediert?“ — Er stammelte — sie sahen sich an. Er verstand seinen Herrn und sagte: „Ja, vorgestern ist es auf die Post gegeben worden.“

„Nun, mein Freund!“ hub er an, „müssen Sie, sobald ich angezogen bin, mit mir nach Hofe fahren und sich bei dem gnädigsten Herrn bedanken.“ Dies geschah. Ich fuhr mit ihm, er führte mich in das Kabinett, und ich bedankte mich. Der Kurfürst gab mir in den gütigsten Ausdrücken die Versicherung, daß er in allen Gelegenheiten mir und meinen Kindern Merkmale seiner Achtung und Zuneigung erweisen wolle. Ich dankte, erzählte ihm alles, was zu meines Entwurfs Vereitelung in Aachen geschehen war. Der unentschiedene Herr schwieg, sah seinen Minister an; ich zuckte die Achseln und bedauerte den besten Herrn in solchen Händen.

Sicher ist es aber, daß der Kurfürst fünfzigtausend Taler Unkosten erspart und noch dazu einen rühmlicheren Vergleich erhalten hätte, wenn seine eigenen Leute aus Ehrgeiz und niederträchtiger Gewinnsucht mein Projekt nicht scheitern machten. Ich war klüger und redlicher wie sie; ich hatte ihnen in die Karte geguckt und mit Männern meiner Gattung war dem damaligen pfälzischen Ministerium eben nicht gedient.

Nun kehrte ich nach Aachen zurück, fand aber das Patent für meinen Sohn nicht und habe es auch niemals erhalten.

Welcher Schurkenstreich für einen Minister!

Ich habe seitdem alle Wege zum gerechten Kurfürsten gesucht, man hat ihm aber alle Einsicht verhindert, ich erhielt keine Antwort, und weiß Gott, was man ihn seitdem glauben gemacht. Ich selbst wollte nicht mehr nach Mannheim reisen, wo mir vielleicht persönliche Streiche hätten gespielt werden können, schrieb aber meine Meinung dem alten Minister Beckers so trocken deutsch, daß ihm gewiß sein eigenes Herz gesagt haben

muß: Beckers, du hast's verdient. Da ich aber in fünf Mannheimer Reisen, wohin ich dreimal gerufen worden, mein eigenes bares Geld ausgegeben habe, so forderte ich wenigstens diese Vergütung und gar nichts von den tausend Louisdoren, die mir der Kanzler Reibeld versprach. Ich wandte mich auch an den gegenwärtigen Minister<sup>1)</sup> des Kurfürsten in Wien, erhielt aber bis dato nichts, gar nichts, und bin an dem pfälzischen Hofe hintergangen und für mein redliches Herz schlecht belohnt worden.

Übrigens spiegle sich jeder Leser an dieser Geschichte, wo ich mit dem edelsten besten Willen auf beiden Seiten als ein Betrüger mißhandelt und der größste Undank mein Lohn wurde. Wehe dem, welcher sich in die Intrigen eines fremden Ministeriums mischen und einen Fürsten aufklären will, der sich selber nicht sehen mag.

Nun war ich müde in Unruhe zu leben, verließ das undankbare Aachen und reiste nach Wien, um mir in Oesterreich ein Landgut zu kaufen und daselbst mit gänzlicher Entfernung von allen Welthändeln die Ruhe des Weisen zu genießen, meine Talente aber allein der Landwirtschaft zu widmen.

Die bayerischen Händel kamen eben in die Gärung, ich kannte die wahre Quelle derselben und reiste zuerst nach Paris, wo ich Geschäfte hatte. Ich sprach daselbst mit dem Minister und durch wenige halbe Worte verstand ich schon, was eigentlich Herr von Ritter, damaliger pfälzischer Minister in Wien, für eine Hauptrolle spielte. Er war mein alter Freund seit dreißig Jahren. Nunmehr konnte ich ihn aber als ein wahrer österreichischer Patriot nicht mehr besuchen, und ich weiß auch, daß er vom Minister Beckers Befehl hatte, mich zu meiden, weil ich zu viel wußte.

Ich fand nicht für gut, in Kriegszeit<sup>2)</sup> außer Land zu bleiben

1) Baron Karl Ritter von 1782—1790 in Wien.

2) Trenck meint den bayrischen Erbfolgekrieg 1778—1779.

und kaufte für mein Geld die Herrschaften Zwerbach und Grabeneck nebst dem Amte Knoßing und den freien Singenhof in der Gegend bei Mülk in Osterreich für einundfünfzigtausend Gulden, welche samt übrigen Kosten der Lehen- und Landmannschaftstaxen auf sechzigtausend Gulden zu stehen kamen.

Das ganze Gut war total ruiniert, und mein Fleiß, meine Industrie und mein Geld sollte den Wert erheben.

Um diesen Kauf zu endigen, mußte ich mit schwereren Kosten elf Monate in Wien sollicitieren. Herr von Cetto, der gegenwärtig im Zuchthause lebt und das Referat hatte, ernannte mir seinen besten Freund zum Kurator Fideikommissi, und mein Gut mußte deshalb allein trotz aller Rechte ein Fideikommiß sein und bleiben, damit Herr Referent und Herr Kurator mich in ihrer ewigen Kontribution erhalten konnten. Denn in einem Jahre wurden mir gegen sechstausend Gulden auf die arglistigste Art aus dem Beutel geschöpft, die ich ohne Kurator für meine Kinder hätte erhalten können.

Ich reiste also im Mai 1780 nach Aachen. Meine Schwiegermutter starb daselbst im Juli, am Ende September erschien ich in Wien nebst meiner Frau zum erstenmal mit allen meinen Kindern.

Sie machte der Obersthofmeisterin ihre Aufwartung und erhielt gleich Audienz bei der Monarchin. Nun hatte sie das Glück, ihren ganzen Beifall und ihre Gnade zu erhalten, und niemand würde es mir glauben, wenn ich schreiben wollte, was sie ihr in ihrer Audienz gesagt und für Versicherungen ihrer Huld gegeben hat. Sie stellte sie selbst den Erzherzoginnen als ein Muster rechtschaffener Weiber vor und befahl der Obersthofmeisterin, sie überall bekannt zu machen.

Sie fügte noch dazu: — Sie hat gar nicht mit ihrem Manne in meine Länder kommen wollen. Jetzt will ich ihr aber beweisen, daß sie hier vergnügter als in Aachen leben kann — und so weiter.

Am folgenden Tage schickte sie den Herrn von Pistrich zu mir in das Haus mit einem Dekrete, wo sie ihr eine Pension von vierhundert Gulden versicherte, und ließ ihr dabei sagen, sie würde schon mehr tun.

Meine Frau hatte für mich um eine Audienz gebeten. Gleich war sie bewilligt und gleich erhielt ich sie.

In dieser sagte sie mir: „Er hat dreimal bei mir Sein Glück in den Händen gehabt und allezeit von sich gestoßen.“ Diese Audienz dauerte lange. Sie sprach als Mutter und verlangte meine Kinder zu sehen, mit dem Beisatze: „Von einer so rechtschaffenen Mutter müssen gewiß auch gute Kinder erzogen werden.“ Nun kam die Rede auf meine Schriften. Hier sagte sie: „Was könnte Er mit seiner Feder für Gutes in meinen Ländern stiften, wenn Er für die Religion schreiben wollte.“

Kurz gesagt, ich konnte mir nunmehr für eine glückliche Zukunft alle Hoffnung machen, blieb noch einige Zeit in Wien, wo meiner Frau mehr Ehre und Achtung widerfuhr, als vielleicht noch keiner fremden Dame widerfahren ist.

Wir reisten bald nach Zverbach auf meine gekaufte Herrschaft und lebten ruhig. Da wir aber eben nach Wien reisen wollten, um bei Hofe um einigen Ersatz meines ehemaligen Güterverlustes zu sollicitieren und der Monarchin Gnade zu benützen, starb <sup>1)</sup> die große Theresia und alle unsere Hoffnung war wieder vereitelt. Ich habe aber vergessen zu erzählen, daß mir gleich nach der günstigen Audienz Ihrer Königlichen Hoheit die Erzherzogin Maria Anna <sup>2)</sup> den Auftrag im Namen der Monarchin gab, ich sollte die geistlichen Werke des Abts Beau-dran aus dem Französischen in das Deutsche übersetzen <sup>3)</sup>.

1) Ihr Tod erfolgte am 29. November 1780.

2) Erzherzogin Maria Anna (1738—1789) war Äbtissin des Prager adeligen Fräuleinstiftes.

3) Schriften des Abts Beaudran. In freier Übersetzung mit deutschen Gedichten vermehrt von F. Fr. v. d. T.(renck). Wien, 1780—1781. 3 Teile, 8°.



MARIA  
 HUNGARIÆ  
 AVGVSTÆ  
 ORBIS  
 NOSTRI TEMPORIS



TERESA  
 BOHEMIÆ REGINÆ  
 CONIVGI  
 DELICHS  
 PALLAD

MARTIN DE MEFFENS PINXIT  
 PHIL ANDR KILLAN SCULPTORVM SOCIETATIS SCVLPSIT

D D D  
 OMNIVM HVMILESSIMA  
 DEVOTISSIMA  
 AA. LL. SOCIETAS





Meine Antwort war, es sei Übersetzung zwar nicht meine Sache, ich arbeitete lieber Original, würde aber Ihrer Majestät Befehl mit Freude vollziehen.

Gleich griff ich zur Arbeit, nahm etwas aus Beaudran, das meiste war aber mein Original, aber unter dem Titel der Übersetzung war die Zensur günstiger.

Binnen sechs Wochen war der erste Band schon gedruckt, und die Monarchin fand ihn vortrefflich. Der zweite folgte gleich; diesen übergab ich selbst. Sie fragte, ob er so gut geraten sei als der erste. Meine Antwort war, ich hoffe, daß dieser besser gefallen wird. Nun sagte sie: „Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gelesen“, und wunderte sich auch, wie es möglich sei, so gut und so geschwind zu arbeiten. Ich versprach alle Monate einen Band.

Ehe aber der dritte fertig war, war Theresia tot und meine Hoffnung mit ihr im Grabe.

Auf ihrem Totenbette hatte sie beständig befohlen, man solle ihr die Trenck'schen Schriften vorlesen, und unerachtet der Beichtvater, der Prälat von St. Dorothea<sup>1)</sup>, von allem was ich verloren hatte, gründlich unterrichtet und überzeugt war, hat er doch in diesen letzten Augenblicken, und eben da es noch die vorteilhafteste Zeit war, für mein Recht zu sprechen, gar nichts getan und niederträchtig geschwiegen, unerachtet er es mir heiligst bei Gelegenheit zu tun versprochen hatte.

Nach dem Tode wurde mir sogar von der Zensur erlaubt, und von Ihrer Königlichen Hoheit der Erzherzogin befohlen, diese Wahrheit im Vorberichte des dritten Bandes<sup>2)</sup> drucken zu lassen, und das war all mein Lohn für diese Arbeit.

1) Ignaz Müller, Prälat zu St. Dorothea, gest. am 31. August 1782, Beichtvater der Kaiserin (siehe Arneth, Maria Theresia, 10. Bd., S. 724).

2) Er durfte in dieser Vorrede schreiben, daß die Kaiserin sich noch in ihren letzten Tagen mit diesem Werk beschäftigte.

Schrecklich ist aber wirklich mein Schicksal, denn einunddreißig Jahre hindurch sollizitierte ich vergebens um mein Recht, weil die Monarchin von bösen oder eigennützigigen Menschen hintergangen und gegen mich als einen Erzketzler eingenommen war. Im zweiunddreißigsten glückte es meiner Frau, sie des Gegenteils zu überzeugen; sie stand im Begriffe, mir alles zu ersetzen, auch meine Kinder glücklich zu machen, und stirbt, ohne das mindeste vollzogen zu haben.

Glück! wie spielst du mit uns Menschen! Weinabe sollte ich an die Prädestination glauben; doch nein, ich selbst fehlte in der Art bei Hofe Recht zu suchen. Ich wollte dieses erst dann als eine Gnade erkennen, wenn es mir wirklich widerführe. Und da ich meinen Irrtum erkannte, war es schon zu spät, um verjährte Rechte geltend zu machen. Gegenwärtig weiß ich erst aus trauriger Erfahrung, daß Monarchen lieber begnadigen als belohnen. Weil mein Herz mir aber nie sagen konnte, daß ich ein Übeltäter sei, der Gnade bedarf, so habe ich diese auch nur durch meine Handlungen zu verdienen gesucht, und das war eigentlich die Ursache, warum ich immer unglücklich blieb, auch weil ich nie Seitenwege suchte, meinen Feinden offenes Feld einräumte, um mir zu schaden und sich selbst im Besitze meiner Güter festzusetzen. Nun aber ist alles zu spät, ich bedarf Ruhe und will keine neuen Herkulesarbeiten unternehmen.

Raum war Maria Theresia tot, deren Asche ich deshalb verehere, weil sie wenigstens in ihren letzten Lebenstagen den Willen hatte, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so verfertigte ich auf ihren Tod eine Trauerrede<sup>1)</sup> und eine Ode<sup>2)</sup>, wo die Sprache des Herzens den Beifall der Kenner erwarb, und meine Lebensgeschichte erweist, daß ich ihr auch unbelohnt

1) Trauerrede bei unserer großen Monarchin Maria Theresia. Wien, Kurzbeck, 1780, 8° (auch französisch).

2) Trauergedicht bei dem Grabe der großen Maria Theresia. Wien, Kurzbeck, 1780, 8°.

und unterdrückt, mißhandelt, dennoch als ein ehrlicher Mann treu und mit echtem patriotischem Eifer gedient habe. Daß ich aber mit aller meiner Fähigkeit und bestem Willen in Untätigkeit blieb und nie für sie tun konnte, was ich wollte, dieses ist nicht meine Schuld; ein anderer an meiner Stelle hätte weniger getan und würde vielleicht doch ein Minister oder kommandierender General geworden sein. Sie ruhe in Frieden, und mein Friede ruhet sicher ewig in meinem Herzen.

Meine Frau hatte ihre Pension, welche die Monarchin allein in Betrachtung unserer erlittenen Drangsale und wegen unserer zahlreichen Kinder gab, nicht mehr als neun Monate genossen.

Der neue Monarch vermischte sie mit anderen, vielleicht unwürdigen, die dem Staate zur Last fielen, und nahm sie ihr weg. Vielleicht weiß er noch heute nichts davon, weil ich gar nicht sollicitiert habe. Es tat mir aber weh. Vielleicht hat sie aber mehr zu hoffen, wann die mir erpreßten Seufzer dereinst sein Landesvaterherz rege machen oder ihm durch diese meine letzten Schriften bekannt werden.

Es blieb mir nun nichts übrig, als mich in meinem Zwerbach zu begraben und in der Landwirtschaft meine Nothdurft zu suchen.

Vorher wagte ich aber einen Schritt, um auf allen Seiten meine Pflicht zu erfüllen und bei unserem gegenwärtig regierenden Monarchen zu forschen, was ich in der Zukunft von ihm zu hoffen habe.

Deshalb übergab ich ihm folgendes Memorial.

„Gnädigster Kaiser!

In meinen öffentlich im Jahre 1772 in Aachen gedruckten Schriften, wovon ich Höchstdenenselben bereits im Jahre 1765 den wesentlichen Inhalt im Manuscript zu gnädigster Einsicht übergab, schrieb ich im zweiten Bande:

„Der Thron muß zu bestimmten Stunden für jeden bedrängten Untertan offen stehen. Wer aber dem Monarchen

Lügen vorträgt oder ohne Grund klagt oder Gnaden ohne Verdienst zu erschleichen sucht, der soll ohne Nase und Ohr am Pranger stehen.'

Gnädigster Monarch! Ich will der erste in Dero Staaten sein, welcher sich selbst das Urtheil spricht, wenn ich nicht gründlich erweisen kann, daß mir unter der Regierung der großen Maria Theresia viel Unrecht geschehen ist, und daß ich ein großes Vermögen, das mir rechtmäßig gebührte, durch Präpotenz und illegales Verfahren verloren habe.

Bitte demnach demütigst um die Bestimmung eines Richters, vor welchem ich meine Beweise führen kann, und bin in dankbarster Ehrfurcht

Euer Kaiserlichen Majestät  
untertänigst treuer Knecht

Trenck."

Was erfolgte hierauf? — Gar nichts. Und meine Bitte blieb unentschieden.

Nun war ich kaum bei meiner Landwirtschaft, so zeigte mir das Glück auch hier seine Lücke, denn binnen zwei Jahren habe ich zweimal totalen Hagelschlag, ein Jahr Mißwachs und sieben Überschwemmungen, Schafunfall, auch alle möglichen Widerwärtigkeiten erlitten.

Die Herrschaft war ganz in Verfall geraten, ich mußte gleich reinigen, das Schloß bewohnbar herstellen, drei Maierhöfe instandsetzen, neues Vieh, auch alles Wirtschaftsgeräthe anschaffen. Hierdurch wurde ich arm, besonders da durch reichshofrätliche Prozedur meiner Frau Geld in Vachen und Köln verloren ging.

Die unglücklichen Bauern konnten nicht zahlen, ich sollte vorschießen und das ausständige contributionale wuchs samt dem poenali heran. Ich habe nebst meinen Söhnen eigenhändig mitgearbeitet, und meine gute Frau, die in der großen Welt zu leben gewohnt war, die sich ganz mir und ihrer Mutterpflicht aufopferte, behalf sich selbst nebst acht Kindern ohne

Magd. Kurz gesagt, wir lebten arm und wirklich kümmerlich, so daß wir mit eigenen Händen unser tägliches Brot verdienen mußten, und hätte der Monarch, der alle Winkel seines Staates durchsucht, sein Auge auch ungefähr nach Zwerbach gewandt, er würde den Wohnsitz der Tugend, Arbeitsamkeit und Bürgerpflichten gesehen haben, und ich hätte gewiß nicht so bitter gelitten.

Endlich mußte ich auch das Indigenat mit barem Geld kaufen, um Herr und Landmann zu werden. Ich ließ meinen Stammbaum aus Preußen kommen, wo die Trencks seit 400 Jahren unter die alten Familien gehören. Minister Herzberg schickte mir selbst das Attestat. — Und obgleich die Trencks auch schon in Ungarn seit hundert Jahren Herrschaften besitzen und mir das Indigenat mit vollem Recht gebührt, wurde dennoch mein Agent gerichtlich verhalten, das Ritterdiplom für mich anzustreben, und ich mußte dafür 2000 Gulden mit scharfer Exekutionsdrohung bar bezahlen. So ist man mit mir in Wien verfahren, Und das war der Lohn meiner treuen Arbeit, den ich ewig nicht vergessen werde.

Nunmehr ist aber alles abgeschüttelt, das Übel ist überstanden und ich habe Ruhe, seitdem die Herren Referenten, die mich drückten, den Besen in der Hand tragen.<sup>1)</sup> Vielleicht erhalten sie bald mehr Gesellschaft.

Da ich nun für mich nichts mehr von Hagelschlag noch Kuratoren abwarten wollte und in meinem Kopfe, in meiner Feder ein sicheres Treibhaus für meine Bedürfnisse besitze, so entschloß ich mich, meine sämtlichen Gedichte und Schriften in acht<sup>2)</sup> und meine Lebensgeschichte in zwei Teilen öffentlich herauszugeben.

Dieser Vorsatz ist binnen vierzehn Monaten ganz erfüllt

1) Anspielung auf seine Kuratoren Cetto und Kriegl, die, wie früher bemerkt, tatsächlich im Zuchthause endeten.

2) Seine „Sämtlichen Gedichte und Schriften“ erschienen in Leipzig und Straßburg (=Dfen) 1786—1791 in zehn Bänden.

worden. Meine Arbeit findet in ganz Deutschland Beifall, erwirbt mir auch zugleich Achtung, Ehre und Geld, und ich bin nunmehr fest entschlossen, meine übrigen Lebensjahre ganz unabhängig von Prozessen, Kuratelen und Gerichtsstellen, ohne Referenten, Agenten noch Befehlshabern zuzubringen, so zu leben als ob ich gar kein anderes Eigentum auf Erden als meinen Kopf besäße, und allein durch meine Schriften Nothdurft, aber auch zugleich Beifall zu verdienen<sup>1)</sup>.

Hierzu bedarf es weder Vaterland noch Titel, weder Protektion, Hofgnaden noch Herrschaft, kein eigenes Haus, keinen bestimmten Wohnsitz, folglich auch keine Uniform, keinen Fideikommiß-Kurator, und ich bin gegenwärtig ein freier Weltbürger, der keinem Fürsten auf Erden verpflichtet ist und seinen Kindern in gangbaren Schriften auch ein papierenes Erbgut hinterlassen will, welches niemand konfiszieren kann.

Den 22. August lief endlich die Nachricht ein, daß der große Friedrich diese Welt verlassen habe, und der gegenwärtig regierende Monarch<sup>2)</sup>, der größte unter allen Menschenfreunden, welcher Augenzeuge meines Schicksals im Vaterlande war, schickte mir sogleich einen Kabinettspaß, um mit sicherem Geleite nach Berlin zu reisen. Alle alte Konfiskation ist aufgehoben, und mein Bruder in Preußen hinterläßt sein ansehnliches Vermögen meinen Kindern.

Ich reise demnach nunmehr mit kaiserlicher Erlaubnis in mein Vaterland, von welchem ich seit zweiundvierzig Jahren verdrängt und verstoßen war. Ich reise dorthin nicht als ein begnadigter Übeltäter, sondern als ein ehrlicher Mann, der seine Rechtschaffenheit öffentlich durch Handlungen, durch Beweise und Schriften erwiesen hat, um den Lohn des Gerechten einzuernten. Dort finde ich meine Freunde, meine Blutsver-

1) Dies alles war freilich nur ein frommer Wunsch Trenck's. Sein unruhiger Charakter ließ ihn nicht dazu kommen.

2) Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

wandten, auch alle die mich im Unglück kannten, und umarme sie nicht als ein untreu gewesener Staatsbürger, sondern als ein Märtyrer echter Tugend, der seine verdienten Lorbeeren von allen Menschenkennern zu erwarten hat und dort einen großmütigen Regenten sicher findet.

Welche Wonne bei diesem neu belebten und seit vierzig Jahren mit Eifer bearbeiteten Auftritte meine Seele empfinde, wenn sie in die endlich durch Standhaftigkeit erwartete Zukunft blickt, dieses kann die Beredsamkeit einer mit dem lebhaftesten Gefühle gereizten Feder nicht ausdrücken.

Neue Epoche für meine Geschichte, neue Auftritte in meiner Rolle, die ich schon mit der letzten Trauerszene zu beschließen glaubte. Der Vorhang ist nunmehr für mich aufgezo-gen. Ich erscheine in aufgeheiterter Gestalt abermals auf der großen Weltbühne, und auf dieser soll und will ich jetzt erweisen, daß ich in Wirklichkeit das bin, was ich in meiner Lebensgeschichte von mir selbst geschrieben habe. Große Unternehmung für einen grauen Kopf, der Ruhe und Entfernung von Weltgeschäften bedarf, die ihn grau und müde im langwierigen Kampfe machten! Mein ganzer bereits unter dem Schirme echter Weltweisheit schlummernder Ehrgeiz erwacht aber gegenwärtig von neuem.

Gleich war ich freudigst bereit, die Reise nach Berlin zu unternehmen, wozu mir der großmütige Friedrich Wilhelm auf mein Ansuchen seinen Kabinettspaß nach Wien schickte, mein allezeit widriges Schicksal warf mich aber auf das Krankenlager, wo wenig Hoffnung übrig blieb, mein Vaterland wieder zu sehen, und eine Epoche zu erleben, woran ich zwanzig Jahre lang mit aller möglichen Vorsicht und Mühe gearbeitet hatte.

Nach vielen überstandenen Hindernissen mußte ich zuerst eine Reise nach Ungarn unternehmen, die mich wirklich erquickte und eine der angenehmsten meines Lebens war.

Den 5. Januar reiste ich endlich von Wien ab und nach Prag. Hier fand ich beinahe eben das, was mir in Ungarn widerfuhr. Man hatte meine Schriften fast überall gelesen: der Bürger zeigte mir Vorwitz und Mitleid, auch Liebe, und die Großen des Landes überhäufte mich mit Achtung, Höflichkeit und Freundschaftsbezeugung. Auch dem schönen Geschlechte daselbst danke ich laut mit reiner Ehrfurcht für die mir bezeugte Hochschätzung.

Mit Wehmut nach Prag zurücksehend, setzte ich meinen Weg nach Berlin fort, nachdem ich meinen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling, umarmt hatte, welcher als Leutnant bei dem zweiten Karabinierregimente mit Ehre und Beifall dient. Er sah seinen grauen Vater nebst seinen beiden Brüdern, die für preussische Dienste bestimmt waren, abreisen. Er empfand diese Trennung im vollen Gewichte. Ich erinnerte ihn an seine Pflicht für den Staat, dem er dient, zugleich aber auch an mein und seines Oheims schaudervolles Schicksal in Oesterreich und an die Besitzer unserer rechtmäßigen Güter in Ungarn. Er schauderte zurück, ein rührender Vaterblick erschütterte seine Seele, Tränen füllten seine Augen, das jugendlich wallende Blut empörte sich, schoß durch die Nase, und seine mit Ungeßüm hervorbrechenden Worte waren: „Vater! Bei Gott! Ich werde in allen Fällen zeigen, daß ich unseres Namens würdig bin! Wer Sie beleidigt, der soll durch meine Faust bluten!“ Entzückender Auftritt! Süße Wonne für ein fühlendes Vaterherz, der in seinem Sohne zugleich einen Freund umarmt! Seine Brüder weinten, ich weinte mit, und hier hatte ich Gelegenheit, Grundsätze einzuprägen, die gewiß eine ewige Richtschnur ihrer Handlungen bleiben werden.

Auf der Reise nach Dresden wurde mein Wagen bei Peterswalde von einem Berge bei der Nacht dergestalt hinuntergeworfen, daß der Spannagel losließ und die Räder nach





FRIEDRICH WILHELM, II  
KÖNIG VON  
PREUSSEN.



oben zu stehen kamen. Bald hätte ich das Genick gebrochen und Berlin nicht gesehen. . . . Mein Sohn hingegen beschäftigte sich am Arme. In Berlin schlug die Rose dazu, und dieser Zufall hinderte so, daß ich ihn erst nach vier Wochen dem Monarchen vorstellen konnte.

Raum war ich in Berlin angekommen, so empfing mich der weltbekannte große Staatsmann und Minister Graf von Herzberg, dessen Beifall und Achtung ich mir, wie der Leser weiß, längst bei persönlicher Bekanntschaft in Aachen erworben hatte, mit aller nur möglichen Güte. Wer diesen wirklich auch ohne Titel im inneren Werte verehrungswürdigen Mann so wie ich kennt, der wünscht dem Staate Glück, der ihn zu schätzen und zu brauchen weiß. Seine Scharfsicht in Staatsgeschäften ist unbegrenzt, seine scholastische sowohl als praktische Gelehrsamkeit, Kenntniß in Sprachen, auch in allen Gattungen erhabener Wissenschaften sind bewunderungswürdig, sein mündlicher Vortrag ist reine Beredsamkeit, seine Feder Original, sein Charakter edel und sein Herz gefühlvoll; sein Eifer für das Vaterland sogar aufbrausend, seine Liebe für den Monarchen nicht auf Vorurteil gegründet, seine Arbeitsamkeit unermüdet, seine Standhaftigkeit männlich, sein Betragen im gesellschaftlichen Leben liebreich, ohne allen Ministerialstolz, und im ökonomischen Fache ist er gewiß der erste Kenner, der erste Haus- und Landwirt in den preussischen Staaten. Er spricht im Voritze bei der berühmten Berliner Akademie der Wissenschaften ebenso lehrreich, als mit seinem Freunde ohne Zurückhaltung, und mit dem Landmann ebenso herablassend, als mit dem Hilfsbedürftigen trostreich.

In seinem Hause widerfuhr mir alle mögliche Ehre. Beim Gastmahle, welchem ich beiwohnte, war ich in Gesellschaft der gelehrtesten Männer der Akademie, wo ich alle die kennen lernte, welche Wissenschaften in preussischen Staaten gemeinnützig und ihrer Bestimmung Ehre machen; und nichts schmeichelt

meiner Eigenliebe lebhafter, als daß sie mich ihrer Freundschaft würdig fanden. Etliche Tage nach meiner Ankunft wurde ich am Courtagé durch den Oberkammerherrn Fürst Sacken<sup>1)</sup> dem Monarchen vorgestellt, weil es in Berlin nicht der Gebrauch ist, daß ein Fremder von dem Minister seines Hofes, dem er dient, präsentiert wird. Ich erschien also in kaiserlicher Uniform als ein geborener preußischer Vasall bei Hofe.

Der Monarch<sup>2)</sup> empfing mich mit sichtbarer Huld, und aller Augen waren auf mich gerichtet. Jeder ohne Ausnahme bot mir die Hand, hieß mich willkommen im Vaterlande, und dieser Auftritt war ebenso rührend für mich, als merkwürdig für die auswärtigen Minister, welche mit Bewunderung fragten, wer denn wohl der österreichische Offizier sei, den man in Berlin so liebevoll und mit sichtbaren Merkmalen der Freude empfangt. Der gütige Monarch selbst bezeugte ein edles Wohlgefallen, da er mich mit Glückwünschern umringt sah. Unter anderem trat auch der königliche, verehrungswürdige Generalleutnant der Kavallerie und Chef der Gendarmen, Herr von Prittwitz<sup>3)</sup> herbei, umarmte mich und sagte laut: „Das ist der Mann, welcher, um sich selbst zu retten, mich unglücklich machen konnte, und es dennoch nicht getan hat.“

Bestürzt bei dieser öffentlichen Erklärung, fragte ich um die Auflösung dieses Rätsels und erhielt zur Antwort: „Ich

1) Fürst (seit 1786, früher Graf) Karl v. Osten-Sacken, geboren um 1725, ein sehr reicher Kurländer, der ursprünglich in sächsischen Diensten stand und 1777 in preussische übertrat, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1794 Oberkammerherr war.

2) Friedrich Wilhelm II., (1744—1797), ein schwächlicher Charakter und unfähiger Regent, Maitressenwirtschaft und Pietisterei kennzeichnen seine Regierung, aus der viel Unheil für Preußen erwuchs.

3) Joachim Bernhard v. Prittwitz, Generalmajor und Inspektor der Kavallerie, Retter Friedrichs des Großen bei Kunnersdorf, geb. 1726, gest. 1793.

habe Sie, mein lieber Trenck, auf dem unglücklichen Transporte von Danzig nach Magdeburg im Jahre 1754 als Leutnant führen müssen. Unterwegs ließ ich mein Kommando zurück und fuhr mit Ihnen, wider meine erhaltene Order, ganz allein im offenen Wagen. Ich gab Ihnen sogar Gelegenheit, zu entfliehen, Sie konnten es wirklich tun und taten es nicht. In der Folge habe ich erst die Gefahr gesehen, in welcher ich war, falls Sie weniger großmütig gedacht hätten. Gewiß aber wäre ich unglücklich geworden, wenn dem König ein solcher Arrestant durch meine Nachlässigkeit entwischt wäre, den er so gefährlich als strafwürdig glaubte. Ich danke Ihnen also nun hier öffentlich, daß Sie mich damit verschonten, und bin Ihr verbundener Freund."

Sobald ich bei Hofe vorgestellt war, beobachtete ich das gewöhnliche Zeremoniell, und der kaiserliche Gesandte Fürst Reuß<sup>1)</sup> führte mich bei allen auswärtigen und einheimischen Ministern und in alle Häuser ein, wo man Visite zu machen pflegt. Ich wurde bei den königlichen Prinzen, bei der regierenden und verwitweten Königinnen Majestäten, in allen Pärten der königlichen Familie mit solcher Gnade und Achtung aufgenommen, die mir eine ewige Achtung und Dankbarkeit und Ehrfurcht einflößt und ewig unvergeßlich bleiben wird. Se. königliche Hoheit der Prinz Heinrich<sup>2)</sup>, der weltbekannte große Bruder des großen Friedrich, ließ mich zur Privataudienz rufen, unterhielt sich lange mit mir, und ich genoß die Ehre seines warmen Mitleids für das Vergangene und die Versicherung seiner Protektion für die Zukunft, wurde zum Privatkonzerte eingeladen und soupierte bei Hofe.

1) Fürst Reuß XIV., der Gemahl der schönen Berliner Jüdin Marianne Meyer, der sogenannten Prinzessin Enbenberg, seit 1786 österreichischer Gesandter in Berlin bis 1799, wo er in Berlin starb.

2) Prinz Heinrich (1726—1803), der Lieblingsbruder Friedrichs des Großen, ihm an Charakter und Geist nicht unähnlich.

Im Palaſt Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Ferdinand<sup>1)</sup> genoß ich eben dieſe Begegnung, wurde auch daſelbſt ſehr oft zur Tafel und zur Abendgeſellſchaft geladen, wo ſeine kronenwürdige Gemahlin ſich an meinen Erzählungen von überſtandenen Schickſalen und meinen praktiſchen Weltkenntniſſen vergnügte und mich mit Gnadenbezeigungen überhäufte.

Beſtimmen nun wohl unfere Handlungen den Wert des Mannes? Entſcheidet wohl reine Tugend das Schickſal, den Lohn des Gerechten? Gewiß nicht in ſolchen Ländern, wo die willkürliche Eigenmacht in der Gewalt eines Fürſten iſt.

Friedrich war unſtreitig der Klügſte, der Scharffſichtigſte dieſer Gattung in Europa, aber auch zugleich der Eigennigſte und Unempfindlichſte da, wo er Widerſtand bemerkte, oder die Unfehlbarkeit zu vermänteln möglich war. Dieſes war ſein Fehler. Allezeit groß für den, welchen das traurige Loſ traf, ein Gefäß des Zornes für die zu werden, welche durch Gnadenwahl von ihm zur Beförderung ſeiner Abſichten beſtimmt waren!

Nach einigen Tagen, als ich dem Monarchen vorgeſtellt worden und bei der regierenden Königin<sup>2)</sup> ſoupiert hatte, wo mir derſelbe mit beſonderer Diſtinktion begegnete, bat ich um eine Privataudienz und erhielt den 12. Februar abends folgenden Brief:

„Votre lettre du 9. de ce mois vient de m'être remise, en réponse à laquelle, Je ſuis bien aise de vous dire, que ſi vous voulez vous rendre demain après-midi à cinq heures chez moi, Je pourrai avoir le plaisir de vous voir et de vous parler. En atten-

1) Prinz Ferdinand (1730—1813), ebenfalls ein Bruder Friedrichs des Großen, ſeit 1755 mit Louiſe, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt vermählt.

2) Louiſe v. Darmſtadt, ſeit 1769 mit Friedrich Wilhelm II. vermählt.

dant Je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Berlin le 12 Fevr. 1787.

Frédéric Guillaume.“

P. S. Après avoir signé la présente, Je trouve plus à ma commodité de vous appointer pour demain matin à neuf heures, de sorte que vous voudrez bien vous rendre vers ce temps marqué dans l'appartement nommé la Marmor-Kammer.“

Für deutsche Leser lautet dieser Brief so:

„Ihren Brief vom 9. dieses Monats habe ich erhalten, und ist es mir lieb, Ihnen antworten zu können, daß, wenn Sie morgen Nachmittag um fünf Uhr zu mir kommen wollen, ich das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen und zu sprechen. Unterdessen behalte Gott Sie in seinem heiligen und würdigen Schutze.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Nachdem ich diesen Brief schon unterzeichnet hatte, finde ich's bequemer für mich, Sie auf morgen früh um neun Uhr zu mir zu bestellen. Sie dürfen sich also nur um diese bestimmte Stunde in der sogenannten Marmor-Kammer einfinden.“

Man urteile nun, mit was für Begierde ich diese gewünschte Stunde erwartete. Ich fand diesen wahrhaften Titus ganz allein, und diese Unterredung dauerte länger als eine Stunde.

Gott, wie herablassend, wie liebeich ist dieser Monarch! Wie groß, wie edel wußte er mich über das Vergangene zu beruhigen, und wie bemeisterte sich die Versicherung seiner Gnade meiner ganzen Seele? Er hatte bereits meine ganze Lebensgeschichte selbst gelesen. Er war selbst als Prinz von Preußen in Magdeburg Augenzeuge aller meiner Martern und meiner Unternehmungen zur Flucht. Er erinnerte sich mancher

Vorfälle und hatte auch schon die noch lebenden Augenzeugen gesprochen, welche die reine Wahrheit meiner Erzählung und mein unschuldigcs Leiden bestätigten. Ewig werde ich an diese glückliche Stunde denken. Sie verfloß aber auch. Er verließ mich mit Merkmalen seiner für mich entschiedenen Achtung und Huld. Mein Auge sah zurück, mein Herz blieb aber in der Marmorkammer bei einem Fürsten, der edler Empfindungen fähig ist, und meine Wünsche für seine Wohlfahrt sind unbegrenzt.

Was den Monarchen selbst betrifft, so ist seine Schilderung diese: Sein Wuchs ist groß und schön, sein Ansehen majestätisch, und alle seine persönlichen Eigenschaften würden ihn in die Zahl der liebenswürdigsten Männer erheben, wenn er auch nicht König wäre. Er ist freundlich ohne Falschheit, liebreich, angenehm im gesellschaftlichen Umgange, groß, wo er zeigen muß, daß er König ist. Sein Herz ist der edelsten Empfindungen fähig, sein Ton nicht gebieterisch, seine Sprache sonor, sein Gang fest und männlich und seine Seele ganz Güte, ganz zum Wohltun geneigt, um Glück in dem Glücke zu empfinden, das er anderen bereiten kann.

Er ist freigebig, aber kein Verschwender, und weiß, daß ohne ordentliche Wirtschaft der preussische Staat seine Macht nicht erhalten kann. Er hat keinen Eroberungsgeist, will niemand schaden, wird sich aber auch gewiß nichts nehmen lassen oder vor Drohungen zurückweichen.

Daß er im erforderlichen Falle Soldat und ein großer Feldherr sei, hat ihm sein großer Lehrmeister und Vorgänger schon das Zeugniß gegeben. Er weiß auch, wie notwendig es ist, daß der König in einem kriegerischen Staate auch ein Soldatenfreund sein müsse.

Übrigens ist dieser König ein vollkommener Menschenfreund. Er wird gewiß keinen Menschen martern, noch in Gefängnissen schmachten oder mißhandeln lassen. Die Knutpeitsche wird



nie den preußischen Rücken in das Sklavenjoch biegen. Sogar bei den Soldaten verabscheut er die barbarischen Stockprügel. Seine Offiziere werden nicht kreuzweise geschlossen, die knechtische Subordination ist verbannt und der Adel des Herzens wird die Vorzüge zu Ehrenstaffeln bestimmen. Wer einen solchen Fürsten betrügt, der muß gewiß ein schlechter Mensch sein und ist doppelter Züchtigung wert.

Nach dieser ersten Audienz ließ er mich noch einmal rufen, sprach sehr viel mit mir und bestärkte die erhabenen Begriffe, welche mir die erste Unterredung von ihm eingeffloßt hatte. Ich bin auch überzeugt, daß ich ihn auf allen Seiten ohne Vorurteil kenne.

Den 11. März präsentirte ich ihm abermals bei einer Privataudienz meinen Sohn, welchen ich für seinen Dienst bestimmt hatte. Er ernannte ihn sogleich zum Offizier bei dem Posadowskyschen Dragonerregimente, welches ich mir besonders ausbat. Nun ist bekannt, wie selten ein Anfänger im hiesigen Dienste sogleich Offizier werden kann, ohne vorher Fahnenjunker gewesen zu sein. Es war also eine besondere Gnade und Distinktion, und er hat mehr zu erwarten, weil mir der gütige Monarch seine Beförderung versprochen hat.

Ich habe gewiß auch schon das Vergnügen, ihn bei der Revue in Belau vor seinem Zuge zu sehen, und seine Stabs-offiziere hoffen viel von seinem Diensteifer. Ich habe also nunmehr einen Sohn <sup>1)</sup> bei dem zweiten österreichischen Karabinierregimente und den anderen <sup>2)</sup> in Preußen bei dem ersten Dragonerregimente in wirklichen Diensten angebracht und Vaterpflicht erfüllt. Die Zeit wird lehren, in welchem Lande der Trenck'sche Name mehr geachtet oder welcher von beiden zuerst einen Teil

1) Josef v. d. Trenck starb am 9. März 1835 als k. k. Feldmarschalleutnant.

2) Friedr. Wilhelm, der die preußische, heute gräfliche Linie fortsetzte. Ein anderer Sohn hieß Leopold.

meines verdienten Lohnes erhalten wird. Wo dieses geschieht, dahin wird der andere folgen. Und den dritten kann meiner wegen der Großsultan nehmen, wenn er weiß, wozu man meine Zöglinge brauchen kann, und ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ich an keinem Hofe in Europa für mich selber finden konnte. Übrigens sind alle meine Kinder ganz freigeborene Menschen und keines Monarchen Vasallen. Ihr Vaterland ist die freie Reichsstadt Aachen. Verpflichtet, gefesselt ist demnach ihr Wille nicht, den Staat zu wählen, wo sie Ehre und Brot verdienen wollen.

Seitdem ich nun in diesen Ländern lebe und nichts als echte Freundschaftsbezeugungen genieße, haben nun die Herren Zeitungsschreiber, vermutlich aus den besten Absichten, oder um mir Gefälligkeit zu erzeigen, in ganz Deutschland lauter Neuigkeiten von mir geschrieben, die alle nicht wahr sind.

Man schrieb, ich habe eine große Pension in Berlin erhalten, und ich versichere auf Ehre, daß ich nie eine gesucht habe.

Es hieß sogar, meine älteste Tochter sei Gouvernante der jungen Herrschaften bei Hofe geworden. Vermutlich war es Satire eines scherzenden Korrespondenten; denn meine älteste Tochter ist erst fünfzehn Jahre alt und bedarf noch selbst einer Gouvernante.

Überhaupt beschäftigte sich alle Welt mit mir und meiner Familie. Die Zahl der mir offen oder anonym zugehenden Briefe war schier unglaublich. Ich erhielt auch zahlreiche Lobgedichte, unter anderen von dem bekannten Professor Bahrdt<sup>1)</sup> in Halle. Auch besucht ward ich häufig und zwar von alten, fast vergessenen Bekannten.

Unter anderem kam ein Invalide zu mir, der mir im Magdeburger Kerker geholfen hatte, Sandsäcke herauszuschaffen.

1) Karl Friedr. Bahrdt (1741—1792), protestantischer Theolog und Aufklärungsschriftsteller, der ein sehr abenteuerliches und zynisches Leben führte.



Prinzessin Amalie von Preußen.



Nun rückte aber die Zeit heran, daß ich Berlin verlassen mußte, um meine Reise in das Vaterland nach Preußen anzutreten. Am Vorabend dieser Abreise genoß ich noch das Glück, über zwei Stunden bei Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Amalie, Schwester des großen Friedrich, zuzubringen. Diese wirklich große Frau, welche wegen ihrer Scharfsicht allein die Ehre genoß, Friedrichs ganze Liebe und sein unbegrenztes Vertrauen zu besitzen, die mich in allen Drangsalen meines Lebens schützte und mich mit Wohlthaten überhäufte, die auch im Grunde das meiste zu meiner Befreiung beigetragen hatte und mich während meines jetzigen Aufenthalts in Berlin nicht als einen fremden Offizier, sondern als einen alten Patrioten und Freund aufnahm und distinguierte, befahl mir, ich sollte sogleich an meine Frau schreiben und ihr auftragen, daß sie nebst ihren beiden ältesten Töchtern im Juni nach Berlin kommen sollte. Sie versprach mir die Versorgung dieser Töchter und im Testament an meine Frau zu denken.

Bei dem Abschiede fragte sie mich sogar mit den liebevollsten Merkmalen einer gefühlvollen Seele, ob ich zu meinen gegenwärtigen Reisen auch mit Geld versehen sei? Meine Antwort war: „Ja. Ich bedarf jetzt nichts, empfehle aber meine Kinder.“ Dieser mit sichtbarer Empfindung vorgebrachte Ausdruck erschütterte. Die edle Fürstin gab mir Zeichen, daß sie mich verstände, und nahm mich bei der Hand mit den Worten: „Kommen Sie bald zurück, Freund! Ich will Sie gern bald wiedersehen!“ Hiermit eilte ich fort. Vielleicht fühlte ich eine gewisse Ahnung, die mich noch etliche Tage in Berlin hätte zurückhalten sollen, wo ich unfehlbar große Vorteile für meine Kinder durch meine Gegenwart befördert hätte. Mein böser Genius trieb mich aber fort, und fünf Tage nach meiner Abreise wurde diese edle Fürstin vom Tode überrascht, folglich mein ganzer Plan, die Hauptabsicht meiner Reise, vereitelt.

Ist dieses nicht ein neues Merkmal, daß mein Schicksal in

seinen Tücken gegen mich bis zum Grabe fortwüten will? Man lese nur meine Geschichte mit Aufmerksamkeit. Es erhebt mich bis zum höchsten Gipfel der wahrscheinlichsten Aussicht in eine glückliche Zukunft, und wenn ich glaubte, nun sei es Zeit, den Anker zu werfen und im Hafen der Ruhe zu genießen, dann schleuderte mich ein neuer, unerwarteter Sturm in das Meer der Sorgen zurück.

Ich reiste den 22. März von Berlin nach Königsberg, hielt mich ein paar Tage bei dem regierenden Markgrafen von Brandenburg, in Schwedt, auf, der mich mit Gnaden und Achtung empfing, mir auch im Magdeburger Kerker Wohltaten erzeigt hatte. Von da kam ich bei Soldin nach Schildberg zum Herrn von Sidau, welcher die Tochter meiner geliebten Schwester, eben der von Waldau, geheiratet hatte, von welcher ich bereits so viel erzählt habe. Ich fand einen rechtschaffenen Mann, der die Tochter dieser durch mein Schicksal unglücklich gewordenen Schwester glücklich macht, wurde mit offenen Armen empfangen und sah seit zweiundvierzig Jahren zum erstenmal Blutsfreunde und Verwandte.

Ehe ich dahin kam, begegnete mir eine unvermutete Freude in —, wo der Generalleutnant von Kowalsky mich umarmte. Dieser ehrwürdige Mann war im Jahre 1746 bei der Glazer Garnison Leutnant und Augenzeuge, als ich die Kapriole vom Walle heruntermachte. Er hat meine Geschichte gelesen und da ihm Hauptvorfälle davon bekannt waren, so empfing er mich mit untrüglichen Merkmalen einer wahren Hochschätzung, die man nur von einem Manne seiner Gattung erwarten kann, welcher reine Wahrheit geschrieben hat. Also abermals ein untrüglicher Augenzeuge meines Schicksals, auf dessen Beifall ich sichere Rechnung machen und diejenigen hinweisen kann, die an meiner treuen Erzählung von meinen Glazer Unternehmungen vielleicht nur deshalb gezweifelt haben, weil sie sich eben nicht geneigt fühlen, im gleichen Falle eben das auszu-

führen zu wagen, noch zu erzählen. Von hier kam ich nach Landsberg an der Warthe; hier fand ich meinen Schwager, den Obersten von Pape, Kommandeur des Götzschen Dragonerregiments, der meine verstorbene Schwester in zweiter Ehe geheiratet hatte. Auch hier fühlte ich einen Freudentag. Im ganzen Lande, wo ich durchreiste, wurde ich mit Bewunderung angesehen, liebevoll empfangen und alle wünschten mir herzlich Glück zur rühmlichen Wiederkehr ins Vaterland.

In den meisten Garnisonen der Städte fand ich Verwandte, überall sollte ich mich aufhalten, und gewiß ist es, daß noch kein Mensch auf Erden mehr Ehre genoß, mehr Achtung in einer ganzen Monarchie erworben hat als ich. Mein allgemein bekanntes unschuldigcs Leiden hat mir eine unbegrenzte Hochschätzung zuwege gebracht und meine Seele wäre undankbar, wenn sie unempfindlich bei solchen Begegnungen bleiben könnte.

Ich muß hier auf einige Irrtümer zurückkommen. Unter anderem habe ich geirrt, als ich in der Erzählung von meiner Glazer Flucht einen gewissen Leutnant von Mollinie in Verdacht hatte, als habe er mich damals in Braunau ausgekundschaftet und dann dem General Fouqué verraten. Nein! Der rechtschaffene Mann lebt noch als Kapitän im Brandenburgischen, er war über diesen Verdacht empfindlich und hat sich bei mir vollkommen gerechtfertigt. Ich bitte ihn hiermit um Verzeihung, wir sind vollkommen verglichen und verstanden, er war und blieb mein Freund. Und der, welcher mich damals eigentlich ausgekundschaftet hatte, ist der Kapitän von Rimtschefscky vom Fouquéschen Regiment, mein eigener Vetter, gewesen, welcher mich in Braunau unter Freundschaftslarven besuchte und mich eigentlich verraten hatte.

Ich erhielt auch einen wunderlichen Brief von einem gewissen Leutnant Herrn von Brodowsky. Dieser sonderbare Mann findet sich beleidigt, daß ich seine Mutter in meiner Geschichte genannt habe und fordert Widerrufung: aber lieber Gott!

Widerrufen habe ich wohl nie, wo ich die Wahrheit schrieb, die niemand beleidigen kann, und vor Drohungen aller Art habe ich noch nie gezittert.

Bescheidene Leser sehen wohl, daß die Ehre der damaligen Madame Brodowsky in Elbing gewiß nicht beleidigt ist, wenn ich erzähle, daß ich ihr nicht gleichgültig war.

Herr Samuel Brodowsky war mein Instruktor in meines Vaters Hause, wurde Auditeur bei dem Goltzschen Regimente in Elbing, dort fand ich ihn im Jahre 1747, wo er mir als ein rechtschaffener Freund beistand, mich in sein Haus aufnahm und selbst bis zu meiner Mutter mitreiste, um mir tätige Hilfe zu holen. — Nie war also wohl meine Absicht, diesen ehrlichen Mann im Leben, viel weniger im Grabe zu beleidigen. Seine Frau war jung, feurig und schön; der Mann alt, gleichgültig und ein mürrischer Gelehrter.

Wer Welt, Menschen und Leidenschaften kennt, der wird gewiß nie behaupten wollen, daß auch nur eine fürstliche Familie auf Erden lebe, deren Mütter alle bis zum achtzehnten Geschlecht hinauf keine fremden Reiser in ihren hohen Stamm- baum gepflanzt haben. Ich habe auch noch nie gehört, daß es einen Sohn beleidigen kann, wenn seine Mutter liebenswürdig war und neben ihrem alten Mann einen Freund liebte. Meine Mutter hatte auch einen Liebhaber, aber ich will nach vierzig Jahren weder untersuchen noch behaupten, daß sie ganz unempfindlich sein konnte.

Nur ein schlechter Mann spricht von toten Freunden übel. Und die Elbingischen gegenwärtigen Matronen, welche vor vierzig Jahren die Madame Brodowsky noch gekannt haben, werden schwerlich ein Jurament ablegen, daß sie niemals verliebt war. Es muß denen, die sich hierüber aufhalten, auch unbewußt sein, was ich damals wegen dieses Hauses für eine ernsthafte Verdrießlichkeit mit dem Herrn General Goltz hatte, der mit mir mehr, als mit Herrn Brodowsky, zu eifern schien.



Desto sonderbarer ist die Aufforderung seines Herrn Sohnes zum Widerruf.

Gerechtigkeit lasse ich immer sowohl dem Vater als der Mutter widerfahren. Sie waren meine Freunde: folglich wünsche ich aufrichtig Gelegenheit zu haben, ihren Namens-erben gefällig zu sein. Ich werde aber ewig und in keinem Falle erklären, daß etwas erdichtet oder falsch sei, was ich einmal in meiner Lebensgeschichte als Wahrheit geschrieben habe.

Ein vernünftiger Mensch kann gewiß nicht aufgebracht sein, wenn jemand sagt: Deine Mutter hat geliebt. In diesem Falle hätten wir alle viel zu tun, wenn wir als Don Quixote für die Keuschheit der Großmama mit Windmühlen Turniergefechte anstellen wollten. Zum Prozeß kommen dergleichen Händel auch nicht. Die Augenzeugen sind alle tot oder sahen nichts, ich selbst leide schon am Staar, Madame Brodowsky hat sich nie beleidigt geglaubt, wenn ihr jemand sagte, daß ich ihr Hausfreund war. Vierzig Jahre sind verflossen, die Verjährung ist wirklich da. Und ich habe ja auch in meiner Erzählung selbst nicht gesagt, daß meine damalige Freundin eine Ehebrecherin war oder daß ich le moment du berger benutzt habe.

Die Ehre einer Familie steckt nicht in der gerühmten Keuschheit unserer Ahnen. Ich bin auch nicht Schuld, daß Eva in den Apfel biß. Isaak war dennoch ein hochgelobter Patriarch, obgleich Sara, seine Mutter, viele Nächte im Serail des Königs Abimelech zubrachte. Man liest auch nicht, daß er jemals mit dem Kronprinzen dieses Abimelechs einen Prozeß geführt habe, obgleich in Abimelechs Chronik stehen soll, daß Madame Sara ihn lieb hatte. Vielleicht hatte auch Josef andere Ursachen als ich, den Mantel bei der schönen Potiphar im Stiche zu lassen. Und welche Geschichte erzählt wohl, daß jemals ein junger Potiphar dem Josef oder seinem Geschichtschreiber einen Prozeß habe machen wollen, weil ihn die Frau Mama lieber hatte als den alten Potiphar. Der Sohn des

Herrn Brodowsky, meines Jugendlehrers, der ohnedies ein strenger Theolog war und mir folglich die Geschichte Abrahams und des keuschen Josefs so erbaulich auslegte, wird demnach von mir keine Beweise fordern, wo man selten Augenzeugen sucht noch findet, und mit meiner Erklärung zufrieden sein, wenn ich auch hiermit das bekräftige, was ich früher von seiner Mutter schrieb, die ich selbst unter die rechtschaffenen Frauen rechne und als meine Freundin noch im Grabe hochschätze. Genug, ich habe ihre Tugend nie auf Proben gesetzt oder in Zweifel gestellt und schrieb auch nie aus törichter Prahlucht, daß ich meinen Mantel im Stiche ließ. Freundschaftspflichten erfüllte ich immer sogar mit Skrupel. Dies wollte ich eigentlich auch in diesem schlüpfrigen Falle von mir sagen. Nur Pariser Windbeutel rühmen sich mit Gunstbezeugungen auch da, wo sie mit Nasenstübern abgewiesen werden. In dieser Lage war ich, gottlob, nie. Ich fand überall, wo ich suchte, erzählte aber nie, wo ich fand.

Herr Brodowsky hat ja mit mir nie geeifert. Warum sollten es dann seine Kinder tun? Er sah nichts, und sie werden noch weniger sehen können, was geschah, ehe ihnen die Mutter ein paar Augen nebst dem ganzen Leibe und Kopfe an des Tages Licht gebar. Gleichgültig ist es aber allezeit dem Geborenen, wer ihm eigentlich die Augen gemacht hat.

Dieses habe ich auf den mir zugeschickten Brief antworten wollen. Und für die Einwohner der Stadt Elbing will ich eben keinen Traktat schreiben, um zu erweisen, daß in Elbing nie ein Mann Hörner getragen habe. Vielleicht verklagen mich in diesem Falle sogar Bürgermeister und Rat, als ob ich ihre Mütter und Großmütter beleidigt hätte, weil sie weder nach Pariser Geschmack, noch so keusch als die Mademoiselle Maria Magdalena gelebt hätten, die doch als eine wirklich große Heilige auch in Elbing verehrt wird.

Ich hatte noch manche freudige Begegnung, die mir manche

Erinnerung wachrief; unter anderem fühle ich mich veranlaßt, an dieser Stelle noch eine Begebenheit aus meiner Einkerkering nachzutragen. Es war die vorletzte Unternehmung zur Flucht. Die Umstände sind folgende: Weil es auf keine Art mehr möglich war, Sand und Erde aus meinem Kerker herauszuschaffen, so machte ich nach abermals durchgebrochenem Fußboden und Fundamenten ein Loch gerade in den Graben hinaus, wo alle drei Schildwachen standen. Dies geschah in einer stürmischen Nacht und konnte durch den feinen Sand leicht in ein paar Stunden geschehen. Sobald ich hinausgegraben, zog ich allen Sand still hinein, nahm einen Pantoffel und warf ihn an die Palissaden hinaus, als ob ich ihn im Überspringen verloren hätte. Diese Palissaden von zwölf Fuß Höhe waren quer über den Hauptgraben gesetzt, und innerhalb dieser waren meine Schildwachen eingeschlossen. In der Ecke aber, wo ich ausbrach, stand kein Schilderhaus.

Sobald dieses geschehen, kroch ich in mein Gefängnis zurück und machte mir unter dem Fußboden ein anderes Loch, worin ich sitzen und lauern konnte. Hinter mir aber füllte ich den Kanal zu, so daß mich niemand sehen konnte.

Der Tag bricht an, die Schildwachen sehen das Loch. Es wird gemeldet, der Offizier läuft bestürzt herbei, man sieht den Pantoffel, folglich war der Trench glücklich auch über die Palissaden gekommen und nicht mehr da.

Gleich kommt der Kommandant aus der Stadt mit der ganzen Litanei, die Alarmkanonen werden gelöst, die Nachseher sprengen im Lande herum, alle Festungswerke und Souterrains werden visitiert. Nichts half, ich war glücklich entwischt. Unmöglich konnte ich dieses ohne Vorwissen der Schildwachen unternommen haben. Die ganze Wache, auch der Offizier, wurde arretiert, und das Erstaunen war unbegrenzt.

Ich saß indessen in meinem Loche und hörte jedes Wort. Mein Herz pochte vor Freude, und der Ausgang meines An-

schlags schien mir schon gewiß. Unfehlbar hätte man in der folgenden Nacht keine Schildwachen mehr vor meinen Käfig gestellt, dann wäre ich im Ernst aus meinem Loche hervorgekrochen und gewiß glücklich nach Sachsen entflohen. Mein Schicksal war aber grausam genug, auch diese Hoffnung zu vereiteln, da bereits alles überstiegen zu sein schien.

Alles ging gut und nach Wunsch; die ganze Garnison kam in die Sternschanze, um das Wunder anzustauen. Dieses dauerte bis nachmittags gegen vier Uhr. Endlich kommt ein Fähnrich von der Landmiliz, ein Kind von fünfzehn bis sechzehn Jahren, der sehr klein und schwächlich war, hingegen mehr Witz als alle anderen besaß. Dieser steigt in das Loch hinunter, betrachtet die Öffnung nach dem Graben hinaus, findet sie zu klein und versucht, durchzukriechen. Es war unmöglich. Gleich entschied er, es könne nicht sein, daß ein starker Mann meiner Gattung durch diese Öffnung herausgekommen sei, und läßt sich ein Licht geben.

Nun hatte ich dergleichen Vorfall nicht vermutet. In meinem Loche wurde mir die Luft zu warm, und ich hatte unter dem Fußboden den zugestopften Kanal geöffnet. Kaum hatte der Fähnrich Licht unten, so erblickte er mein weißes Hemd, sah näher, griff zu und erhaschte mich bei dem Arm.

Hier war der Fuchs im Baue gefangen. Es entstand ein Gelächter, ein Triumph. Wie mir aber dabei zumute war, als ich mich schon wirklich in Freiheit glaubte und von neuem ohne Hoffnung in meine Fesseln geschmiedet wurde, dieses läßt sich denken, aber nicht mit der Empfindung schildern, die meine Seele erschütterte. —

Ich setzte nun meine Reise nach Preußen fort und traf den 4. April in Königsberg ein, wo mich mein Bruder mit Sehnsucht erwartete. Man kann sich denken, wie lebhaft die brüderliche Umarmung nach einer zweiundvierzigjährigen Abwesenheit aus dem Vaterlande war. Von vier Geschwistern, die ich

hinterließ, fand ich noch diesen, der im Wohlstande auf seinen Gütern lebt und Menschenpflichten erfüllt, dessen Kinder aber alle im Grabe liegen. Mit vollkommener Herzensberuhigung lebte ich mit ihm und seiner würdigen Frau vierzehn Tage in Königsberg, dann aber noch sechs Wochen auf seinen Gütern.

Diese Tage gehören unter die glücklichsten meines Lebens, täglich umringt mit Blutsfreunden, Enkeln und Urenkeln aus der Nachbarschaft, mit Vettern und Verwandten, die mich alle bewillkommten, genoß ich eine Zufriedenheit in meiner Seele, die nur der Edle nach besiegten Stürmen im Hafen der Weisen empfindet. Hier sah ich überzeugend, wie ruhig der Alte da leben kann, wo sein Name unter die ersten des Landes gehört und die meisten Familien mit ihm verschwägert oder verwandt sind. Man ist wirklich nirgends besser als zu Hause bei gewissen Jahren, wenn man zuvor die Menschen in fremden Ländern so wie ich kennen lernte und in ihrem Umgange echte Freundschaft suchen wollte. Hier erfuhr ich nun erst gründlich, was während meiner Abwesenheit vorgegangen war. Der Zorn des großen Friedrich hatte sich auf alle meine Geschwister verbreitet. Mein älterer Bruder nach mir war im Jahre 1746, als ich unglücklich wurde, Standartenjunker bei dem Kiewischen Kürassierregimente. Er diente sechs Jahre, wohnte drei Bataillen bei, und weil er Trenck hieß, blieb er im Avancement zurück. Endlich müde des Wartens, nahm er den Abschied, heiratete und lebte auf seinem Gute Meicken, wo er vor drei Jahren gestorben ist und zwei Söhne hinterlassen hat, die dem Trenckschen Namen Ehre machen. Er selbst war nach allgemeinem Zeugnisse ein Mann, der dem Staate gewiß gute Dienste in seinem gewählten Fache geleistet hätte, er war aber mein Bruder, deshalb allein wollte der König nichts von ihm wissen. Mein jüngster Bruder hatte sich auf Wissenschaften verlegt, wurde vom Minister zu einer Zivilcharge als ein be-

sonderer Mann vorgeschlagen, der König schrieb aber auf den Bericht: „Es ist kein Trenck zu etwas nutz.“

So hat meine ganze Familie durch meine unschuldige Verdammnis leiden müssen. Dieser Bruder wählte nun das Landleben und lebt unter den Ersten im Königreiche, wohlhabend, zufrieden, geachtet und unabhängig.

Auch auf meine Schwester, die den Sohn des Generalleutnants von Waldow geheiratet hatte und seit 1749 als Witwe lebte, erstreckte sich der Haß des Monarchen.

Ich habe bereits in meiner Geschichte öfters Gelegenheit gehabt, sie zu nennen. Die gute Frau wurde, wie bereits erwähnt, von dem kaiserlichen Gesandtschaftssekretär Weingarten im Jahre 1755 verraten, da sie mir im Kerker zu Magdeburg Hilfe geleistet hatte. Deshalb litt sie Bedrückungen solcher Art, die sogar ihre Kinder unglücklich machten.

Sie besaß die schönen Hammerschen Güter bei Landsberg an der Warthe. Dort wurde von den Russen alles in einen Steinhaufen verwandelt. Sie flüchtete mit ihren Effekten nach Küstrin. Dort wurde bei der Belagerung alles verbrannt, und die preussische Armee selbst verwüstete die schönen Waldungen.

Nach dem Kriege unterstützte der König alle ruinierten Familien im Brandenburgischen. Sie allein erhielt nichts, weil sie meine Schwester war. Sie wandte sich an den König und erhielt zur Antwort, sie solle sich an ihren lieben Bruder halten.

Sie starb im Kern der Jahre, nachdem sie kurz vorher den jetzigen Obersten von Pape zur zweiten Ehe gewählt. Auch ihr Sohn ist im vorigen Jahre als Hauptmann des Götzschen Dragonerregimentes gestorben.

So litten alle meine Geschwister nur deswegen, weil ich ihr Bruder war. Im Jahre 1753 wandte sich ein gewisser Rittmeister von Derschau, ein Halbbruder meiner Mutter, heimlich an den König, gab fälschlich vor, er sei mein nächster

Verwandter und Lehnfolger und bat, ihn mit dem mir konfiszirten Gute Groß-Scharlach zu belehnen.

Der König forderte von der Kammer in Königsberg Bericht. Man meldete, daß auch wirklich zwei Brüder von mir am Leben wären. Scharlach sei ein altes Familien-Stammgut und gebühre meinen Brüdern, aber nicht dem Derschau.

Meine beiden Brüder meldeten sich nun als die nächsten Lebensfolger, und der König schenkte ihnen mein Gut Scharlach, nach Lehnrechten zu besitzen.

Im Gefolge dieses wurde mein Gut lizitirt. Der jüngste Bruder kaufte es, zahlte den anderen Bruder bar aus, die Schwestern gleichfalls; bezahlte auch auf speziellen Hofbefehl die Schulden, welche sich meldeten und die eigentlich falsch und erschlichen waren, weil ich meines Wissens nichts schuldig war und im neunzehnten Jahre meines Lebens ja noch wirklich unter der Vormundschaft stand, als mir mein Gut konfiszirt wurde. Ich habe nun gebeten, der Fiskus möchte Groß-Scharlach schätzen lassen, meinen Bruder befriedigen und mir daselbe in natura gegenwärtig restituieren. Mein Bruder besitzt noch andere Güter und kann sodann bei seinem Tode verfügen, wie er will.

In allen Fällen ist aber dennoch der Zweck meiner Reise erreicht. Mein Bruder ist mein Freund und Vater meiner Kinder geworden. Mein Sohn dient bereits dem Könige und ist hier versorgt. Meine Ehre ist im Vaterlande gerechtfertigt und der Sieg über mein Schicksal wenigstens in Preußen entschieden.

Nun war für mich in Preußen nichts mehr zu tun. Da ich aber Gelegenheit hatte, als ein ehrlicher deutscher Patriot zu handeln, ungeachtet mir binnen 43 Jahren weder Gerechtigkeit, noch Gnade, noch Lohn in Wien widerfahren ist, so machte ich einen Entwurf, um beide Höfe miteinander zu verbinden, da ich weiß, daß ohne gesicherte Eintracht derselben,

beide Völker und ganz Deutschland keine dauerhafte Ruhe zu erwarten haben. Fürst Reuß, der kaiserliche Gesandte, wünschte die Erfüllung vom Herzen, und meine Schritte waren so glücklich, daß durch eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Minister Grafen Herzberg, die ich veranstaltete, die Präliminarien in Ordnung gebracht und wirklich nach Wien geschickt wurden. Man erhielt aber keine Antwort.

Nun eilte ich nach Wien, wurde zum Monarchen berufen und sprach so, wie ich in dergleichen Fälle zu sprechen gewohnt bin. Und was erfolgte? Nichts für den Staat, nichts für mich. Ich zuckte mit den Achseln und blieb bei Hof unsichtbar. Josef war damals der Meinung, daß er mit 300000 Mann seiner unüberwindlichen Krieger, Berlin erobern könnte, und ich zuckte mit den Achseln, da er es mir sagte.

Ich eilte demnach nach Zwerbach und blieb bis zum November 1788 in den Armen der Meinen ruhig, aber nie sorgenlos, da acht Kinder, die man selbst unterrichtet, und Söhne, die im Offizierstande Zulage brauchen, immer einem redlichen Vater Beschäftigung geben, der noch immer an alten Lücken zu flicken hat, die mir meine feinen Wiener Kuratoren, Agenten und Advokaten verursacht hatten. Im November reiste ich abermals nach Berlin, um daselbst neue Versuche zu machen.

Hier fand ich in einem Jahre so viele Veränderungen, so viele gegeneinanderkrenzende Rabalen, so viele Ursachen, die mich abhielten, etwas zu unternehmen, daß ich meinen Vorsatz auf günstigere Zeiten verschob. Indessen fand ich noch ebenden gnädigen König für mich, der mir alles, was ich in der dormaligen Lage zu bitten für gut fand, sogleich bewilligte. Ebendieselbe Achtung fand ich bei Hofe und im Ministerium. Ich reiste nun nach Schildberg bei Soldin zu meiner Nichte, der Frau von Waldow, holte meinen jüngsten Sohn ab, welchen ich im vorigen Jahre daselbst zum Studium bei ihren



Kindern zurückgelassen hatte, und führte ihn nach Dessau, wo ich ihn in der sogenannten Philanthropie zur Erziehung übergab.

Von Dessau reiste ich nach Dresden. Dort erzeigte mir der erste Minister, Graf Marcolini<sup>1)</sup>, die Distinktion und in Sachsen seltene Höflichkeit, daß er mich selbst im Gasthose abholte, nach Hofe führte und dem Kurfürstlichen Hause präsentierte. Und ich muß gestehen, daß man mir überhaupt alle mögliche Ehre in Dresden erwies. Der Markt, wo ich wohnte, war beständig mit Menschen gefüllt, und wohin ich mich wandte, folgte mir das Volk mit lautem Zujuchzen.

Ich hatte unterwegs dem Herzog von Kurland, Karl von Sachsen<sup>2)</sup>, in Elsterwerda meine Aufwartung gemacht. Auch hier wurde ich liebevoll und gnädig empfangen, ebenso wie bei dem regierenden Fürsten von Dessau, dessen kleines Land eines der glücklichsten in Europa ist.

Von da besuchte ich den alten ehrwürdigen Greis, General Grafen Solms<sup>3)</sup>, auf dem Königsteine. Er wußte meine Ankunft und war im Regenwetter bis zum Fuße des ungeheueren Felsens mir entgegen heruntergestiegen. Hier empfand ich bei seiner redlichen Umarmung die angenehmen Augenblicke, die zwei Menschenfreunde edler Art, im ersten Anblicke auf ewig vereinigt. Seliger Tag! der mich auch diese Freude erleben

1) Graf Camillo Marcolini (1739—1814), zuerst Geh. Rat, nahm seit 1780 die Stelle eines Direktors der schönen Künste ein und war eine der einflussreichsten Personen im Lande. Er wurde später Minister und starb in Prag. Er war auch der Protektor Casanovas

2) Karl Chr. Jos., Herzog von Kurland und Semgallen, dritter Sohn Augusts III. von Sachsen, geb. 1733, seit 1758 Herzog v. Kurland, gest. 1796.

3) Graf Friedrich Christoph Solms-Wildenfels, geb. 1712, kursächsischer General der Infanterie, Kommandant des Königsteins und dort 1792 gest.

ließ, wo ich die Freundschaft des Edelsten unter den Soldaten, den Greis, den alles liebt und verehrt, gewann. Kann ich ihn noch in der Welt wiedersehen, dann reise ich gewiß noch einmal auf den Königstein.

Dieser ungeheuerer Felsen ist keine Festung, die der Feind erobern muß, um Sachsen zu besitzen. Er leidet nur eine kleine Garnison, und diese kann gar keine Ausfälle machen, er dient also nur dazu, das Archiv und die Staatsgefangenen zu verwahren. Königstein ist die Bastille der Sachsen, wo schon mancher brave Mann im Kerker verschmachtet ist.

Man sprengte zur Zeit, da ich dort war, den Felsen, um ihn zu kasemattieren, und hatte ein Loch gefunden, das 60 Klafter tief in denselben gebohrt war. Unten fand man ein Bett, worin das Gerippe eines Unglücklichen ruhte, und neben demselben lagen die Überbleibsel eines Hundes. . . . Schrecklicher Anblick für ein Menschenherz! Noch gegenwärtig sitzen drei Männer daselbst, die merkwürdig sind.

Der erste ist der gewesene sächsische Kabinettssekretär, welcher die Geheimnisse des Dresdener Archives im Jahre 1756 dem König von Preußen verriet<sup>1)</sup>. Er wurde in Polen erhascht, sitzt nunmehr 43 Jahre in einem Felsenloche und soll einem wilden Tiere ähnlich sehen.

Der andere ist ein sicherer Oberst Acton<sup>2)</sup>. Wer in der

1) Es handelt sich um Friedrich Wilhelm Menzel, geb. um 1726, kursächsischen geh. Sekretär, der, durch preussisches Geld gewonnen, Friedrich II. Abschriften vom geheimen Briefwechsel zwischen Sachsen, Rußland und Oesterreich auslieferte und dadurch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges beschleunigte. Diesen Verrat mußte er durch 33jährige Kerkerhaft auf dem Königstein büßen, wo er 1796 starb.

2) Trenck schreibt Acton, es kann sich aber nur um den Marquis Alois Peter d'Agdolo, Obersten der Sächsischen Leibgarde und Vertrauten der Kurfürstin Maria Antonia Walpurgis von Sachsen handeln, die sich seiner mit allen Mitteln bedienen wollte, um ihrem Liebling, ihrem zweiten Sohn Karl, den Kurhut zu verschaffen. Sie

Dresdener geheimen Geschichte bewandert ist, der darf nur an die greuliche projektierte Giftmischerei bei Hofe denken, die verraten wurde, aber geheim gehalten werden mußte. Dieser Acton war die Hauptperson dazu. Er ist ein geborener Italiener, hat ein kalabrisches Herz und war ein vertwegener, schöner Mann und Liebling der alten verwitweten Kurfürstin. . . . Schlüssel genug zur Geschichte für die, welche gerne wissen wollen, wo Acton geblieben ist, der noch viele Freunde in Dresden hat und mehr Freiheit als die anderen Arrestanten genießt. Er muß aber sterben, wo er ist. Er ist der größte Bösewicht und hat doch den leidlichsten Arrest.

Der dritte ist ein junger, schöner Schwede. Er wurde vor sechs Jahren auf geheime Requisition des Königs von Schweden in Leipzig arretiert und mit einer Larve vor dem Gesicht auf den Königstein gebracht. Bei der Arretierung verteidigte er sich wie ein Löwe und sprach vom Völkerrechte. Dieser Mann sieht kein Tageslicht. Ihn selbst sieht und spricht niemand, und bei Lebensstrafe darf niemand wissen, wie er heißt, wer er ist, noch daß er da ist. So viel ich erfahren konnte, ist der Mann kein Übeltäter. Man hat ihm keinen Prozeß gemacht. Es soll aber eine schwedische Hof- oder Liebesintrige sein Unglück gemacht haben. Beklage ihn, Leser! Für ihn ist keine Rettung als der Tod, denn der Kurfürst hat dem König von Schweden versprochen, daß er das Tageslicht nicht mehr sehen soll. Der Mensch ist aber erst 29 Jahre alt, und der Gouverneur zeigt zitternde Tränen des Mitleids im Auge, wenn er von ihm spricht, zuckt mit den Achseln, sieht den Himmel an und sagt: „Es ist kurfürstliche Ordre, die ich respektieren muß. Gott helf' ihm . . .“

ging so weit, ihren ersten Sohn Friedrich August als Bastard zu erklären, ja, sie hätte ihn sogar vergiften lassen wollen. Diese Intrigen mißlingen, und Ugdolo mußte 1776 auf den Königstein wandern, wo er erst 1800 starb.

Ich fuhr mit beklemmtem Herzen nach Dresden zurück, sah noch von weitem den Felsen mit Wehmut an und freute mich, daß ich weder Arrestant noch Kommandant war. Meine Absicht war, gerade nach Wien zurückzureisen. Ich hatte aber bereits in Berlin so viel davon gehört, daß man mich in Paris halb vergötterte, daß jedermann in Frankreich meine Geschichte gelesen habe, daß sogar alle neuesten Moden à la Trenck getragen wurden, daß man mich fast täglich auf den Pariser Theatern mit ungeheuerem Volkszulaufe in rührenden Schauspielen<sup>1)</sup> dem Volke als einen Märtyrer fürstlicher Eigenmacht vorstelle und mich sogar in Lebensgröße in einer fürchterlichen Figur für Geld öffentlich sehen ließ. Ebendieses bekräftigte mir ein Freund in Dresden und riet mir, daß ich auch in Frankreich meine Lorbeeren einernten solle. Ich faßte also kurz den Entschluß und eilte dahin. In Frankfurt, wo ich so oft in meinem Leben unbeobachtet durchgereist war, wurde ich dieses Mal ganz anders angesehen und mit Jubel empfangen, weil man indessen meine Lebensgeschichte mit Gefühl gelesen hatte.

Man gab mir Feste und Bälle. Die ganze Stadt war rege, und man erwies mir so viel Liebe und Achtung, daß ich die dort genossene Freude ewig nicht vergessen werde und den gutherzigen Einwohnern daselbst den redlichsten Dank opfere. Nun eilte ich nach Straßburg, wo mir auf dem Wege in allen Städten ebendie Ehre widerfuhr.

In Straßburg sah ich aber zugleich, daß ich unter ein gefühlvolles Volk eingetreten war. Der Zulauf war allgemein, um mich zu sehen. Man überströmte mich mit Höflichkeit. Es wurden mir zu Ehren Bälle und Feste veranstaltet. Alle Schönheiten der Stadt erschienen in vollem Glanze, sie um-

1) Das Stück war von J. L. Gabiot und hieß: „Le Baron de Trenck, ou le prisonnier prussien, fait historique en un acte. Paris, 1788, 8<sup>o</sup>“.

ringten mich, und jeder Tänzer wälzte mir die seinige in die Arme. Kurz gesagt, kein Mensch auf Erden ist jemals in einer so volkreichen Stadt besser bewillkommt, liebevoller behandelt und ehrwürdiger aufgenommen worden als ich.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Flachsland, lud mich ein, mit ihm in die Komödie zu fahren. Man hatte das Stück „Le Baron Trenck“ angekündigt, aber die Polizei verbot es auf mein Begehren, um dem Tumult vorzubeugen, weil mich das Volk erdrückt hätte.

Wir fuhren nun nebst den ersten Damen in das französische Theater. Kaum trat ich in die Loge, so empfing man mich im Orchester mit Pauken und Trompeten, und das Parterre mit einem lärmenden Händeklatschen und Zurufen: „Vive le Baron Trenck!“ Ich mußte mich nun dem Volke zeigen und danken.

Nach einer Stunde fuhren wir in das deutsche Theater, dort widerfuhr mir dieselbe Ehre. Die Nacht hindurch war Ball, die schönsten Damen und Mädchen machten mir die charmantesten Impromptus. Bei dem Souper sang man Arien, die mir zu Ehren gemacht waren. Und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mein Glück wirklich beneidenswertig war und ich das Magdeburger zehnjährige Gefängnis nicht mehr bereute, weil es mir eigentlich die Bahn zu meiner gegenwärtigen Freude gebrochen hat. Ich blieb acht Tage bei so edlen Freunden und reiste mit wirklich schwerem Herzen als ein Verliebter von dem mir ewig unvergeßlichen Straßburg, wo ich mich wirklich im türkischen Himmel glaubte, da so viele göttlich schöne Damen und Mädchen mich alle mit heiteren Blicken anlächelten und jede Miene sagte, daß sie mir neue Jugend wünschten. Wohl dem Manne, welcher diese noch so wie ich im grauen Haare empfinden kann! Ja, ich fühlte wirklich in dieser prächtigen Stadt, daß ein solcher Tag, den ich daselbst genoß, wohl wert ist, sich nicht nur das Leben

zu wünschen, sondern auch wirklich großes Unglück zu ertragen, um einen solchen Preis zu erwarten.

Nun sah ich mit Schwermut zurück und eilte nach Paris. In Nancy hatten tausend Menschen zwei Tage auf mich gewartet, und die Zöllner hatten große Trinkgelder erhascht, um meine Ankunft sogleich überall bekanntzumachen. Ich schlüpfte aber in der Dämmerung durch, fuhr durch die Stadt, da mich abends niemand erwartete. Und da der Stolz eben nicht meine Schwäche ist, so kann ich versichern, daß meine gegenwärtigen Reisen, wo ich überall aufgesucht, belästigt und beobachtet wurde, mir eben nicht angenehm sind. Nun kam ich in Paris in der Mitte des Februars an, wo ich in meinem Leben zu verschiedenen Zeiten schon fünfmal gewesen war, aber nie beobachtet wurde.

Hier gab man mir nun gleich den Rath, mich nicht auf öffentlichen Plätzen sehen zu lassen, um nicht vom vorwitzigen Volk umringt und überall gehindert zu werden. Die ganze Stadt hatte mich bei Herrn Curtius gesehen, bedauert und bewundert, der mich im Palais Royal in Lebensgröße und in meinen Fesseln neben dem König Friedrich für Geld sehen ließ. Man hatte zwei Theaterstücke, „Der Baron Trenck“ betitelt, verfertigt, die seit drei Monaten fast täglich dem Volke vorgespielt werden mußten und wovon das eine besonders eingerichtet war, um den Aufruhrgeist gegen die königliche Eigenschaft zu erhitzen, weil es jeden Zuschauer zuerst zum Mitleid, dann aber zur Rache bewog, auch wirklich so gespielt wurde, daß es die Herzen dahin zu lenken vermochte, wohin man sie in ebendem kritischen Zeitpunkt zu führen wünschte. Ganz Paris war demnach gerade am meisten für mich eingenommen und der Name Trenck allgemein durch meine Geschichte und durch die Theater selbst bekannt. Der Vorwitz, wirklich überzeugt zu sein, daß ebendieser Trenck noch lebe, jemals gelebt habe und kein Romanheld sei, war so à la mode, als ich eben per-

sönlich in Paris eintraf, daß sich niemand als ein wirklicher Augenzeuge vorstellen kann, wie begierig sich alles herbeidrängte, um mir das ganze Gefühl seiner durch mein Schicksal gerührten Seele zu entdecken. Und dieses war nicht Neugierde allein, die gewöhnlich nach drei Tagen gesättigt ist, nein, ich hielt mich sechs Monate in Paris auf und fand am letzten Tage meiner Abreise noch ebendieselbe Achtung und Liebe bei der ganzen Nation, die am ersten Tage meiner Ankunft übertrieben schien. Der Vorwitz führte mich am Tage nach meiner Ankunft incognito in das Palais Royal, wo Herr Curtius meine Figur dem Volke vorzeigte. Ich trat zu ihm hinein und fragte ihn: „Mein Herr, ich habe den Baron Trenck vor einigen Jahren selbst gesehen und finde, daß diese Figur ihm ebensowenig als dem Großmogul ähnlich sieht.“ — Er betrachtete mich mit einer Art von Verachtung und Verwunderung, versicherte mir aber auf Ehre und Gewissen, daß er selbst den Baron Trenck persönlich kenne, daß er ebendieses Gesicht, was er in Wachs gedrückt vorzeige, selbst auf des Trencks Gesicht in Frankfurt abgeformt hätte.

Ich schwieg vor dem Volke, rief ihn seitwärts in ein Nebenzimmer und entdeckte mich ihm. Der Mann stand beschämt und erschrocken da, entschuldigte sich mit seinen Professionstünstgriffen, das vorwitzige Volk zu befriedigen, versicherte mir aber, daß er viel Geld durch mich gewonnen, daß er auch ein ähnliches Wachsbild in derselben Absicht nach London geschickt habe, und bat mich, ihm mein eigentliches Gesicht auf eine halbe Stunde zur Operation zu leihen, welches ich aber aus erheblichen Ursachen nicht that. Gleich war seine Figur beiseite geräumt, nachdem das Original in Paris eingetreten war, und die Kopie wurde nach Madrid expediert, wo sie ihm neuerdings Geld eintrug.

Raum war ich drei Tage in Paris, so wußte es schon die

ganze Stadt, und ich erhielt Visiten und Einladungen von allen Großen des Landes; sogar Damen erschienen, die der Vorwitz reizte, mich zu sehen . . . Hier war also kein anderes Mittel, als dem Strom zu folgen und den ganzen Tag bis in die halbe Nacht zuzubringen. Überall, wo ich ein Diner oder Souper annahm, waren schon alle Hausfreunde eingeladen, um mich kennen zu lernen, und nach dem Essen drang alles in derselben Absicht herbei. So war ich innerhalb sechs Tagen schon überall bekannt und die ganzen sechs Monate hindurch ein wirklich gequälter Mensch und auf vier Wochen im voraus engagiert. Jedes Mittagsmahl war ein Fest. In den meisten Häusern war das Dessert mir zu Ehren mit Auspielungen auf mein Gefängnis und Schicksal mit Triumphbogen und Lorbeerkränzen eingerichtet. Die Damen sangen Arien, die mir zu Ehren komponiert waren, und präsentierten mir den Lorbeerzweig. Zuweilen waren die Szenen so rührend, daß die ganze Gesellschaft Tränen aus den Augen rollen ließ. Ich selbst weinte bei der ersten Empfindung gefühlvoller Freude und Dankbarkeit mit, und das Ende war eine allgemeine Umarmung mit Ausdrücken, wo wirklich nicht befriedigter Vorwitz, sondern das Herz sprach. So verfloßen meine Tage im größten Weltgetümmel mit Ehren- und Freundschaftsbezeugungen, die gewiß noch kein Fremder, so wie ich, in Frankreich erlebt hatte. Größeren Lohn hat demnach gewiß noch kein Schicksalsmartyrer erlebt noch genossen als ich. In allen Gesellschaften gab man mir überall den ersten Platz. Und da in Frankreich die Damen den Wert der Männer bestimmen und meine natürliche Munterkeit denen unbegreiflich vorkam, die in mir einen abgelebten, mürrischen Greis, einen durch Schicksale gebeugten Menschenfeind zu finden glaubten, da ich mich als einen noch angenehmen Gesellschaftler darstellte und auch mit landüblichen Bonmots und anpassenden Scherzen das schöne Geschlecht zu befriedigen



wußte, so war der Beifall, den ich fand, um so lauter und allgemeiner.

Graf Olavides<sup>1)</sup>, der in Paris unter dem Namen Graf Pilos lebte, war einer der ersten, bei dem ich zu Mittag aß. Dieser ehrwürdige Greis holte mich selbst ab und führte mich in einer Art von Triumph in sein Palais, wo ich gleich mit Pauken und Trompeten, auch mit einer Instrumental- und Vokalmusik empfangen wurde, die nur auf mich und ihn komponiert war.

Graf Olavides, Grand d'Espagne, einer der ersten Männer in der Monarchie, der drei Millionen Einkünfte genoß, ist in der neueren Geschichte sehr bekannt . . . Er hatte viele Familien aus Deutschland mit großen Kosten nach Spanien und in seine Kolonien kommen lassen, die er alle glücklich machte und durch sie zugleich Industrie und Bevölkerung zu befördern suchte. Es waren aber unter ihnen einige Protestanten. Der Mann war reich, mächtig und Menschenfreund. Dieses war für die Inquisition genug. Man visitierte sein Haus, fand Voltaires Schriften in seiner Bibliothek, und nun wurde er in die Inquisition als ein Delinquent geschleppt, verurteilt, gemartert, sein Besitz konfisziert, und er saß vier Jahre in einem elenden Kerker, wie der ärgste Missetäter behandelt, ohne Hoffnung, jemals gerettet zu werden.

1) Don Pablo Olavides, um 1723 in Lima geboren, war einer der ersten, der die Ideen der Aufklärung nach Spanien zu bringen verstand. Als reicher Mann half er nun Uranda die Jesuiten zu vertreiben, erhielt hierauf die Stelle eines Generalintendanten von Andalusien und suchte als solcher die Sierra Morena zu kolonisieren. Der Sturz Urandas war auch für ihn verhängnisvoll, die Klerikalen übergaben ihn der Inquisition, die grausam gegen ihn vorging. Es gelang ihm aber nach Paris zu entfliehen, wo er als Graf Pilos mit den Liberalen verkehrte. Die Schrecken der Revolution trieben auch ihn der Reaktion in die Arme. Er kehrte nach Spanien zurück, schrieb fromme Bücher und starb 1803.

Olavides fand Mittel zu seiner Befreiung aus dem verfluchten Inquisitionsgerichte. Der König selbst konnte ihn nicht retten, und so flüchtete er glücklich nach Paris mit dem gänzlichen Verlust eines Vermögens von 60 Millionen. Zu seinem Glücke hatte er einige Jahre vor seinem Unglücke ein Kapital in französischen Fonds angelegt, welches ihm ungefähr 80000 Livres Interessen abwarf, so daß er in Paris als Philosoph, der zum Glück keine Kinder hat, ruhig und mit Anstand unter dem Namen Graf Pilos leben konnte.

Wenn ein Mann, der selbst unglücklich war, die Geschichte eines anderen gleichfalls Unglücklichen liest, so entsteht in seiner Seele eine gewisse sympathetische Fühlung, ihn persönlich zu kennen, sein Herz gegen ihn auszuschütten, die wechselseitigen Vorfälle gegeneinander zu halten und die Trostgründe und Hilfsmittel gegen die seinigen abzuwägen. Dieses empfand Olavides für mich, deswegen suchte er mich und feierte den Tag unserer Zusammenkunft von Herzen. Olavides war mein Freund in Paris, und ich werde sein Verehrer auch bei seinem Grabe und der ärgste Feind aller bekutteten Büttel bleiben, die einen so redlichen Staatsbürger gefoltert haben. Er starb im vorigen Jahre<sup>1)</sup> und hat mir die Narben seiner Folterwunden von der Inquisition gezeigt, wobei ich zurückschauderte.

Nun muß ich einen anderen Vorfall erzählen, der dem Rationalcharakter Ehre machte. Ich speiste bei dem kaiserlichen Botschafter Mercy<sup>2)</sup> zu Mittag. Die Gesellschaft war groß. Neben mir saß ein grauer ehrwürdiger General vom Genie-Korps, der mich nicht kannte und sich viel mit mir im Gespräche

1) Dies ist nicht wahr, Olavides überlebte den Baron Trenck.

2) Graf Florimund Mercy d'Argenteau, früher Statthalter in den Niederlanden, sodann österreichischer Gesandter in Paris, wo er seit 1789 einflußreicher Ratgeber der königl. Familie war. Er bot alles auf, um sie zu retten. 1790 mußte er Paris verlassen und ging nach London, wo er 1794 starb.

unterhielt. Nach dem Essen hatte er sich erkundigt, wer ich wäre. Kaum hatte man ihm meinen Namen genannt, so lief er auf mich zu, küßte mich mit Enthusiasmus, entdeckte ein gefühlvolles Herz, daß er mich noch in der Welt kennen gelernt habe und sank von edler Empfindung erschüttert, ohnmächtig in meine Arme. Die Szene war für alle Zuschauer rührend.

Nun wollte mich auch jedermann bewegen in das Theater zu gehen und mich selbst spielen zu sehen. So begierig ich dieses auch wünschte, so hielt mich doch die Vernunft zurück. Ich wußte im Voraus, daß ich ebenso wie in Straßburg würde empfangen werden. Und da der große Friedrich in diesem Stücke eben keine Lorbeeren einsammelt, ich aber überall, wo ich lebe, genau beobachtet werde, so wollte ich meinen Feinden keine Ursache geben, mich eines unbändigen Stolzes zu beschuldigen, weil jedermann hätte vermuten können, ich ginge dahin, um öffentlich applaudiert zu werden.

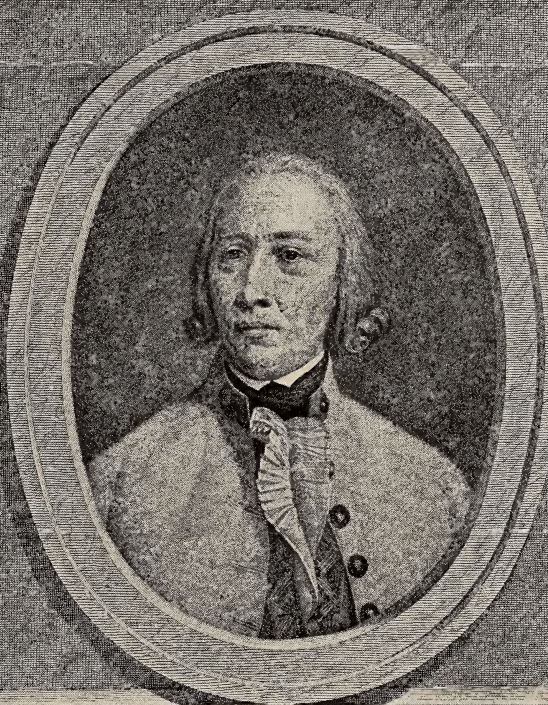
Der Unternehmer hatte zweimal aussprengeu lassen, ich würde an einem bestimmten Tage in seinem Theater erscheinen. Hier war nun der Zulauf so groß, daß man doppelte Preise für die Plätze zahlte. Man sah mich nicht und beinahe wäre ein Tumult entstanden. Endlich, nachdem ich bereits fünf Monate in Paris gelebt und schon überall bekannt war, ließ ich mich von einer großen Gesellschaft bereden und fuhr mit. Da war nun das Händeklatschen ohne Ende. Alles rief: Vive le baron Trenck! — Ich mußte mich bei jeder Szene vor dem Volke sehen lassen und für seinen lauten Beifall danken. Ich wurde auch beim Hinausgehen mit meiner Gesellschaft so gedrängt, daß ich kaum in den Wagen steigen konnte, und mit Vivatgeschrei begleitet.

Die ersten zwei Monate durfte ich mich im Palais Royal gar nicht sehen lassen. Endlich ging ich hin, spazierte unerkannt auf und ab, einige Bekannte begegneten mir und stellten mich

einer sehr schönen eben angekommenen Dame aus der Normandie vor. Kaum hörte man meinen Namen, so stürmte der Menschenschwarm von allen Seiten auf mich los. Ich schlich mich beiseiten in das Haus und zur anderen Thür hinaus. Die Dame wäre aber fast erdrückt worden. Man schrie, diese schöne Dame wäre meine Frau. Gleich war sie umringt und hat wirklich viel gelitten, bevor sie ihren Wagen besteigen konnte.

Endlich, da ich mich alle Tage sehen ließ, gewöhnte man sich an mich, und ich brachte viele Stunden im Palais Royal zu, wo eben zu dieser Zeit die ganze Revolution geschmiedet wurde. Da ich nun das ganze Zutrauen der Nation gewonnen hatte, so war es mir auch leicht, alles zu entdecken, was ich wissen wollte. Besonders mischte ich mich in die Versammlung der holländischen und brabantischen Patrioten. Diese hielten ihre geheimen Zusammenkünfte, deliberierten und schickten alle zwei Monate ihre vertrauten Deputierten nach Brüssel und Amsterdam, und da sie am meisten an der Pariser noch heimlich gährenden Revolution interessiert waren, und kein Geld scheuten, um Versailles genau zu beobachten, so war dieses die beste Gelegenheit für mich, um meine Neugierde zu befriedigen. Zuweilen hielt ich mich etliche Tage in Versailles auf, wo ich meine Zeit im größten Vertrauen mit der eigentlichen Hofpartei sehr angenehm zubrachte, zugleich aber die flügsten Mitglieder in den ebendasselbst versammelten Generalstaaten zum Umgange wählte und ihre Freundschaft zu gewinnen wußte. Hierdurch habe ich nun alles, was von jeder Faktion geschmiedet wurde, gründlich zu entdecken Gelegenheit gehabt und konnte auch fast den Tag des wirklichen Ausbruches voraussehen und bestimmen.

Ich wurde vom kaiserlichen Gesandten Grafen Mercy bei Hofe präsentiert. Hier muß ich doch etwas sagen, welches denen lächerlich scheinen wird, die die französische Hofetiquette noch nicht kennen. Der König darf mit keinem Fremden, der



**CATHERINE VICIENS** **FRIEDERIC BARON DE TRENCK**; Né à Koenigsberg  
 en Prusse, le 11 Février, il entra au service de Prusse en 1756, en qualité de Capitaine de Corps à cheval, et combattit  
 dans la Campagne de 1757, les fonctions d'Officier de Camp du Roi de Prusse, par son mérite supérieur de père de sa Liberté  
 de ses biens, et le fit confier en 1761, en 1762, au 11 Août, et dont il se cassa le 22 Dec. 1761  
 Il fut reporté en Prusse à Dantzick, en Juin 1763, et comanda dans un Cuirassier en campagne au Fort de Stettin, Magdebourg  
 chargé de 48 banni de Chasseurs, à ce nombre, on ajouta celui d'Intendant, son commandement sous les quatre d'Armée pendant 4  
 ans, il fit, en outre, des prodiges pour en sauver, il obtint enfin du Roi sa Liberté le 6 Dec. 1765, à l'âge de 37 ans  
 Il se maria à Aix les Chapelles, l'année suivante, et il est Père de huit enfants.

Peint d'après Nature par C. Boucher, et Gravé par le même, en 1765  
 Paris Chez Mouton, rue St. André des Arts N. 218.



ihm von einem Gesandten durch seinen Minister vorgestellt wird, ein Wort sprechen. Auch ist es fast unmöglich, bei ihm eine Privataudienz zu erhalten. Dieses ist vermutlich ein alter Ministerialkünstgriff, damit er niemals höre, was er wissen soll. Nun hatte man seit etlichen Monaten überall nur vom Trench gesprochen, und jemand, dem man glauben kann, hatte mir versichert, daß eben der Monarch, der in seinem Leben kein Buch gelesen hat, sich dennoch meine Geschichte hatte vorlesen lassen, auch wirklich zu meinem Vorteil gerührt, mich persönlich zu sehen verlangte. Da ich ihm nun präsentiert wurde, blieb er volle zwei Minuten unbeweglich vor mir stehen. Betrachtete mich von oben bis unten, lächelte mich freundlich an und ging bis an die Thür zurück, kehrte auf der Stelle wieder um, trat dicht vor mich hin, betrachtete mich eine Weile wie vorher, lächelte wieder, gab mir mit einer kleinen Bewegung des Kopfes seinen Beifall zu erkennen und ging davon, nachdem er sich bei der Thür noch einmal nach mir umgesehen hatte.

Nun war ich auf einmal wie von einem Bienenschwarm umringt und jedermann zeigte eine Freude, mich bei Hofe zu sehen. Dann wurde ich bei der Königin und bei der königlichen Familie gleichfalls präsentiert und speiste zu Mittag nebst allen auswärtigen Ministern bei dem Staatsminister Graf Montmorin<sup>1)</sup>, wo seine liebenswürdige Gemahlin mir den ersten Platz an ihrer Seite als eine ganz besondere Distinktion einnehmen ließ. Da nun in dieser Gesellschaft der kaiserliche und preussische Minister sehr vertraulich mit mir umgingen, so gab mir dieses ein besonderes Ansehen bei der Nation, die

1) Graf Armand M. v. Montmorin wurde 1787 Minister des Auswärtigen, 1789 aber mit Necke entfernt, am 14. Juli wieder zurückgerufen. In der ersten Zeit der Revolution gehörte er dem Jakobinerklub an, er machte sich aber verdächtig und wurde 1792 bei den Septembermorden massakriert.

meine Geschichte gelesen hatte, in welcher ich das Verfahren beider Höfe gegen mich eben nicht mit vorteilhaften Farben geschildert habe. Nun hatte zwar ein sicherer Baron Vock in Metz meine Lebensgeschichte in zwei kleinen Duodezbanden <sup>1)</sup> in französischer Sprache herausgegeben und viele tausend Exemplare verkauft. Dieses war aber eigentlich nur ein summarischer Auszug. In Paris erschien bald darauf eine angekündigte neue Übersetzung in drei kleinen Bänden, die dem Herrn Courneur <sup>2)</sup> zugeschrieben wurden. Beide Verleger hatten mit diesen Büchern Glück gemacht, die aber mit meinem Originale wenig Ähnlichkeit haben.

Jedermann hatte sie begierig gekauft und gelesen, jedermann frug mich, ob diese Übersetzungen treu und vollkommen wären, ich konnte nun nichts anderes als nein sagen. Und gleich ward ich von allen Seiten bestürmt, selbst Hand an das Werk zu legen und eine eigene Ausgabe drucken zu lassen. Die Aussicht war sehr günstig und jedermann versicherte mir, daß ich 10000 Exemplare in Frankreich verkaufen würde. Ich übernahm also eine Herkulesarbeit bei meiner damaligen Lebensart, wo ich den ganzen Tag und die halbe Nacht im Getümmel der großen Gesellschaften zubringen mußte. Sie war aber beschlossen, und innerhalb zweier Monate war ich mit drei großen Oktavbänden fertig. Um die Auflage zu verschönern ließ ich zehn schöne Kupferstiche bei den besten Meistern verfertigen, und das ganze Werk kostete gegen 16000 Livres Vorschuß. Eine gute Ernte war sicher zu hoffen, aber zum Unglück konnte nicht alles gefertigt werden, bis etwa drei Tage vor der Revolution und hier war schon alles mit der Lektüre der ungeheueren Menge

1) Diese Übersetzung erlebte zwei Ausgaben, eine im Jahre 1787 und die andere im Jahre 1788.

2) Diese Übersetzung erschien 1788 und im selben Jahre erschienen zwei Nachdrucke davon (siehe G. Gugitz und M. v. Porthem, *Trenck*, ein bibliographischer und ikonographischer Versuch usw., S. 16 f.).



von Broschüren beschäftigt, die täglich erschienen, um das Volk zum Ausbruche anzufachen. Dieses verursachte, daß die so heftig gezeigte Begierde mich zu lesen erlosch, weil man zu lange warten mußte und indessen die inneren großen Staatsveränderungen andere Beschäftigungen hervorgebracht hatten.

Es blieben mir also 2000 Exemplare liegen, die à 15 Livres 30000 Livres betrugten. Das Schicksal zeigte mir also auch in Paris seine Lücke.

Ich fand in Paris bei meiner Ankunft den Prinzen Heinrich; welcher mich so wohl daselbst als in Berlin seiner Achtung würdig schätzte. Nun erschien auf einmal das verabscheuungswürdige Buch des Grafen Mirabeau<sup>1)</sup> unter dem Titel: „Correspondance secrète d'un voyageur français“, worin der preußische Monarch, der Prinz Heinrich und das ganze preußische Ministerium auf die schändlichste Art mißhandelt wurden. Es wurde zwar auf Parlaments Befehl öffentlich vom Nachrichter verbrannt, aber obschon man den Autor, Drucker und Verleger kannte, welche damals alle in Paris lebten, so erfolgte doch nicht die mindeste Untersuchung noch Bestrafung, und das Buch wurde in allen Buchladen dennoch ungehindert verkauft.

Prinz Heinrich, den es hauptsächlich betraf, betrachtete diese Prozedur mit der ihr gebührenden Verachtung, sah aber zugleich auch wohl ein, daß dieses schändliche Buch dem Ministerium gefiel und vielleicht auf dessen Anstiften in Paris erschien, da er sich in dieser Stadt aufhielt und aller rechtschaffenen Franzosen Herzen gewonnen hatte. Er spielte dabei

1) Graf Honoré Gabr. Riquetti-Mirabeau (1749—1791), der berühmte französische Demokrat und Revolutionsheld, dessen Charakter freilich sehr schwankend war. Sein Buch: „Histoire secrète de la cour de Berlin ou correspondance d'un voyageur français depuis 1786—1787“ erschien 1789, Es ist voll Skandalosa und nimmt den Prinzen Heinrich sowohl als Politiker als auch als Privatmann sehr mit.

die Rolle eines großen Mannes, so wie er wirklich ist, und reiste unvermutet nach Berlin zurück.

Der Berliner Hof nun, dessen Verteidigung<sup>1)</sup> ich übernahm, ohne dazu bestimmt zu sein, könnte mir anstatt verdienten Lohnes vorwerfen: „Daß die Lästerungen eines Mirabeau, dessen schlechter Charakter und schändliche Seele weltbekannt sind, aus seinem Munde oder seiner Feder denen nie schaden können, die er vergiften will, und keiner Widerlegung würdig waren. Daß aber diese, welche aus Trenck's Feder floß, vieles für wahr annimmt was Mirabeau geschrieben hat, auch gewisse Sachen bestätigt, die der Hof selbst vielleicht gern unberührt gesehen hätte . . . zugleich aber auch vieles sagt, was man nicht gesagt haben will.“ — Dieses legen mir meine Feinde zur Last und tadeln meine Unternehmung, aber diese Leute wissen nicht, was für einen Eindruck Mirabeau in fremden Ländern verursacht hat, wo man die Berliner Gegenstände nur nach der Erzählung beurteilt. Deswegen allein habe ich geantwortet.

Die Absicht war edel, ich habe einen Bösewicht aufgedeckt und wahrhaft große Männer gegen Verleumdung verteidigt. Übrigens schätze man den Wert meiner Unternehmung nach der Lage, in der ich mich befand. Mirabeau ist ein gefährlicher Mann, der Gift und Dolch zu brauchen weiß. Er war zurzeit, da ich in Paris gegen ihn schrieb, wirklicher Deputirter bei den Generalstaaten und hatte den größten Anhang im Pöbel. Herz hatte er nicht, um mich zum Zweikampf aufzufordern, aber sein Komplott war gemacht, mich von einem Volkshaufen angreifen und an einem Laternenpfahl aufknüpfen zu lassen. Dieses war im damaligen Tumulte leicht zu erfüllen möglich.

1) Trenck's Schrift betitelt sich: „Examen politique et critique d'un ouvrage intitulé, histoire secrète de la cour de Berlin etc. etc. A Berlin, s. a. (1789) gr. 8<sup>o</sup>“, (sie erschien auch deutsch unter d. Tit.: „Trenck contra Mirabeau oder politisch-kritische Beleuchtung der geheimen Geschichte etc. etc. Leipzig, 1789, 8<sup>o</sup>“.



H. G. MIRABEAU

*Engraved from the original in the possession of the Earl of Sandwich, London, Feb. 1790, by J. G. Kneller*



Mein Anhang war aber größer, und ich erschien täglich ohne Scheu mitten im Gedränge, aber immer gegen jede Verrätherei gut begleitet.

Ich trat ihm in Versailles mitten in der Versammlung stolz und drohend unter die Augen. Jedermann erwartete einen Ausbruch, aber der schlechte Kerl floh meine Gegenwart.

Weil mein Buch wider ihn just angekündigt wurde, da die Revolution im Ausbruche war, und er der Pöbelsliebbling war, ließ er meinem Buchhändler sagen, sein Haus würde geschleift und er gehenkt werden, wenn er sich erdreche, mein Buch zu verkaufen. Der ehrliche Mann war geschreckt und schob auf. Was gewann hierdurch der habgierige Mirabeau? Er lies in Eile mein Buch selbst heimlich nachdrucken und seine Auflage war verkauft, ehe mein Verleger auftrat. Hierdurch verlor ich meinen Gewinn. Er hingegen gewann die Früchte meiner Arbeit. Man hat mir sogar versichert, er solle meinen Buchdrucker bestochen und die Bögen heimlich erhalten haben . . . Diese hätte er sogar in Leipzig nachdrucken lassen und eine deutsche Übersetzung im Reiche veranstaltet, folglich meine Auflage vereitelt. Und dies war eine Art von Rache, durch welche er zugleich seinen Lieblingsgeschmack der Habgier befriedigte, da er das wegschnappte, was meine Arbeit, meinen Verdruß und meine Gefahren belohnen sollte.

Seine Ränke gingen weiter, denn er hat in seiner untergeschobenen Auflage so arglistig einige eingewebte Worte eingeflickt, daß er hierdurch meinen Sinn verstümmelte und die tadelte, welche ich in meinem Originale verteidigte, was vielleicht besonders den Minister Grafen Herzberg, meinen ehemaligen größten Protektor, beleidigt und aufgebracht hat, der von mir keinen öffentlichen Tadel erwartete.

So wird die Welt betrogen und so findet der Bösewicht überall Gelegenheit, dem ehrlichen Manne schlechte Streiche zu spielen. Eben dieses ist von boshaften Nachdruckern in meiner

Lebensgeschichte geschehen, wo man durch Einflickung oder Weglassung einiger Worte den ganzen Sinn zu meinem Nachteil verdreht hat, um offenbare Lügen herauszudrecheln, die meinen erworbenen Ruf der trockenen Wahrheitsliebe kränken und meine Schriften diskreditieren.

Ebenso spielte mir im Jahre 1772 ein niederträchtiger Pfaffe, der Erzpriester Lewis in Aachen, einen Streich, den ich wegen seiner Merkwürdigkeit hier erzählen muß. Ich schrieb damals eine Wochenschrift: Der Menschenfreund, betitelt. Es war eben das Gedicht: Das jüngste Gericht, nach Young übersetzt in der Presse.

Ich hatte den Bogen für den folgenden Sonnabend in die Druckerei übergeben, auch die Korrektur selbst gemacht und mußte nach Düsseldorf reisen. Der Bogen wird gedruckt und ausgeteilt. Am Sonntage darauf treten sechs Prediger auf die Kanzel, schimpfen und lästern wider meine Schriften, nennen sogar meinen Namen, schildern mich bei dem Pöbel als einen Freigeist und Erzkeßer, der vogelfrei sei, verdammen die Obrigkeit, welche dergleichen Schriften in ihrem Gebiete duldet, und empören wirklich das Volk gegen mich, weil ich öffentlich die Unsterblichkeit der Seelen leugne.

Man berichtet mir diesen Vorfall . . . Ich erstaunte, weil dieses Gedicht just eine buchstäbliche Übersetzung von Youngs jüngstem Gerichte war, welcher gewiß der Seelen Unsterblichkeit nie widersprochen hat. Ich eilte nach Aachen, man wies mir den ausgeteilten Bogen. Hier fand ich den Betrug in einer einzigen Silbe.

Es hieß in dem zweiten Gesang, welcher die Auferstehung der Toten schildert:

„Nun wacht der Mensch und hebt aus seinem stillen Bette,  
Wo er Jahrhundert' schief, sein klappernd Haupt empor.  
Er schüttelt's, als ob er nicht ausgeschlafen hätte,  
Und tritt in neuer Welt auch neu befeelt hervor usw.“

Nun war im Drucke, anstatt neu beseelt, gedruckt worden: unbeseelt.

Wer nur Menschenverstand hat, sieht sogleich im ganzen Zusammenhange, daß dieses Wort den ganzen Sinn verdreht und gar nicht hierher gehört.

Ich eilte mit Zeugen zum Drucker und forderte mein Manuscript. In diesem stand richtig: neu beseelt. Der alte Mann war redlich und sehr bestürzt über einen so groben Druckfehler. Der Sohn, welcher als Setzer diente, war aber ein Lotterbube . . . . Gleich fiel ich im Zorne über ihn her. Er entschuldigte sich mit Unvorsichtigkeit, ich bemerkte aber seine Unruhe.

In ebendem Augenblicke trat aber ein Freund von mir herein, der auch ein Pränumerant war und seinen Bogen immer selbst abzuholen pflegte. Dieser zeigte ihn uns, wo das Wort: neu beseelt richtig eingedruckt war. Gleich griff ich den Burschen ernstlich an, und er gestand öffentlich, daß der Erzpriester Lewis zu ihm gekommen wäre und ihn durch ein Geschenk von vier Louisdors und Versicherung seiner ganzen Protektion bewogen habe, den bereits mehr als halb gedruckten Bogen zu kassieren und das Wort unbeseelt hineinzudrucken. Dieses war die Nacht hindurch ohne Vorwissen seines Vaters bewerkstelligt worden, indessen wären nur etwa 20 von den ersteren an jene ausgeteilt worden, die ihn am Tage vor der gewöhnlichen Ausgabe selbst abgeholt hätten.

Bei dieser meiner Erzählung sieht man nun deutlich, wie böse Menschen durch Verstümmelung eines einzigen Wortes einen Schriftsteller verleumden können.

Auch der arglistige Mirabeau hat mir in Paris eben dergleichen Streiche anzubringen gewußt. Meine Widerlegung seiner Bücher war noch nicht ganz fertig, als ich Paris verließ. Und wenn ich jetzt mein Werk überlese, so finde ich wirklich ganze Stellen in demselben, welche in meinem Manuscript un-

möglich stehen können, weil ich sie nie gedacht, vielweniger geschrieben habe. 1)

Nun weiter zum Zwecke meiner persönlichen Geschichte. Ich sage zur Vermeidung aller Wiederholungen hier nichts von allen Gelegenheiten, die ich für meine Absichten oder für meinen Vorwitz zu benutzen wußte, weil alles, was in die Revolution einschlägt, in meine Erzählung 2) von derselben gehört und dort angebracht ist. Ich sage auch nichts mehr von allen Freundschaftsbezeugungen, die ich von einer ganzen Nation genoß, für welche ich nichts in der Welt getan habe. Genug, man lud mich ein, meine letzten Lebensjahre in Frankreich zu bleiben. Man trug mir die Stelle eines Maréchal du Camp mit 8000 Livres Pension an, und ich hätte alle meine Kinder daselbst gut versorgen können. Meine Denkart und Umstände gestatteten mir aber nicht, die vorteilhaftesten Anträge zu benutzen.

Daß aber von mir nichts zu besorgen sei, habe ich bei der Pariser, Brabanter und ungarischen Revolution gezeigt. Auch die jetzt unterliegende Hofpartei bedauert, daß sie meinem treuen und zugleich scharfsichtig richtig abgewogenen Räte nicht gefolgt hat, und die siegende Partei umarmte mich brüderlich, ohne daß ich für ihre Vorteile eine Verräterrolle gegen das Vertrauen ihrer Gegner gespielt habe. Indessen bleibt dieser Vorfall, in dem ich zufällig in Paris auftrat, immer eine Hauptepoche in meiner Lebensgeschichte. So heftig diese nun hin und wieder von gewinnsüchtigen Buchdruckern und bezahlten Winkelschreibern angefeindet wurde: so wenig Glück haben

1) Alles das, was Trenck hier in die Schuhe Mirabeaus schiebt, sind nur leere Ausreden, um den üblen Eindruck seiner Schrift zu bemänteln. Man kennt keinen Nachdruck, den Mirabeau in entstellter Weise veranstaltet hätte.

2) Trencks „Beschreibung der französischen Revolution“ erschien im 9. Bande seiner Schriften und auch besonders.



alle diese Broschüren ihren Verlegern gebracht. Ein ehrlicher Mann schreibt seinen Namen auf das Titelblatt und allen anonymischen Nachtvögeln habe ich jetzt und allezeit in meiner herausgegebenen Verteidigung<sup>1)</sup> ihre Abfertigung gegeben. Wer sich aber persönlich beleidigt glaubt, der weiß, wo ich zu finden bin, und ich lasse mich nicht lange suchen.

Der einzige ehemalige Reichshofrat Graf Grävenitz hat seine beleidigt geglaubte Ehre zu rechtfertigen gesucht, weil ich ihn unter den Cetto und Kriegl genannt habe . . . Der gute Mann erinnert sich aber nicht mehr, was ich ihm in seinem Zimmer sagte, da er noch regierender Reichshofrat war. Er zeigte Neu' und Leid über sein von meiner Gegenpartei bezahltes Referat, und ich vergab ihm als einem abbittenden Sünder großmütig. Wenn er aber in seiner fahlen Verteidigung leugnen will, daß er von seinem Ehrenamte in optima forma kassiert wurde, so ist er ein Lügner, weil ihm ganz Wien, besonders der Reichsagent Schröder, erwiesen hat, daß er in einem sicheren Palmischen Prozesse sich bestechen lassen hatte. Da dieses ihm bereits in mehreren Vorfällen nachgesehen worden war, weil eine Hand die andere wäscht, so wurde er doch diesmal vom Reichshofrate suspendiert. Das einzige, was ihn noch etliche Jahre unter Theresens Regierung erhielt, war sein Kunstspiel, den Doktor Luther zu verkaufen und zum alleinseigmachenden Glauben überzutreten. Die Kaiserin starb ihm aber zur Unzeit, nun wandte er sich nach Ungarn und wollte den Grafen Theodor Batthyány<sup>1)</sup> durch allerhand ökonomische Luftprojekte in sein Garn locken. Der Anschlag mißlang, man entdeckte seine Absicht, und der Graf ließ den Herrn Reichshofrat auf seinen Gütern in ein Gefängnis einsperren. Er saß eine Zeitlang, kam

1) „Verteidigung der Lebensgeschichte Friedrichs Freiherr v. d. Trenck. Nebst einigen Erläuterungen usw. Berlin 1788, 8°.“

2) Graf Theodor Batthyány, bekannter Technolog, geboren im Jahre 1730 (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

los und nach Wien zurück, wo ihm aber der Monarch sogleich das *consilium abeundi* geben ließ. Man wollte die hohe Gerichtsstelle nicht beschimpfen und ihn öffentlich als einen treulosen Richter strafen. Weil er nun aber einen Kontrakt in Spanien geschlossen hatte, ihnen eine Kolonie verführter deutscher Reichsuntertanen zu verhandeln, so wurde der edle reichshofrätliche Menschenhändler wegen dieses Verbrechens aus dem Lande und von der ehrwürdigen Richterbank geschafft. Dies war sein Schicksal, welches ich mit Verbürgung meiner Ehre bekannt machen muß.

Endlich, nachdem ich in Paris alles gesehen hatte, was ich sehen wollte und meine Familienumstände mich nach Hause riefen, ging ich auf das Rathaus zu Herrn de Lafayette<sup>1)</sup> und dem Maire Bailly<sup>2)</sup>, welche damals allein die Gewalt, Pässe zu geben, hatten, weil in der allgemeinen Gärung die auswärtigen Ministerrechte weder geachtet, noch geduldet wurden. Beide Häupter der bewaffneten Bürgerschaft waren meine Freunde und beide baten mich inständigst, meine Reise zu verschieben, weil mir niemand gut stehen könne, daß ich nicht fünfzigmal unterwegs von den bewaffneten Bürgern und Bauern belästigt und angehalten werden würde, da eben der Zeitpunkt war, wo die Aristokraten und Häupter der besiegten Partei heimlich aus dem Lande flüchteten. Ich bestand aber auf meinem Begehren . . . und man ging in die Ratstube, um mich zu expedieren. Beide Herren brachten mir den Paß nun mit besonderer Höflichkeit heraus, und Fayette sagte mir, er bäte mich inständigst, gar kein Gewehr mit mir zu nehmen, weil ohne Aus-

1) Marquis de Lafayette (1757—1834), der bekannte französische Revolutionsheld und Freiheitskämpfer für Amerika.

2) Jean Sylv. Bailly, französischer Philosoph, geb. 1736, wurde nach der Erstürmung der Bastille im Jahre 1789 Maire von Paris, sein energisches Auftreten gegen den Pöbel verscherezte ihm die Gunst der Revolutionsmänner, er legte 1791 seine Stelle daher nieder und wurde unter der Schreckenszeit hingerichtet.

nahme jetzt kein Reisender Waffen bei sich führen dürfe. Ich sah ihn hierauf mit Verachtung und entschiedenen Merkmalen gereizter Beleidigung an und antwortete:

„Herr General, ich bin Offizier einer fremden Macht, und wer dem Trench seinen Degen abfordert, der stirbt von seiner Faust“. — „Erhitzen Sie sich nicht, Freund!“ erwiderte er. „Aber wenn tausend zugleich kommen und ihn fordern?!“ — „Dann stirbt der, welcher mir der nächste ist und alle die, welche mich nicht überwältigen können“. — Man sah mich mit Bewunderung an, nahm den Paß zurück, ließ mich einige Minuten allein und brachte mir einen anderen, worin mir keine Waffen verboten waren. Man hatte noch dazu wegen besonderer Achtung die Zahl meiner Bedienten oder Mitreisenden nicht bestimmt. Ich hätte also ganz leicht noch jemandem von der Hofpartei mit mir aus dem Lande durchhelfen können, dieses wäre aber in keinem Falle geschehen, weil ich die, welche mich mit Freundschaft überströmten, auf keine Art beleidigen wollte. Nun nahm ich Abschied, alles umarmte mich herzlich, man zweifelte aber, daß ich glücklich bis an die Grenze durchkommen würde, wo nunmehr alles liederliche Gefindel berechtigt war, ebenso wie bewaffnete Bauern herumzuschwärmen.

Ich hatte schon sechs Wochen vorher einen Paß und Abschied von der ganzen Stadt genommen, um am 10. Juni abzureisen. Dieses war aber nur ein Kunstgriff. Ich wußte ungefähr die Zeit im voraus, wann die Revolution ausbrechen würde. Um nun nicht gezwungen zu werden, eine oder die andere Partei zu ergreifen, kehrte ich infognito nach Paris zurück und logierte bei dem Hofjuwelier Böhmer<sup>1)</sup>, bei ebendemselben Manne, welcher das berühmte Halsband an den Kar-

1) Böhmer, von jüdischer Abstammung, war in den berühmten Halsbandprozeß verwickelt, er hatte übrigens schon früher der Königin kostbaren Schmuck geliefert. Böhmer war mit Casanovas bösem Engel, der Renaud, verheiratet.

dinal<sup>1)</sup> verkauft hatte. In diesem Hause sah ich alle Fortschritte der Revolution inkognito, sobald aber der Hauptschlag entschieden war, ließ ich mich überall mitten im Volke sehen und wurde wie zuvor mit offenen Armen aufgenommen.

Endlich mußte ich doch Paris mit Behmut verlassen, bei der Barriere wurde ich aber von einem Haufen bewaffneter Bürger angehalten; man frug um den Paß. Sobald mir aber der Erste unter die Augen sah, rief er: „Das ist unser lieber Trench! Fahren Sie in Gottes Namen, nehmen Sie unser Herz mit sich, Sie brauchen in Frankreich keinen Paß!“

So gieng mir im ganzen Lande. Wo ich meinen Namen nannte, da forderte man keinen Paß, sogar die bewaffneten Bauern kannten mich in den Dörfern... Ich fuhr durch Metz, eben als die Barrieren brannten und der Pöbel in voller Wut stürmte. Meine Equipage war deutsch und verdächtig, weil man eben damals allen Flüchtigen aufpaßte. Sobald man aber meinen Paß und meinen Namen darin sah, fuhr ich sicher mitten durch die versammelten Haufen.

Ungefähr eine Meile von Verdun traf ich just das Regiment Husaren im Marsche an, welches der Oberst Graf Pestalozzi kommandierte und das aus der Ebene von Châlons zurückkam. Die Offiziere kannten mich und machten mir überall Platz. Ich fuhr eben mitten im Regimente, da mir eine Kutsche mit Damen angefüllt begegnete. Diese hatten nun in Paris ausgesprengt, sie wären mir unterwegs begegnet, wo ich als Arrestant von Husaren umringt fortgeführt würde, welche wahrscheinliche Nachricht meine Freunde in die größte Bestürzung versetzte. In Verdun war ich von allen Offizieren umringt. Der Bischof erfuhr meine Ankunft und ließ mich zum Essen einladen. Ich weigerte mich, weil ich eifertig reiste, nichts half, ich mußte erscheinen und fand den

1) Kardinal Louis René Edouard von Rohan (1734—1804), der Hauptheld des Halsbandprozesses.

ehrwürdigsten Bischof, den ich je in meinem Leben gesehen habe. Die Gesellschaft war groß. Ich wurde behandelt, als wenn ich zur Nation gehörte, und dieser Tag gehört wirklich unter die angenehmsten, die ich gelebt habe. Der Marschall Broglie<sup>1)</sup> hatte sich dorthin geflüchtet und hielt sich incognito im bischöflichen Palais bei seinem alten Freunde auf. Das Volk entdeckte aber das Geheimnis und schickte seinem geliebten Bischof eine Deputation, man würde sein Schloß zerstören, um den Verräter Broglie zu suchen. Nun wurde er durch Hilfe einer meiner Freunde glücklich hinausgebracht, flüchtete nach Luxemburg und weiß vielleicht noch nicht, wer ihm diesen wichtigen Dienst leistete. Ich reiste mit Freundschaftsbezeugungen überströmt nach Zweibrücken, wo ich versprochen hatte, dem Herzog meine Aufwartung zu machen, blieb vier Tage da und empfing alle möglichen Ehren.

Nun war ich auf deutschem Boden und hatte meine französische Nationalkokarde abgelegt. Das einzige, was mir bei dieser Revolution nachtheilig war, ist, daß ich durch meine Freunde für meine zwei ältesten Töchter die Versicherung guter Stiftspräbenden bewirkt hatte, da aber die Hofpartei unterlag, wurde auch meine Aussicht vereitelt.

Noch eines muß ich hier bemerken, welches meines Schicksals Tücke bestätigt. Eine Dame aus der Normandie, die eine einzige Tochter von 15 Jahren, schön und wohlgezogen, hatte, und die zugleich ein väterliches Vermögen von 80000 Livres Einkünften wirklich besaß, war für mich so eingenommen, daß sie mir dieselbe für meinen ältesten Sohn antrug. Ich schrieb es ihm nach Wien und riet ihm, dort zu quittieren und eiligst zu mir zu kommen. Er gab mir aber zur Antwort,

1) Victor Francois Broglie, Herzog und verdienter französischer Feldherr, geb. 1718. Er zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus, war unter Ludwig XVI. Kriegsminister, befehligte während der Revolution ein Emigrantenkorps und starb 1804 zu Münster.

daß er sich unmöglich dazu entschließen könne. Er sei in Osterreich mit seinem Glück zufrieden, im Regiment geliebt und wolle dem Kaiser mit Eifer und Zuversicht dienen.

Ich machte eben den Antrag meinem zweiten Sohn, welcher in preußischen Diensten steht. Dieser erklärte, er wolle ewig nichts anderes bestreben, als ein guter preußischer Offizier zu bleiben; es gefiel ihm so gut, daß er kein anderes Glück wünschte. So geht es dem besten Vater!

Bei meiner Rückkunft nach Wien am Ende des Augusts war aller Vorwitz gespannt, um von mir die Erzählung der französischen Revolution zu hören. Ich entfernte mich aber von allen Gesellschaften. Und da der Monarch eben schwer krank lag, so erfuhr er durch den Fürsten Dietrichstein<sup>1)</sup>, Oberstallmeister, das von mir, was er wissen wollte, auch ohne mich vielleicht nicht wissen konnte. Diesem Herrn allein vertraue ich alle meine Geheimnisse ohne Rückhalt an. Ich verehere ihn, weil ich seinen Charakter kenne und da er den Monarchen täglich sah und von der Leber zu sprechen gewohnt ist, so bin ich versichert, daß er die Wahrheit vorgetragen hat.

Hier nahm ich nun Gelegenheit, hauptsächlich von der Brabantischen Revolution zu sprechen, weil ich in Paris Gelegenheit hatte, den ganzen Entwurf zu erforschen. Ich bewies ihm, daß Brabant ohne Rettung verloren sei, worauf aber der Monarch nicht achtete und die ganze Sache als eine unbedeutende Kleinigkeit betrachtete. Da ich dieses sah, reiste ich auf mein Gut und schickte ihm alles schriftlich. . . . Ich entdeckte ihm die einzigen möglichen Gegenmittel und bediente mich dabei des entscheidenden Ausdruckes, daß, falls Ihre Majestät nicht innerhalb dreier Monate Brabant verloren haben, ich meinen Kopf auf öffentlichem Markte hergeben wolle.

1) Fürst Karl Johann Baptist Dietrichstein (1728—1808), Staatsmann, seit 1764 Oberstallmeister, er ist der bekannte Liebling Josefs II.

Aber ach! keine Antwort erfolgte. . . . Man hat ihn auf dem Totenbette gefragt, ob er meine Schrift erhalten und gelesen habe? Die Antwort war: „Ja, der Trench hat Recht gehabt, ich habe es aber nicht glauben können“, und hierbei blieb es. Ich blieb im strengsten Sinne ein ehrlicher Mann. . . . und was ist mein Lohn? Nichts. Wahr ist es, daß der Monarch gerne die Einzelheiten von mir hätte wissen wollen, um sich persönlich zu rächen, ich war aber nie sein Kundschafter, und Freunde, die mich ihres Vertrauens würdig hielten, verrät der Trench keinem Monarchen zu Gefallen. Ich habe in Brabant viele Freunde. Auch der Baron von der Haegen, Gouverneur von Brüssel, nach der Revolution, ist meiner Frau Schwestersohn, und ich bin versichert, daß die wahren Patrioten Brabants, die just keine Pfaffenknechte sind, die Art, wie ich in dieser Revolutionsache gehandelt habe, billigen werden.

Nun muß ich eine Begebenheit erzählen, welche die ohne Ende fortbauernde Lücke meines Schicksals bekräftigt. Ich hatte in Paris durch meine Schriften Geld verdient. Und weil damals, da alle Aristokraten flüchteten und aller Pöbel im Lande herumschwärmte niemand mehr als 25 Louisd'ors in barem Geld mitnehmen durfte, so gab ich mein Geld dem Bankier Pinet, meinem inniggeliebten Freunde und nahm von ihm Wechsel nach Wien.

Bei dem Abschied weinte der Mann bitterlich, drückte mir die Hand und sagte: „Wir sehen uns nicht wieder, mein Freund!“ — Ich versicherte, daß ich bald wieder kommen und in Frankreich leben und sterben wolle. Er sah mich mit Wehmut an und wiederholte: „Ich sehe Sie nicht wieder.“

Mein Zweck war nun, gerade nach Wien zu reisen, dort erst alles zu bezahlen, was ich schuldig war, alles in Ordnung zu bringen und dann erst nach Zwerbach auf mein Gut zu reisen, mich gar nicht mehr in Welthandel zu mischen und

allda im Schoße meiner Familie meine letzten Tage zu verhauchen.

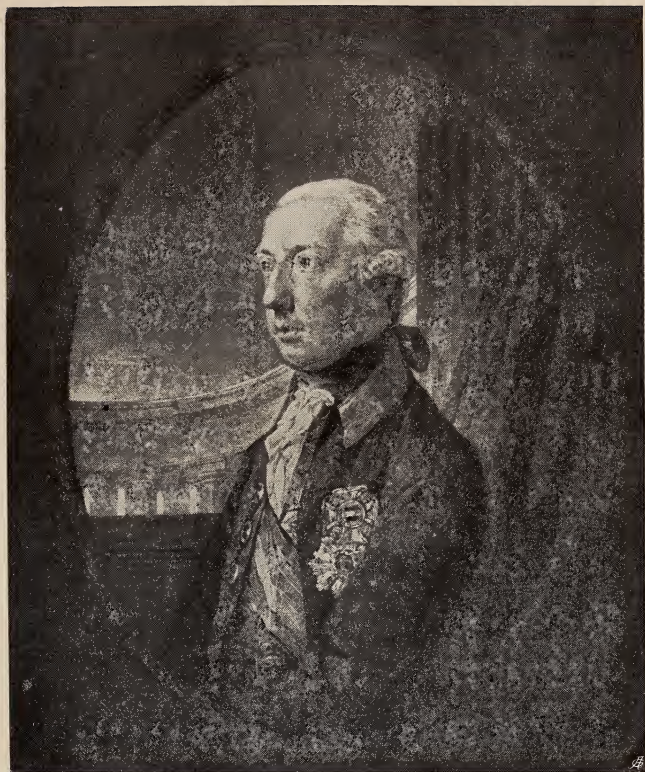
Da ich nun in die Poststation Kimmelbach kam, welches nur zwei Stunden von Zwerbach liegt, fand ich daselbst meine Frau und die zwei ältesten Töchter, die dahin gefahren waren, um einer Lizitation beizuwohnen. Welch' ein schreckliches Schicksal für mich! . . . Ich konnte unmöglich anders, als mit ihnen nach Hause fahren. Ein geheimer Trieb nach Wien zu eilen, beunruhigte mich, ich blieb aber fünf Tage da.

Bei meiner Ankunft in Wien präsentirte ich die Pariser Wechselbriefe von 860 Louisd'or, aber wie staunte ich, da man mir sagte: „Sie kommen zu spät, denn gestern ist die Nachricht eingelaufen, daß Pinet ein Falliment von 50 Millionen gemacht und sich erschossen hat.“

An Schicksalsschläge gewohnt und zum Ertragen derselben abgehärtet, bewunderte ich meine Geduld noch mehrere abzuwarten und schalt nicht auf die Vorsehung, die in eben dem Augenblicke meine Frau nach Kimmelbach führte, wo ich von meinem Zwecke, schleunigst nach Wien zu reisen, gehindert wurde. Wahr ist es, daß ich die fünf Tage in Zwerbach unruhig war, ohne zu wissen warum. Vielleicht wurde mein Schutzgeist von Pinets unruhigem Geiste gereizt, um mich zu warnen, aber da die Geister nicht sprechen, so konnte ich ihre Absicht nicht erraten. Ahnung von bevorstehendem Unglück ist ein Traumgesicht, dessen Wirkung auf meine Phantasie ich nie entwickeln konnte. Drei Tage früher hätte ich mein Geld in Wien empfangen, diese versäumt, verlor ich alles und mußte neue Pläne entwerfen, neue Unternehmungen wagen, um mir zu helfen und meine Bedürfnisse zu befriedigen.

Unbegreiflich ist es mir nur, daß Pinet, der mich wirklich herzlich liebte und mir so große, so überzeugende Merkmale seiner Freundschaft und seines Zutrauens in Paris gab, dennoch mein Geld annahm, da er mit 50 Millionen Bankerott





Josef II.



machte und sich am sechsten Tage nach meiner Abreise erschöpfte. Dieses Rätsel ist mir unauflöslich. Ich mußte aber auf neue Mittel sinnen, um für mein Haus zu sorgen, und mich von meinem Hafen entfernen.

Kaiser Josef war nicht mein Mann, dessen Beifall ich niemals suchte<sup>1)</sup>, dem ich auch nicht in den ersten Ehrenstufen zu dienen verlangte. Seine Biographen dürfen die Wahrheit nicht schreiben, und man möchte meine Feder einer Parteilichkeit beschuldigen, wenn ich sie bekannt mache<sup>2)</sup>. Genug für mich, er war ein wirklicher Feind der Literatur<sup>3)</sup>, verachtete alle Gelehrten und hatte ein Gelübde getan, so lange er lebte, nie ein gedrucktes Buch zu lesen.

Despot war er im höchstmöglichen Grade, folglich gefiel ihm mein mazedonischer Held und meine freie Schreibart gar nicht. Er gestattete nur die Pressfreiheit, weil er sein Volk zu tief im Schlamm der größten Unwissenheit versenkt sah, um verbundene Aufklärung zu befürchten.

Bei einer anderen Erziehungsart hätte er ein großer Regent, aber nie ein großer Mann werden können. Anstrengung war aber nie seine Sache, deswegen schien er oberflächliche Kenntnisse zu besitzen, zur Gründlichkeit war niemals eine Anlage bei ihm. Seine Schwäche war der Stolz, sein Herz grausam, unerbittlich, seine Gesichtszüge verrieten den Spötter und den Gebieter, der sich über alles erhaben glaubt. Gerecht wollte er scheinen, ohne es zu sein. Meister seiner Leidenschaften war er nicht und die vorgesezte Heldenrolle zu spielen, war er weder geboren noch gebildet. Mißtrauisch von Natur, mußte er bei

1) Diese Behauptung Trenck's ist wohl eine Unverschämtheit, vgl. früher.

2) Indessen, er beginnt sofort seine Schmähsungen.

3) Dies ist allerdings richtig, er verglich die Litteratur sogar einmal mit dem Käsehandel, worauf dann auch Schiller ein bitteres Epigramm machte.

einer Nation streng und unempfindlich werden, die wirklich bis zum tiefstmöglichen Grade der Korruption und Niederträchtigkeit gefallen ist. Ehre, Vaterlandsliebe, Menschenpflicht, Großmut, Tugend, Redlichkeit! sind in Wien nicht einmal dem Namen nach bekannt. Weder in Erziehungs-  
häusern noch in Schulen, noch im Katechismus, noch von den Eltern hört der Jüngling Grundsätze, die den edlen Mann, den guten Bürger bilden, nennen. Ablass gibt es in allen Klöstern, Wallfahrtsorten und Kirchen die Hülle und Fülle. Wer Schandtaten begeht, ja sogar der Hofrat und Referent, der ein falsches Urtheil spricht oder sich bestechen läßt, schickt einen armen Menschen mit Bezahlung nach Mariazell und läßt für sich beten und den Ablass holen. Man rechnet die guten Werke gegen die bösen ab, trassiert die letzteren wie Wechselbriefe auf einen anderen, ordnet vom gestohlenen Gelde Stiftmessen an und wird, wenn man gleich fünfzig Jahre lang wie ein Schelm lebte, im letzten Lebensaugenblicke vom Priester absolviert. Das sind die wahren National- und Religionsgrundsätze in Oesterreich. Theresens Güte und übertriebene Nachsicht nährte und beförderte öffentlich bekannte Staatsdiebe, Josef wollte mit dem Prügel darunter werfen, aber man spottete seiner da, wo fast alles nach Grundsätzen betrügt, die Kette in allen Gerichtsstellen ist zu fest verbrüdet.

Josef konnte also keine Hauptreformen ausführen, denn in einem so tief gefallenem Lande nützen Befehle und Prügel, auch Scharfrichter nicht. Es muß der ganze Nationalcharakter geändert und gebildet und in eine andere Form umgeschmolzen werden. Im Erziehungsplane müssen alle Theologen ausgeschlossen bleiben, denn diese lehren nach römischen Vorschriften, diesen gemäß nährt man Dummheit und Laster, weil der Kluge dem Priester wenig glaubt, der Tugendsame hingegen keinen Ablass bedarf. Nun fehlen in den österreichischen Staaten die guten Lehrer, folglich kann man keine guten

Pflanzschulen errichten. Hierzu werden wenigstens zwei neue Generationen erfordert, und wenige Monarchen leben so lange wie Friedrich, um dieselben keimen, wachsen und blühen zu sehen und für jedes Fach im Staatsgebäude brauchbare Männer hervorzubringen. Josef war aber zur Ausführung solider Entwürfe ganz unfähig. Er wollte alles über die Knie brechen. Er durchdachte nichts gründlich, kannte die wahren Quellen des Übels nicht und machte Gesetze und Verordnungen, ehe er die Hindernisse aus dem Wege geräumt hatte und die Möglichkeit der Ausführung bestimmen konnte. Was folgte? Eine ungeheure Menge Auslegungen, weil seine Handbillette sehr dunkel und zweideutig vom Mutterleibe aus erschienen, dann aber wenig Ernst in der Ausführung, endlich aber ein gleichgültiges Stillschweigen bei Übertretung oder wohl gar Widerruf oder ganz neue Verordnungen mit demselben Schicksal zur Folge hatten.

Nie ist der dümmste Fürst mehr verspottet, weniger geschätzt, noch geliebt und gehorsamt worden als der in seiner Art gewiß kluge Josef, der aber bald in seiner Arbeit müde, abgeschreckt, unwillig und unzufrieden wurde, weil seine Minister und Räte bei dem alten gewohnten Schlendrian blieben und kein geschickter Kopf mit ihm arbeitete, weil er alles allein wissen und ohne Hilfe ausführen wollte. In solcher Lage wurde er Menschenfeind und wäre stufenweise der gefühlloseste Tyrann geworden, wenn er länger gelebt hätte.

Sein täglicher Umgang fand mit solchen Leuten statt, die noch weniger Einsichten besaßen als er. Kenntnisse, die zur Regierungskunst gehören, hatte er nie gesammelt. Er wollte sich hin und wieder von groben Vorurteilen losreißen, sie unterjochten aber bald seinen natürlichen und nicht ausgearbeiteten Verstand, und die, welche er zu Ratgebern wählte, bemeisternten sich bald aller seiner umwölkten Begriffe, benutzten seine Schwäche, waren selbst Menschenfeinde oder ehrgeizige

Despoten, führten ihn am Leitfaden und ließen ihn im wirbelnden Verwirrungsturm vergebens das Ufer suchen. Je mehr Widerstand er überall fand, je mehr versteinerte sich sein Herz zum Gefühl des Edlen und Erhabenen. Seine gewählten Mitthelfer mußten Despoten, gefühllose Menschen sein. Sie schmeichelten seiner natürlichen Neigung zur Unfehlbarkeit, verstockten sein Herz gegen alles sanfte Gefühl, das allein Fürsten im Wohltun glücklich machen kann, und tyrannisierten die Völker unter seinem Namen. Sein Stolz gestattete keine Widerrede. Schmeichler und Betrüger drängten sich zum Throne und umnebelten die Wahrheit. Da nun alle die, welche seinen Eigensinn Standhaftigkeit hießen und die willkürliche Eigenmacht himmelhoch als das einzige Mittel erhoben, wodurch er des größten aller Fürsten, des großen Friedrichs Ruhm verdunkeln und ihn sogar übertreffen könnte, so wollte er auch schon unfehlbar scheinen und diese Unfehlbarkeit allen Gerichtsstellen, Präsidenten und in der Armee vom General bis zum Korporal mittheilen.

Nichts konnte ihn mehr beleidigen, als wenn man ihm erwies, daß ein Referent einen Schurkenstreich begangen hätte. Mir selbst gab er zur Antwort, da ich bei ihm den berückigten Regierungsrat, Edlen von Cetto, als Betrüger schilderte:

„Ein Referent kann und muß nicht Unrecht haben, sonst verliert die ganze Stelle ihre Ehrfurcht, ihre Wirkungskraft; und wer ganze Gerichtsstellen beleidigt, der beleidigt mich.“

Ich verlor hierbei 13000 fl. und mußte schweigen, Cetto hingegen wurde mir zum Kurator eingesetzt, hat mich noch zwölf Jahre barbarisch geschoren und gerupft, bis er endlich wegen neuer Verbrechen, mit dem Besen in der Hand, die Straßen in Wien reinigen mußte und im Zuchthause starb.

Josef konnte in solcher Lage nichts ändern. Er ließ zwar etliche Referenten und Hofräte am Pranger stehen, dieses vereinigte aber die verbrüdete Kette nur desto mehr, und er wurde

desto mehr betrogen, mehr als seine Vorfahren noch, die sich von ihren Reichvätern leiten ließen. Stoff zum Wählen fand er nicht, wußte auch nicht den verkappten Betrüger vom ehrlichen Manne zu unterscheiden, folglich wurde er mißtrauisch gegen alle, unruhig und verzagt in der Ausführung seiner vorgesezten Verbesserungen, und alles rollte in ein Chaos durcheinander.

Hier glaubte er nun durch eine ungeheurere Menge neuer Verordnungen, Gesetze und Reskripte dem Übel abzuhelfen, da aber alles unverdaut, undeutlich, unausführlich erschien, so wurde kein Befehl aufrechtgehalten noch vollzogen; das alte Wiener Sprichwort: „Wiener Gebot gilt nur drei Tage,“ wurde bestätigt, und alles blieb nicht nur beim alten, sondern die Verwirrung wurde nur noch größer . . .

Was konnte nun wohl der wirklich wachsame Kaiser Josef mit dem besten Willen da ausrichten, wo keine Verbesserung hilft, wo das ganze Gebäude über den Haufen geworfen werden muß, wo die Mithelfer fehlen und das Flickeln nur vergebliche Arbeit macht? Er geriet deshalb auf Abwege, ließ ein neues Gesetzbuch machen und dennoch das alte gelten. Solange aber die Advokaten alte und fremde Juristen in ihren Schriften zitieren dürfen, entstehen Weitläufigkeiten und Widersprüche, welche den Prozeß in das Unendliche leiten, überdies waren alle Gesetze zum Vorteil des Advokatenbeutels eingerichtet.

Zum Beispiel sah ich einst den Agenten Dorfner im Vorsaal der Gerichtsstube stehen, der bei derselben Session allein 28 Parteien zu vertreten hatte. Er ging hinein, blieb nicht eine Viertelstunde im Rat, kam heraus und fuhr zu einer anderen Stelle, wo ebendasselbe für andere Parteien geschah. Hier hatte er nun 28 Erstreckungen der Tagsatzung verlangt, für jede rechnet er drei Gulden, folglich gewann er in einer halben Stunde ohne Arbeit 84 Gulden, bei jeder Gelegenheit im

Prozesse darf er dreimal Erstreckung fordern. Der gegenteilige Advokat gleichfalls, folglich werden die Parteien geschunden, die Prozesse aber verzögert und der Richter Arbeit vergrößert.

Dieses ist nun die echte Schilderung der österreichischen Justizkollegien, wo der ehrliche Mann, nur um nicht Hunger zu leiden, das Richteramt wählt, in welchem er als ein stummer Beisitzer vergebens zu Gott um Rache seufzt und den gerechtesten Landesfürsten betrügen sieht, sich aber zu ohnmächtig gegen den großen Haufen fühlt.

Der Monarch gibt zwar in Wien einem jeden Untertan Audienz. Der Zutritt ist frei. Wenn aber jemand über eine Gerichtsstelle klagt, dann wird seine Bittschrift ebender Stelle zugeschickt. Diese stellt den Kläger nie zur Rede, untersucht nie . . . folglich erfolgt kein anderer Bericht als dieser gewöhnliche, der mit wenig Mühen tausend Memoriale entscheidet.

Hieraus zeigt sich nun ganz deutlich, warum der Kaiser Josef in Justizsachen keine Verbesserung<sup>1)</sup> hervorbringen konnte, besonders da alle seine Grundsätze sich auf Despotismus stützten, dieser aber bei einer militärischen Regierung, wie sie unter seiner Leitung in Oesterreich entstehen sollte, den steifen Glauben an die Unfehlbarkeit für jede Art von Obrigkeit erfordert.

Übrigens sah er wohl ein, daß sein Adel zu mächtig war, welcher in gemäßigten Monarchien die Mittelstufe zwischen dem Thron und dem Volke vorstellt und eigentlich behaupten sollte. Deswegen suchte er Soldaten, Bürger und Bauern zu gewinnen und hätte eben auch nicht gezürnt, wenn in allen seinen Provinzen mehrere Horja und Klobka<sup>2)</sup> aufgestanden wären, die

1) Das neue Strafgesetzbuch erschien anfangs 1787, fand aber sehr viele Gegner, zahlreiche Pamphlete erschienen gegen dasselbe. Es war zu übereilt ausgearbeitet worden, entbehrte einer klaren Form, und während es sich auf der einen Seite nur mit Kompromissen half, stieß es andererseits vielen durch radikalen Umsturz vor den Kopf.

2) Horja und Klobka erregten Ende 1784 unter den unzufriedenen walachischen Bauern, die vom Adel bedrückt wurden, einen großen



den Adel erwürgten und das Ararium durch ausgestorbene Magnaten bereichert hätten. Der Schaden wäre auch wirklich nicht groß, weil die ungarischen und österreichischen nur zu reichen Herren nur das Land aussaugen, dem Staate selbst wenig Dienste leisten und dem Bürger so wenig Unterstützung, als dem arbeitsamen Gelehrten Achtung und dem Bauern Barmherzigkeit erzeigen.

Alle Merkmale der orientalisches willkürlichen Eigenmacht fielen schon dem forschenden Weisen und Staatsklugen in die Augen. Alles wurde militärisch mit Grobheit und Notzwang behandelt. Der Professor und nachmalige Hofrat Sonnenfels<sup>1)</sup>, ein getaufter Jude, der in Wien allein unter die Gelehrten gerechnet wird (*quia inter caecos regnat luscus*), predigte schon von seinem Lehrstuhle und war Schurke genug, um in seinen öffentlichen Schriften zu behaupten: „. . . daß ein Untertan gar kein Eigentum besitze und alles nach Willkür dem Monarchen allein gehöre, der über alle Gesetze erhaben ist.“

Einen solchen öffentlichen Lehrer sollten alle gesunden Staatsbürger aller Klassen mit Nasenstübern zu Tode martern, und dennoch schickten die niederträchtigen Wiener ihre Kinder in seine Schule, wo der kriechende Pavian die Backen aufblies und sich wirklich unter den großen Männern Europas verehrt glaubte.

Was folgte aber aus Josefs Entwürfen!

Er fing das Rektifikationswerk in allen seinen Staaten auf der unrechten Seite an. Ließ zwar überall den ruchlosen Lehrgefährlichen Aufstand, der nur mit Hilfe des Militärs unterdrückt wurde, beide Anführer wurden sodann 1785 hingerichtet.

1) Josef v. Sonnenfels (1733—1817), jüdischer Abstammung, ursprünglich Soldat, gelangte er als Autodidakt zu hohen Staatsstellen. Er wurde Hofrat, Professor an der Universität und Präsident der Akademie, im Jahre 1797 wurde er geadelt. Von ihm rühren zahlreiche staatswissenschaftliche Schriften her, die heute freilich vergessen sind. Bekannt ist sein Eintreten für die Aufhebung der Tortur.

saß des Sonnensfels predigen, wollte aber dennoch dem Bauern sein Eigentum versichern und es nur dem Edelmann nehmen. Hieraus erwuchs Mißmut und Gärung . . .

Recht tat der Kaiser Josef in Oesterreich und seinen deutschen Erblanden, um Gleichheit in Steuern und Abgaben einzuführen. Er hätte aber kluge und redliche Männer zu einem so wichtigen Geschäfte wählen und der Sache eine andere Einrichtung und Wendung geben sollen, denn die Ungleichheit ist zu auffallend, zu unvernünftig. Zum Beispiel: Ich habe einen Untertan in meiner Herrschaft, der in allen Gattungen von Abgaben jährlich 34 fl. bezahlt. Neben ihm wohnt ein anderer Bauer, der ebenso viele Gründe von ebender Qualität besitzt, dieser zahlt seiner Herrschaft jährlich 120 fl. Das Bauernschinden ist in Oesterreich schreckbar in manchen Gütern, wo die Herren in Wien prassen, ihre Beamten den Landmann aussaugen, die Herren aber Protektion finden, um mit ihnen nach Gutdünken zu verfahren.

Teilt man in den Kreisämtern Geschenke aus, dann klagt der Bauer hilflos. Der Kaiser Josef bestimmte in Wien zwei Advokaten und zahlte sie, um aller gedrückten Landleute Prozesse gegen ihre Herrschaft zu führen. Aber ach, wenn eine barbarische Herrschaft diesen eine geheime jährliche Pension gab, dann wurden die Kläger aus des Advokaten Zimmer gedrückt. So geht es in Oesterreich. Ubrigens hatte man andererseits auch gar kein Mittel erdacht, um den Grundherren das zu ersetzen, was sie durch Aufhebung des Robot und des Zehnten verloren hatten. Und dies war allezeit Grausamkeit, ihnen das Eigentum zu nehmen. Ich hätte dabei 12000 fl. verloren, die ich der Verkäuferin meiner Güter laut Anschlag für beides bar bezahlt habe. Da nun kein Mittelweg ausgesonnen war, so mußte der beste Entwurf scheitern, für den bereits viele Millionen vergebens in unnützen Unkosten und allein für Papier oder Rektifikationstabellen mehr als 13000 fl. waren ver-

schwendet worden. Josef starb, da er ihre Ausführung unmöglich sah, Leopold mußte alles aufheben und widerrufen. Alles ist also beim alten geblieben und die schönste, die notwendigste Regulierung vernichtet worden.

In Brabant brach die Revolte wirklich los, die Provinz ging verloren, weil sie in ihrer Fundamentalkonstitution keine Angriffe gestatten wollten.

Das Lächerlichste war, daß der Kaiser die klügsten und gerechtesten Männer aus Brabant kommen ließ. Diese sollten in den österreichischen Kreisämtern die Manipulation der Justiz lernen. Gerechter Gott, welcher Kontrast! Ein einziger dieser Männer besaß mehr Verstand, Redlichkeit, Scharfsicht und Staatskenntnisse als alle österreichischen Kreisämter zusammen genommen. Diese Männer saßen hier unter rohen Jünglingen oder arglistigen Rechtsverdrehern, wahren Despoten des Landes und sollten von ihnen lernen, Brabant ruhig und glücklich zu machen.

Merkwürdig ist hier noch folgendes:

Kaiser Josef sah den Verlust der besten Provinz. Da war er so klein, daß er ein Bittschreiben an den Papst ergehen ließ, welcher eigentlich das ganze Rebellionsfeuer angefacht hatte. Er sollte nun die Brabanter durch angebotene Exkommunikation zu ihrer vorigen Pflicht zwingen. Der Kaiser wurde in Rom ausgelacht und von allen Staatsklugen bedauert.

Er schrieb sogar an die grob gereizte Nation, daß alle Gewalttätigkeiten des kommandierenden Generals d'Alton und seines Ministers Trauttmannsdorff wider seinen Befehl geschehen wären, und daß er ihnen diese beiden Männer zur Bestrafung überliefern wolle. Welches unglaubliche Verfahren für einen Monarchen! Graf Trauttmannsdorff<sup>1)</sup> hat sich in Wien mit

1) Fürst Ferdinand Trauttmannsdorff-Weinsberg (1749 bis 1827), Staatsmann, seit 1787 Minister in den Niederlanden, unter ihm erfolgte die Empörung der Brabanter, worauf er 1790 seine

einer öffentlichen Druckschrift gerechtfertigt und alle Briefe und Orders des Kaisers, die seiner Versicherung widersprechen, bekanntgemacht. D'Altons Adjutant desertierte und brachte den Brabantern des Kaisers Originalbriefe, laut welchen er das Kind im Mutterleibe nicht schonen, alles verheeren und die Gefangenen nach Tartarenbrauch an die Pferdeschwänze binden sollte. So veränderlich, so wankelmütig, so zweideutig handelte dieser Monarch da, wo er seine Fehler bemänteln und anders scheinen wollte, als er wirklich war. Ich muß bei dieser Gelegenheit der Welt noch ein Merkmal seines Charakters bekanntmachen, wovon nur wenige in Frankreich unterrichtet sind.

Ich kam nach Paris, eben als der Kaiser abgereist<sup>1)</sup> war und speiste bei dem Minister Grafen Bergennes, bei welchem ich sehr akkreditiert war. In einer Privatunterredung vor dem Essen fragte ich ihn, was er von meinem Monarchen halte, den er nunmehr persönlich kennen gelernt hatte.

Er kannte meine Denkart, sprach mit mir oft mit viel Zutrauen und sagte: „Er ist ein Mann ohne Charakter, ein gefährlicher, böser Fürst, dem ich noch weniger traue als dem König von Preußen.“ — Ich verteidigte ihn, um mehr zu hören. Endlich brach er los und erzählte, der Kaiser habe ihm den Rat gegeben, daß er einen Nationalbankerott ankündigen solle, um Frankreich aus allen Schulden zu retten. Hierauf habe er erwidert:

„Wenn aber dieses geschieht, dann verlieren Euer Majestät eigene Untertanen in Brabant mehr als 80 Millionen . . .“ — „Machen Sie trotzdem Bankerott“, antwortete Josef, „wir wollen uns vergleichen, wann Sie mir die Hälfte dieser Summe geben.“

Stelle niederlegte. Er rechtfertigte sich mit der Schrift: „Notes que M. le comte de Tr. a remises au cabinet de Vienne pour sa justification (s. l. 1791). 4<sup>o</sup>“.

1) Josef II. war im Jahre 1777 in Paris.

Ich erschrak und zog mich mit meiner Verteidigung zurück, weiß aber, daß Vergennes ebendas Geheimnis auch einigen mißvergnügten Brabantern anvertraut hat, welches nicht wenig zum Mißtrauen und der bald erfolgten Gärung beitrug.

Auch dem König Friedrich von Preußen hatte er bei der mündlichen Unterredung in Schlesien <sup>1)</sup> den Antrag gemacht, das römische Reich zu teilen. Und mit Frankreich war zur Zeit, da die bayerischen Händel hervorbrachen, ein Kontrakt wegen Teilung Deutschlands verabredet und beschlossen. Beide Vorfälle waren die eigentlichen Quellen des deutschen Fürstenbundes, die Friedrich zu benutzen wußte und Josef so wenig achtete. Was war nun wohl anderes unter eines solchen Fürsten Regierung zu erwarten als allgemeines Mißvergnügen im Lande und auswärtiger Krieg auf allen Seiten, um seine aufgedeckte Herrschsucht zu demütigen.

Des Berliner Hofes Hauptbeschäftigung war, ihn genau zu beobachten, um alle Gelegenheit zu benutzen, Osterreich zu schwächen und Josefs Entwürfe zu vereiteln.

Man hatte seinem Stolze geschmeichelt und ihm irrige Begriffe von der Unüberwindlichkeit seiner Armee beigebracht. Deswegen sprach er bei allen Gelegenheiten nur von seinen dreimalhunderttausend Kriegern und suchte überall Händel.

Schmeichler hatten ihn glauben gemacht, daß er geschaffen sei, um Friedrichs Ruhm zu verdunkeln. Er selbst glaubte, daß bei seinem ersten Auftritte auf dem Schlachtfelde Friedrichs Sonne untergehen müsse, Josef würde aber allein die Welt unterjochen und allen Monarchen Gesetze vorschreiben. Die deutschen Reichsfürsten, die er gar nicht leiden konnte, weil Fürst Kaunitz sie ihm so ohnmächtig, so verächtlich geschildert hatte, wollte er, wie Cäsar seine Besiegten, in Wien im Triumphe aufführen.

1) Zusammenkunft in Reisse 1769.

Diese Gesinnung wurde ruchbar und ihm die Falle gelegt, in welche er unvorsichtig fiel, was ihn zum Gespötte machte. Der pfälzische Gesandte in Wien, Baron Ritter, wurde zum Hauptwerkzeuge vom Berliner Hofe gebraucht, um ihn zu dem Hauptschritte zu bewegen, welcher ihn als Usurpator der deutschen Freiheit auftreten ließ.

Dieser arglistige Mann, welcher in Wien alle Gesandtschaftsstufen bis zum Minister erlangt hatte, kannte durch 26 jährige Erfahrung die Wiener Manipulationen genau, war ein angenehmer Gesellschafter in weiblichen und in gelehrten Gesellschaften, ein wahrer Hofmann, den der alte Minister Beckers gebildet und den sein großer Einfluß bei den Hofdamen und Beichtvätern so beliebt machte, daß er wirklich das Organ aller auswärtigen Gesandten wurde, die große Entdeckungen und Entwürfe ausführen wollten. Er wußte sich als Menschenkenner so gut bei dem Kaiser Josef einzuschmeicheln, daß er sein unbegrenztes Vertrauen gewann. Da nun Ritter Busenfreund des Ministers Beckers war, welcher seinen Herrn am Leitfaden führte und dem an Bayerns Wohlfahrt weniger als an der seinigen gelegen war, so wurde durch diese zwei von dem Berliner Hofe wohl instruierten Männer die Konvention zwischen dem Kaiser und dem schwachen Kurfürsten<sup>1)</sup> auf eine solche Art geschlossen, daß Josef dabei als ein wahrer Usurpator und deutscher Reichsfeind auftreten mußte, um eigentlich dem schlauen Friedrich Gelegenheit zu geben, ihn in dieser Gestalt zu schildern, anzugreifen und den deutschen Fürstenbund hervorzubringen.

1) Mit Maximilian Josef erlosch die bayerische Linie des Wittelsbacher Hauses, und das Kurfürstentum fiel an den nächsten Erben Karl Theodor von der Pfalz. Dieser, ohne rechtmäßige Nachkommen und ohne Liebe für das ererbte Land, ließ sich leicht bereden, Josefs Ansprüche auf Niederbayern, die Oberpfalz und die Herrschaft Mindelheim in einem Vertrag als gültig anzuerkennen, um durch die Abtretung Vorteile für seine natürlichen Kinder zu erhalten.

Dieses war die Hauptintrige, und sie gelang nach dem Plane, den Ritter zu bewerkstelligen wußte, um den Kaiser in das Garn zu locken. Mit Einverständnis des Berliner Hofes hätte Josef seinen Zweck erreichen können. Man wollte aber die Sache just so und nicht anders einleiten, und sie gelang durch Ritters Ränke nach dem Wunsche der Feinde Oesterreichs, da er den Kaiser so zu lenken wußte, daß er bis zu seinem Tode in Wien verehrt und unentdeckt blieb, seinen Beutel auf allen Seiten spickte und die brillianteste Ministerrolle an einem Hofe spielte, den er hinterging. Was die aufgeklärten Bayern von ihm und vom Tode ihres Kurfürsten urteilen, der gleich nach der Unterschrift der Konvention in eine redlichere Welt übergang, ist nicht meine Sache, zu beurteilen, noch bekanntzumachen. Genug, der Krieg mit Preußen brach los, und Josef wollte nach seinen damals sehr unnebelten Begriffen schon gerade nach Berlin marschieren.

Mir war damals die ganze Intrige, die Ritter spielte, durch einen Zufall genau bekannt. Der Erzherzog Leopold, nachmaliger Kaiser, kam eben nach Wien, da der Kaiser nach Böhmen zur anrückenden Armee abgereist war.

Ich hatte diesen Herrn lieb, war eben von Paris und Mannheim nach Wien gekommen, ging zu ihm und entdeckte ihm das ganze Geheimnis und die große Gefahr, in welche dieser Krieg Oesterreich verwickelte, und die mir genau bekannten Anschläge, welche in den Operationen verdeckt lagen und überall, besonders bei den unzufriedenen Ungarn, unfehlbar ausbrechen würden. Seine Entscheidung war: „Mein lieber Trenck, ich muß morgen dem Kaiser nach Böhmen folgen. Schreiben Sie mir einen Brief so, als ob ich Ihnen befohlen hätte, Sie sollten morgen zu mir kommen. Sie hätten mich aber nicht mehr gefunden und schickten mir deshalb diesen Brief per Estafette nach, dessen Inhalt Sie dem Monarchen bekanntzumachen wünschten. In diesem Briefe sagen Sie mir alles, was Sie mir heute mit

so warmem Diensteifer vertrauten, ich werde davon Gebrauch zu Ihrem Vorteile zu machen wissen."

Ich erfüllte diesen Befehl buchstäblich und expedierte mit diesem Briefe eine Estafette, die ich selbst bezahlte.

Bei der Zurückkunft nach Wien sagte mir Leopold, er habe den Brief eben erhalten, da er mit dem Kaiser zu Pferde stieg, um das Lager zu bereiten. Der Monarch habe nach dem Inhalt dieses Briefes gefragt, den er ihm zur Durchlesung übergeben habe. Er habe ihn mit Aufmerksamkeit lächelnd durchforscht, ihn zurückgegeben und nichts anderes gesagt als:

"Es ist doch sicher, der Trenck schreibt charmant . . ." — Dies war also die Folge und Wirkung einer Entdeckung der äußersten Wichtigkeit. Die Folge hat erwiesen, daß ich alles richtig vorher sagte, was bald darnach geschah und noch sicher ausgebrochen wäre, wenn die scharfsichtige Maria Theresia nicht Wege zum Frieden gefunden hätte. Das ist der österreichische Lohn für rechtschaffene Handlungen! Josef war auch viel zu sehr von seinen großen Kriegskenntnissen eingenommen, um einen Augenblick zu zweifeln, daß er ganz Europa Geseze vorschreiben und es unterjochen werde. Maria Theresia hatte Erfahrung, sie mußte, nur von ihrem nach Ruhm, Blut und Krieg lechzenden Sohn gereizt, halb gezwungen nachgeben und ihre Armee marschieren lassen, verhandelte aber immer heimlich den Frieden in Berlin.

Josef hingegen schrieb ihr noch drei Tage vor dem wirklichen Einrücken der Preußen in Böhmen: „Nimmermehr würde der vor dem großen bewaffneten Josef zitternde Friedrich den wirklichen Krieg wagen. Es wären alle seine Anstalten nur Schreckbilder, um ihn an der Besitznahme Bayerns zu hindern. Er würde schon andere Saiten aufziehen, sobald er Ernst sähe."

So irrig von seinem Stolge und seinen Vorurteilen geblendet,



erschien Josef auf dem Heldentheater in Böhmen, da er doch gewiß gar keine Anlage noch Eigenschaften besaß, um diese Rolle mit Wirkung und Beifall zu spielen. Der Erfolg erwies es, denn da Friedrich wirklich vor seinem Barte in sein Land einrückte, verschwand sogleich die Lust, direkt nach Berlin zu marschieren, und Josef verschanzte sich mit seiner an Zahl weit überlegenen Armee schüchtern und zum Angriff verzagt. Friedrich hingegen setzte Böhmen in Kontribution.

Sicher ist es, daß der vor dem wirklichen Ausbruche des Krieges von nichts als von Siegen träumende Kaiser vor der Front eines seiner Regimenter sagte: „Kinder! zeigt, daß ihr Krieger Josefs seid, ich führe euch noch in diesem Jahre nach Berlin!“

Das Vertrauen auf den jungen Helden und die Wiener Rodomontaden gingen auch wirklich so weit, daß einige Wiener mit beladenen Weinwagen der Armee folgten und den Offizieren ihre Ware gegen Anweisung auf die Berliner Plünderung auf Kredit verkauften, wohin sie ihre Wagen leer mitnahmen und dort volladen wollten.

Ich kenne selbst einen Mann, der auf diese ihm als unfehlbar angepriesene Versicherung wirklich 3000 fl. ausgeborgt und verloren hat. Dann lästerten sie gegen Theresia, welche diese Plünderung aller preussischen Länder durch den unzeitigen Frieden verhindert hätte.

Ich selbst war des Erfolges so versichert, daß ich dem Schiffmeister Keller in Regensburg, welcher ein Privilegium exclusivum vom Kurfürsten erkaufte und erschlichen hatte, daß niemand als er allein mit bayrischem Getreide nach Oesterreich die Donau befahren dürfte, als er mir sein Unglück klagte, daß die Kaiserlichen, seitdem sie die Vorstadt von Regensburg besetzt hätten, jedem Schiffer ohne Ausnahme ebendiese Erlaubnis bewilligt hätten, zur Antwort gab, weil er dem, welcher ihm das alte bayrische Privilegium in Wien

bestätigt erwirken würde, 2000 Dukaten Remuneration versicherte:

„Mein Freund! will er meinem Räte folgen, so behalt er sein Geld, ich versichere, daß innerhalb sechs Monaten hier alles wieder auf dem alten Fuße sein und keine österreichische Regierung mehr in Regensburg Gesetze geben wird.“ — Er folgte meinem Räte und hat mir in der Folge gedankt. Auch in Wien bereicherte ich einen armen Vogelfänger, ich gab ihm den Rat, er solle alle seine Stare, Elstern und Papageie nichts anderes reden lehren als:

Der Preuß' is g'schlogn.

Gleich hörte man in der ganzen Stadt diese Vögel und den Wiener Pflastertreter und Politiker in allen Straßen und Kaffeehäusern schreien: Der Preuß is g'schlogn. . . und der Mann verkaufte einen solchen Vogel um 12 Dukaten.

Das ist Nationalcharakter. Wehe dem aber, der damals zweifelte, daß Josef direkt nach Berlin marschieren und die preußische Macht vernichten würde!

Ich weis'sagte anders und wurde verdächtigt und angefeindet. Der Kaiser selbst machte mir den Antrag, da der bayrische Krieg ausbrechen sollte: „Trenck, jetzt haben Sie Gelegenheit, sich an Preußen zu rächen! Ich will Ihnen erlauben, ein Korps zu errichten und alles in einen Steinhaufen zu verwandeln.“ Meine Antwort war:

„Ich habe gar keine Ursache, mich an meinem Vaterland zu rächen, und habe in Ungarn hundertmal mehr verloren als in Preußen. Jetzt habe ich Vaterpflicht für acht Kinder. Wollen Eure Majestät mir die Versicherung geben, daß meine Kinder nur den dritten Teil von den Gütern zurückhalten, die mir der Graf Grassalkovics gewaltsam entriffen hat, im Falle, daß ich im Kriege für Dero Dienst mein Leben verliere, dann bin ich freudig bereit, als Soldat, aber nicht als Räuber zu dienen.“ — Ein zornig höhnischer Blick war meine Abfer-

tigung, und der beleidigende Ausdruck, den er nicht mir selbst, sondern dem Fürsten Karl Lichtenstein<sup>1)</sup> gesagt hat, entfernte mein Herz ganz von ihm.

„Jetzt bin ich überzeugt,“ sagte er, „daß der Trenck immer preußisch gesinnt bleibt, welches ich zwar längst mutmaßte; er ist ein gefährlicher Mann und weiß zu viel.“

Dieses Urteil von einem ebenso mißtrauischen als rachsüchtigen Fürsten hätte einen anderen geschreckt. Ich blieb aber immer unerschrocken, trotzte aller Gefahr und behauptete überall die Wahrheit, ohne seine Rundschafter zu scheuen, weil mein Herz, mein Betragen mich schützte.

In dieser Lage reiste ich noch dazu nach Ungarn, prüfte, forschte und sah offene Gelegenheit, eine wichtige Rolle zu spielen, blieb aber ein ehrlicher Mann, benutzte meine Privatvorteile nicht, predigte Geduld und Bürgerpflicht und lernte die Mißvergnügten kennen.

Seit dieser Zeit wich mir der Monarch überall aus, überließ mich schutzlos der Wiener Justizchikane und suchte Gelegenheit, mich schweigen zu machen. Ich stand aber mit meinem Tugendsschild bedeckt felsensfest verpanzert und schüttelte die Ungerechtigkeit ab, obgleich ich Ursache hatte, behutsam zu sein, seitdem der große Friedrich bei der mündlichen Unterredung in Schlessien dem ohnedies leichtgläubigen und mißtrauischen Kaiser gesagt hatte: er solle mir nicht trauen, ich sei ein höchst wankelmütiger und gefährlicher Mensch.

Dieses geschah damals, weil er erfahren hatte, daß ich offenen Zutritt zum Kaiser hatte und ihm vielleicht Kenntnisse beibringen oder Anleitung geben könnte, die Vorteile seiner Länder zu Preußens Nachteil besser zu benutzen und seine

1) Fürst Karl Borr. Josef Lichtenstein (1730—1789), österr. Feldmarschall, der sich im Siebenjährigen Kriege und im Feldzuge gegen die Türken auszeichnete. Den Strapazen im letzteren Feldzug unterlag er.

heimlichen Verföhrer und politischen Ohrenbläfer kennen zu lernen.

Hierdurch blieb ich in Untätigkeit, und das war Friedrichs Zweck alle aufgeklärten redlichen Männer zu der Zeit von Josef zu entfernen, da er Selbstherrscher wurde und noch Wißbegierde zeigte, folglich treuen Rat annehmen konnte.

Dieses ist die wahre Ursache, warum ich unter Josefs Regierung untätig blieb. Indessen habe ich ihm in den ersten Jahren seiner Regierung verschiedene Pläne ausgearbeitet, die aber alle verstümmelt ausgeführt wurden. Mein unauslöschlicher Haß gegen die römische Arglist ist weltkundig. Hier hatte ich offenes Feld zu arbeiten und sah mit Herzensfreude die Preßfreiheit hervorbrechen, die groben Vorurteile aufklären, Klöster zerstören und Priestergewalt schwächen. Josef konnte aber die mit der Muttermilch eingeßösten Grundsätze nicht überwältigen, und seitdem der Papst in Wien gewesen war, wurde er schüchtern und wankelmütig. Der Rosenkranz wurde heimlich hervorgesucht, der Aberglaube bemeisterte sich aller seiner Seelenkräfte; Kenntnisse, Wissenschaften fehlten ihm, um sich loszureißen; er fing an inkognito zu beichten und Ablass zu gewinnen, machte auf ebendie Art Wallfahrten nach Mariazell, wo er nach erlittener Augenkrankheit selbst ein paar goldene Augen auf dem Altar opferte <sup>1)</sup>. Alles erschien ihm schon als ein Kezer und Seelenfeind, der ihm die Augen öffnen wollte. Und da ich dieses genau prüfte und wirklich wahr fand, entfernte ich mich ganz von ihm, zuckte die Achseln und bedauerte seine zum tiefsten Aberglauben zurücksinkenden Staaten.

Große Dinge hat er unternommen, mehr als man möglich glaubte, weit mehr als alle seine Vorfahren, da er die Hierarchie mit wahren Heldenmuth angriff und alle unsichtbaren Fesseln Roms zu zertrümmern schien, der Entschluß war aber

1) Das ist alles ein müßiges boshaftes Geschwäg des Trenck, bei dem die Mühe schade wäre, es zu widerlegen.

nicht anhaltend. Er wankte in der Ausführung, griff das Werk auf der un rechten Seite an, und ob zwar wirklich un glaubliche Dinge in Osterreich geschahen, wo sogar schon einige Hofräte und Minister wirklich anfangen, vernünftige Bücher zu lesen, ohne den Beichtvater um Rat zu fragen, so rollte doch zu viel in das alte Chaos zurück, da man den Kaiser wieder als einen reumütigen Sünder vor dem Priester knien und sogar Rosenkränze beten und bekuttete Gaukler öffentlich begleiten sah.

Mönchsklöster wurden zwar aufgehoben, aber die Mönche selbst nicht nach Rom getrieben, sondern auf den Dörfern und in den Städten als Pfarrer angestellt. Josefs Ruhm würde unsterblicher als der aller möglichen Helden sein, wenn er das angefangene heilsame Werk für das Wohl seiner Staaten männlich ausgeführt und die römische vielköpfige Hydra gar erwürgt hätte. Er quetschte der Geistlichkeit aber nur etwas Geld heraus und hinderte nicht, daß sie es auf der anderen Seite wieder doppelt bei mitleidigen Dummköpfen herauslocken konnte.

Sein Schild war indessen zu schwach, um im Kampfe des Aberglaubens gegen Menschenverstand zu siegen. Er unterlag der Arglist und wurde erst ein heimlicher Fanatiker, weil er sich seiner Schwachheit schämte. Die schlaunen Kundschafter Roms benutzten die Gelegenheit. Hierzu kam noch, daß alle seine Entwürfe mißlangen; dies schrieb sein schwacher Geist nicht seinem eigenen Betragen, sondern der Rache der im Himmel und auf Erden beleidigten heiligen Ordensstifter zu. Er wankte, unterlag, und wenn er länger gelebt hätte, so wäre das spanische Inquisitionsgericht unfehlbar in Wien eingeführt worden, wobei er selbst die neuesten Arten von Martern erfunden hätte. Gottlob! kann man also sagen, daß er mit solchen Gesinnungen noch zu rechter Zeit starb, ehe die geheim vereinigte Geistlichkeit eine

Bartholomäusnacht in den Erblanden ausführen konnte, wobei er selbst gelacht und der Protestanten Güter pro indemnisatione der Pfaffen Raubsucht überlassen hätte. Indessen hat Josef doch die Ehre, daß er in der Zahl der großen Reformatoren auftreten kann, welche Dank und Ehrfurcht der Nachwelt verdienen und Licht zu verbreiten anfangen. Diese große Unternehmung löscht schon wirklich große Flecken in seiner wahren Biographie aus, und ich ehre allein deswegen seine Asche, weil er nach einer so kurzfristigen Erziehungsart mitten unter den fanatischen Männern dennoch Mut genug hatte, den Angriff zu wagen, der mit mehr anhaltendem Ernste die glücklichsten Folgen für den Menschenverstand und für das Wesentliche der österreichischen Macht hervorbringen können hätte.

Ich habe in Oesterreich gewiß mit Seelenfreude gearbeitet und mitgewirkt, ehe ich den Monarchen ganz kannte. Sobald er mich aber als einen Ketzer zu beurteilen anfang, sah ich die Folgen seiner Schwäche voraus und entfernte mich vom Throne mit Wehmut über das Schicksal so schöner, aber von Dummköpfen unbenutzten Provinzen.

Nun hat wohl kein Mensch auf Erden in den letzten Lebenstagen mehr gelitten als Kaiser Josef, der alle seine Entwürfe scheitern sah, ehe er starb. Er sah seine Brabanter, die er in Fesseln schmieden wollte und verachtete, wirklich von seinen Staaten getrennt. Er sah nichts von allen seinen despotischen Befehlen erfüllt, sich selbst auf dem schmerzhaften Krankenlager, so klein, so tief gefallen, als möglich und seine Untertanen bei seinem Tode Freudenfeste anstellen. Er mußte alles widerrufen, was er in Ungarn befohlen hatte, sah sich in allen seinen politischen Anschlägen verhöhnt und erfuhr, was Monarchen sind, wenn sie alle Menschenarten beleidigt haben und sich unfehlbar dünken, so lange niemand wagt, ihnen die Wahrheit zu sagen.

Josef verdiente aber doch ein besseres Schicksal, weil seine

Abficht bei vielen Unternehmungen dennoch gut war, obgleich er in der Art der Ausführung sehr fehlte, besonders da der Brabanter ganz anders als der kriechende Oesterreicher und der stolze Ungar anders als der hartnäckige Böhme behandelt werden muß. Der Ungar sollte sogar seine Muttersprache vergessen, alle seine Fundamentalgesetze, seine Nationalprivilegien verlieren. Ihre Krone, ihr Palladium des Aberglaubens wurde mit Schmach durch die Polizeisoldaten gewaltsam aus Preßburg nach Wien gebracht, und ein so unbedeutendes Ding empörte das ganze Königreich.

Des Monarchen Eigensinn, der überall eine militärische, sklavische Regierung einführen wollte und Völkerrechte mit Füßen trat, verursachte allein die Empörungen und alle Schmach, die er in seinen letzten Tagen erdulden mußte. Seine Staats- und persönlichen Feinde benutzten die Gelegenheit, und seine despotischen Ratgeber spotteten des Monarchen, der alle Volksliebe verloren hatte und sich in solcher Lage in auswärtige verderbliche Kriege mischte. In Böhmen, in Tirol spukte es auch schon, die Gallizier befanden sich in Umständen, wo sie nichts mehr zu verlieren hatten und am Rande der Verzweiflung zur Nothwehr gegen ihre Büttel greifen mußten, die man ihnen vom Schaum der niederträchtigsten, dümlichsten und raubbegierigsten Männer geschickt hatte, um das Land zu regieren. Die Folgen waren handgreiflich vorherzusehen, und Josef starb just zu rechter Zeit, um die Trennung aller österreichischen Provinzen zurückzuhalten.

Ich muß bei dieser Gelegenheit auch etwas vom berühmten Scheldekriege sagen, der ebendiesem Monarchen wenig Ehre macht, und erweist, daß er überall gerne Handel suchte, um seinen Heldendurst zu befriedigen.

Ein sicherer Graf Proli<sup>1)</sup> aus Brabant, ein Maulmacher

1) Graf Karl Proli, Chef des Bankhauses Proli in Antwerpen, über den Zusammenbruch des Unternehmens i. J. 1785 vergl. „Précis

und Luftprojektant, kam nach Wien und errichtete eine Sozietät zum ostindischen Handel aus Triest, fand den Fürsten Kaunitz, den Finanzminister Grafen Haßfeld und andere reiche Große mehr, auch den reichen Bankier Fries bereit, um mit ihm eine Gesellschaft zu errichten. Diese Herren hatten aber nicht einmal einen gesunden Begriff von einer solchen Handlung. Graf Haßfeld <sup>1)</sup> fragte mich, was ich davon hielte. Meine Antwort war:

„Holland ist im Besitze dieser Handlung, wir müssen folglich immer von ihnen kaufen. Sie wissen auch durch ihre Korrespondenten allezeit im voraus, was wir hin und zurück laden werden. Sobald sie nun den mindesten Schaden für ihre Kontore bemerken, wird sogleich ebendieselbe Ware hingeschickt und mit dreißig Prozent Schaden verkauft, dann ist unser Bankerott fertig. Sie hingegen holen in der Folge den erlittenen Schaden bald doppelt nach, weil ihre Kassen und ihr Kredit es aushalten können. Uebrigens gehören zum ostindischen Handel wenigstens acht Schiffe, um die Bilanz zwischen Verlust und Gewinn im unglücklichen Falle zu halten. Wenn also Oesterreich nur mit zweien fährt und eins davon verunglückt, so hat diese Handlung schon ein Ende.“

Ich kannte auch den Herrn Grafen Proli und seinen Charakter, der sich selbst bereichern und für die Kompagnone das sichere Falliment besorgen würde.

Man achtete aber meinen Rat nicht, und nach zwei Jahren war die Weissagung schon erfüllt.

Die Schiffe wurden geladen, sie liefen unter dem Namen Kaunitz stolz in die See. Der Schiffskapitän Simson drohte

de l'origine, de la marche et de la chute de la compagnie d'Asie et d'Afrique etc. Liège, 1785.“ Proli galt übrigens für einen natürlichen Sohn von Kaunitz.

1) Graf Karl Friedr. Anton Haßfeld (1718–1793), österreichischer Staatsmann, 1771 oberster Kanzler in Wien.



schon den holländischen Philistern, daß er ihren Handlungstempel über den Haufen werfen werde. Keiner der Affoziierten war aber bereit, seinen Kinnbacken herzugeben, falls ihn Simson zur Massakre brauchen sollte.

Kaiser Josef selbst vertraute 500000 fl. aus dem öffentlichen Schatze diesem Avanturier.

Nun erwartete man die abgeschickten Schiffe zurück, wovon eines in Ostende einlaufen sollte.

Fries<sup>1)</sup> hatte von dem Zolle auf der Schelde gehört. Seine Habsucht erwachte, um diesen zu ersparen, der vielleicht auf seinen Teil nicht hundert Gulden betragen hätte. Diese Kleinigkeit war die Quelle zum Scheldekriege. Josef war jede Gelegenheit zu handeln gegen alle freien Völker willkommen. Er beschloß, ehe er die Folgen einsah noch überlegte . . . Nun wurden die Drohungen angefangen, auch alle alten Garantien und Friedensschlüsse verspottet. Josef wollte freie Schifffahrt auf der Schelde, obgleich er kein Schiff hatte. Holland bestand auf seinem Recht und drohte auf die kaiserliche Flagge Feuer zu geben.

Der Kaiser sagte dieses dem Fries und schien unentschieden. Dieser erwiderte: „Nimmermehr haben die Holländer Kurage, auf Ew. Majestät Flagge zu schießen . . .“ — „Aber wenn sie schießen . . .“ — „Sie schießen, hol' mich der Teufel, nicht!“ — „Und wenn sie schießen?“ wiederholt der Kaiser. — „Dann Krieg, Ew. Majestät, und ganz Holland erobert!“ — Der kluge Kaiser folgte eines Kaufmanns Rat. Die Holländer schossen wirklich. Nun war der Affront geschehen, nun marschierte die Armee nach Holland, sogar wallachische Räuberbanden wurden

1) Reichsgraf Johann von Fries (1719, gest. durch Selbstmord 1785 in Böslau) entstammte einer Schweizer Patrizierfamilie, erwarb sich als österr. Armeelieferant im Siebenjährigen Kriege große Reichthümer, 1789 wurde er von Josef in den Reichsgrafenstand erhoben.

schon zu Freikorps angeworben, um alle Dukaten aus Amsterdam zu holen. Aber ach, das Ende war Schmach, sie kamen leer nach Hause, die Kriegskosten waren fruchtlos verschwendet, das friesische Schiff verunglückte, ehe es an die Schelde kam, Graf Proli, der Direktor, erklärte der betrogenen Sozietät den Bankerott, und man sagt in Paris, die Königin von Frankreich habe die 10 Millionen Gulden heimlich nach Holland geschickt, um des Kaisers Ehre zu retten. Er selbst erschien aber auf dem politischen Theater als ein Usurpator und gefährlicher Friedensstörer, der das Heiligste des westfälischen Friedensschlusses verächtlich mit den Füßen trat.

Da dieser Scheldekrieg die Wiener Prahlerei beseelte und der Kaiser sich schon in Amsterdam krönen lassen wollte, fuhr ich nach Schönbrunn zum Hofgärtner, namens van der Schott<sup>1)</sup>, den ich sehr schätzte, weil er wirklich mehr Kenntnisse besaß als mancher Staatsrat in Wien. Als ich bei ihm eintrat, sagte er mir: „Soeben ist der Kaiser bei mir gewesen und hat länger als eine Stunde mit mir gesprochen. Unter anderem sagte ich ihm, ich würde mit Ihrer Majestät Erlaubnis sogleich nach Harlem schreiben, um noch einige Blumen kommen zu lassen. Der Kaiser sprang vom Stuhle auf, seine Augen funkelten. ‚Nein,‘ erwiderte er. ‚Er darf nicht schreiben . . . in sechs Wochen hole ich sie selbst mit meiner Armee aus Harlem.‘“

Der Gärtner, der Holland und seinen Kaiser kannte, lachte herzlich über seinen leichtsinnigen Eroberungsgeist und wollte ihm die Schwierigkeiten begreiflich machen, so geschwind nach Harlem zu kommen. Der Monarch spottete seiner, hieß ihn einen holländischen Patrioten und Dummkopf, versicherte auf Ehre, er habe schon Befehle gegeben, gerade nach Amsterdam zu marschieren, und verließ ihn mit Unwillen, weil er zweifelte und klüger war als er selbst und seine Ratgeber.

1) Richard van der Schott war nach „Blöchlinger, Jean de Bailou zc. 1868, S. 30“ schon um 1755 Hofgärtner.

So gewaltig war dieser Monarch von seiner Macht und seinen Staatskenntnissen eingenommen, so hartnäckig auf seine unaufgeklärten Begriffe und ebenso schwach in der Ausführung derselben.

Bei dem wirklich schimpflichen Ausgange dieses Scheldes- krieges, den eigentlich der Wechsler Fries verursachte, folgte bald dieses vortrefflichen politischen Ratgebers Tod.

Der Kaiser entriß ihm eine Quelle nach der andern, wodurch er seine Reichthümer gesammelt hatte, weil er die Wege in Wien zu finden wußte, wodurch der Hof zur Beförderung der Monopolien und die Minister zu freigebiger Nachsicht und Miß- handlung des öffentlichen Schatzes zu bewegen sind. Fries überfah sie alle und verstand die Kunst, Menschen wie die Finken zu blenden, die in seinem Käfig für ihn allein bei Hofe singen sollten. Er war der habüchtigste Geizhals auf Erden. Nimmer satt an Ehre, um der reichste Mensch zu werden, kaufte er sich den Grafentitel, als er vier Millionen besaß, und wenn er acht Millionen erobert hätte, dann wollte er Fürst werden.

Er wurde aber gewahr, daß der Kaiser ihm allgemach die Quellen verstopfte. Alles, was er anstrebte, war ihm bisher geglückt . . . Da ihm nun der erste Plan mißlang, da er erkannte, daß er nunmehr nicht bis auf acht Millionen und zum Fürstenstande gelangen könnte, griff er zur Zuflucht aller habüchtigen stolzen Schurken, kaufte sich einen Strick und erhing sich in seinem Palaste<sup>1)</sup>. Dieses ist die wahre und in Wien so mühsam vermantelte Geschichte und das Ende des reichen Wechslers Fries, welches ich allen denen von Herzen wünsche, die durch Uglift, Monopolien und Hofgunst reich wurden. Dem ungarischen Kammerpräsidenten Grafen Grassalkovics,

1) Nach einer anderen Version wurde er in einem Teiche seiner Besitzung in Wbélau tot aufgefunden. (Vgl. Die Sphing. Freimaureisch. Taschenbuch, Wien, 1873 S. 148 f.)

der so manche Familie arm gemacht, hätte ich dasselbe Ende gewünscht . . . Nun weiter zur Biographie Josefs!

Dieser Herr, der nur Gelegenheit zum Kriege suchte und mit ganz rohen, unausgearbeiteten Talenten den großen Friedrich nachahmen wollte, den er doch in falschem Lichte beurteilte, ließ sich um so leichter in den Türkenkrieg verwickeln, wozu der russische Minister in Wien, Fürst Gallizine<sup>1)</sup>, das Meiste beitrug, den ich allezeit als den gefährlichsten Feind des Hauses Oesterreichs genau gekannt und beurteilt habe, der aber dennoch das Orakel des Kaisers wurde und ihn in die Grube führte, welche ihm die nordische Politik gegraben hatte.

Friedrich, der Scharfsichtige, sagte zwar schon vor zehn Jahren seinem Minister, der ihn vor Josefs Entwürfen warnte:

„Man muß alles in der Welt tun, um ihm noch sechs Jahre Frieden zu lassen, denn wenn er diesen hat, so wirft er seine eigenen Staaten durch seine Projekte sicher über den Haufen und verursacht überall innere Empörung.“

Wer nun diesen Monarchen so wie ich kannte und Augenzeuge seiner Fähigkeit, seines Charakters, seiner Handlungen war, der sieht die Größe Friedrichs in dieser richtigen Weissagung aufgedeckt. Inzwischen fand er doch bald für gut, ihm, da die Untertanen bereits zum Mißmute aufgewiegelt waren, den Türkenkrieg auf den Hals zu schieben, um ihn ohne Mühe, so wie es wirklich erfolgt ist, zu schwächen, dann aber zu demütigen und den Diktator in Europa zu spielen.

Josef ließ sich verleiten, brach unvorsichtig los und entwarf einen Operationsplan, der seine Armee zugrunde richtete, seine Schätze vernichtete, den Theaterhelden entlarvte und ihn in wahrer Blöße darstellte, wodurch er alle Achtung, Macht und angestrebten Ruhm, zuletzt gar Nachruf, Ehre, Untertanenliebe und auch das Leben verlor, seinem Thronerben aber Herkules-

1) Fürst Dmitri Mich. Gallizine, russischer Generalleutnant und Gesandter in Wien, geb. 1721, gest. 1793 zu Wien.

arbeit hinterließ, um seine Staaten vom Untergange zu retten. Die Geschichte hat kein Beispiel, daß jemals 200 000 Menschen so verächtlich, so übel angeführt und so unwirksam auf die Schlachtbank geliefert wurden.

Sein entworfenener verräterischer Plan, mitten im Frieden Belgrad zu überrumpeln, der jedoch durch dumme Anstalten fehlschlug, wird ein ewiger Schandfleck in der Geschichte der Völkerrechte bleiben. Kein ehrllicher Mann kann ihn rechtfertigen, und Josefs Seele liegt hier aufgedeckt.

Übrigens war in diesem zum Herrscher geborenen Fürsten ein besonderer Kontrast zu bemerken.

Er besaß alle Geistesgaben, um ein großer Regent zu werden. Die Erziehungsanlage fehlte aber, und er geriet in böse Hände, da er sich bilden wollte. Da nun sein Temperament zur Unabhängigkeit, zur Grausamkeit, zur Unempfindlichkeit schon in seiner angeborenen Art geneigt war, . . . da er es mit einer total korrumpierten Nation zu tun hatte, die nur durch Zwang und schreckende Strafen zu bessern war, da er zu allen guten Abänderungen unübersteigliche Hindernisse fand, da er ein abgefagter Feind der Gelehrsamkeit war, weil er gar keine gesunden Begriffe davon hatte, so wäre aus ihm wirklich der grausamste Fürst geworden, wenn er länger gelebt hätte.

Von seiner Reise nach Rußland brachte er den Geschmack für die Sklavenpeitsche und Stockprügel mit, und der Anblick der ungarischen Wallachen machte sein Herz nicht empfindlicher. Er wurde gereizt, seine Untertanen wie Wallachen zu behandeln, und nun wurden Strafen, Grausamkeiten erdacht, bei deren Bekanntmachung alle Völker zurückschauern würden.

Wer die zum Schiffziehen<sup>1)</sup> verurteilten Elenden gesehen

1) Das Schiffziehen hatte Josef II. als Ersatz der abgeschafften Todesstrafe eingeführt; daß die Kerker unter Josef II. barbarischer als sonst waren, ist eine unverschämte Lüge Trenck's, Josef hob im Gegenteil die schrecklichen Gefängnisse auf dem Spielberg auf.

hat, wie sie, nebst den schweren Eisen an allen Gliedern, nebst der schreckbaren Last auch ihre Kranken so lange ohne Barmherzigkeit mitschleppen mußten, bis sie, von Maden und Ungeziefer gefressen, die Seele wirklich aushauchten, wer Josefs fürchterliche Gefängnisse und Menschen zwischen Blöcken eingeklemmt, festgeschmiedet in ihrem eigenen Mist, verfaulen sah, wer den ungarischen Oberstleutnant der Garde Szekely<sup>1)</sup> und den Grafen Postazky<sup>2)</sup> an der Schiffskette halbtot geprügelt verschmachten und sterben sah und die Art ihrer Prozesse kannte, der zieht mit Wehmut und Erschütterung den Vorhang zu, hinter dem Josefs Gefühllosigkeit und Despotismus wütete, und verschweigt alles, was er positiv weiß und sah, weil die Nachwelt dergleichen Erzählungen unmöglich in unseren Zeiten,

1) Oberstleutnant Szekely war im Jahre 1786 wegen eines Kassenabganges von 97000 Gulden, an dem er aber nur durch seine Nachlässigkeit schuld war, da andere diese Summe veruntreut hatten, zu Prangerstehen und mehrjährigem Kerker verurteilt worden. Dieses allzu strenge Urteil, besonders daß der alte Mann vor einem elenden Pöbel auf dem Pranger stehen mußte, erregte sehr böses Blut. Es erschien unter anderm ein bössartiges Pamphlet: „Freimütige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Oberstleutnant Szekely von einem Freund der Wahrheit. 1786“, worin der Kaiser mehrmals offen ein Tyrann genannt wurde. Josef verbot indessen dieses Pamphlet nicht und begnadigte Szekely nach kurzer Zeit.

2) Der junge Graf Postazky-Lichtenstein war durch offenbare agents provocateurs bewogen worden, falsches Geld zu machen, zur Ausführung kam es jedoch gar nicht, da die Lockspitzel den armen, irreführten und nur leichtsinnigen jungen Menschen sofort anzeigten und sich die Prämie bezahlen ließen. Trotzdem wurde der Unglückliche zum Schiffziehen verurteilt und fand dabei den Tod. Sowohl dieser als der frühere Fall sollten eigentlich die hohe Gerechtigkeitsliebe des Kaisers zeigen, der in solchen Sachen leider nur zu oft ein falsches Pathos liebte; es sollte drastisch bewiesen werden, daß die Gerechtigkeit auch nicht vor den Höchsten halt machte, leider, wie immer, hatte der Kaiser kein Glück, und die Beispiele waren sehr übel gewählt. (S. Fr. X. Huber, Geschichte Josefs II., Wien, 1790. II, S. 168 ff.)

im christlichen Europa möglich glauben würde, und flieht freudig lieber nackt aus solchen Grenzen, wo die Bastille noch nicht zerstört ist und solche Schreckensszenen noch möglich sind.

Josef war also wirklich zur Grausamkeit geneigt und wäre es erst geworden, wenn so viele fehlgeschlagene Unternehmungen seinen Menschenhaß empört und sein Herz fühllos bei fremden Leiden gemacht hätten. Schon in seiner Kindheit, wenn er bei seinen Schwestern einen Kanarienvogel ertappen konnte, rupfte er ihm alle Federn aus, brach ihm die Füße und setzte ihn wieder lebendig in den Käfig. Tiere martern, Pferde vorsätzlich totreiten, Hunde prügeln, war sein Vergnügen. Als Monarch ging er zu Laxenburg früh um fünf in die Falkonerie, wenn die Falken gefüttert wurden; da nahm er die zum Fressen bestimmte Taube lebendig umgekehrt in die Hand, ließ sie von unten auffressen, sah allen Konvulsionen derselben mit Lächeln zu, und dies war sein Lieblingszeitvertreib.

Er ging selbst in die schrecklichsten Gefängnisse, begnadigte niemand und verschärfte immer die Qualen, denen er mit Augenweide zusah, und wo er selbst neue erfand, an die auch Nero nicht denken können hätte. Sogar die Weibspersonen, die er zu seiner Wollust brauchte, wurden blutig gebissen, bei den Haaren gerissen, in die Brüste gezwickt und geprügelt. Dergleichen Mißhandlungen erhitzten sein Blut und machten ihn zum Genusse begieriger. Von wahrer Liebe, von zärtlichen Fühlungen kannte er gar nicht das Reizende. Er spottete aller Weiber, die ihn zu beherrschen glaubten<sup>1)</sup>, verachtete sie nach dem Genusse und brauchte sie allein tierisch. Hiervon hätte ich hundert schreckbare und lächerliche Beispiele bekanntzumachen, welche die Bescheidenheit zurückhält und seine Biogra-

1) Josef kannte nur zu gut das Unheil einer Staatsmätresse, seine rein physischen Bedürfnisse haben dafür dem Land keinen Kreuzer gekostet, ein Dukaten genügte, und den zahlte er selbst.

phie gewiß nicht schmücken würden. Folgendes muß ich aber noch zur Aufdeckung seines Seelencharakters bringen<sup>1)</sup>).

Als der Kaiser Franz plötzlich am Schlagflusse in seinen Armen starb und nur der Fürst Dietrichstein bei dieser Schreckenszene zugegen war, lag der agonisierende Vater in seinem linken Arme, indessen der lächelnde Sohn ihm die Schlüssel aus der Tasche nahm und nicht einmal den Tod abwarten konnte.

Als seine Mutter Theresia starb, hielt sie ihm eine so ernsthafteste Anrede über sein böses Herz, daß er sich verzweifelnd auf die Erde warf, weinte und sich herumwälzte.

1) So sehr es uns persönlich widerstrebt, diese Schmähungen Trenck's wiederzugeben, so kann man sie doch schwerlich umgehen, da sie für seine Charakterentwicklung notwendig sind. Trenck lenkt damit vollständig in das Fahrwasser der Revolution, die ihn ja auch verschlingen sollte, ganz abgesehen davon, daß sich die obigen Schmähungen und böshaften Anekdoten auch in dem Buche eines Revolutionsmannes finden und zwar in: „Les crimes des empereurs d'Allemagne depuis Lothaire I jusqu'à Leopold II. Paris, 1793.“ Man kann Josef indessen nicht schmähen, weil ihm Gefühlsduselei fremd war und er den einzelnen hintansetzte, es geschah nur zum Wohl der Gesamtheit. Auch die Revolution hatte dasselbe Prinzip. Der Kaiser, ein sklavischer Nachahmer Friedrich des Großen, legte sich selbst am wenigsten Schonung auf. Unter den gegebenen Umständen hatte er sicher das Höchste geleistet. — Es ist übrigens merkwürdig, daß Trenck, der in vielen Dingen Berührungspunkte mit Casanova hat, was auch schon Barthold und du Reumont aufgefallen ist, auch in dem Punkte mit dem Venezianer einig ist, dem toten Löwen Fußtritte zu versetzen. Freilich hatten beide Abenteuerer wenig Glück bei dem Monarchen gefunden und es ist bekannt, daß Josef den Trenck zuweilen einen „politischen Hanswurst“ nannte (Vgl. Beiträge, Beleuchtungen usw. zu Trenck's Lebensgeschichte, 1793, S. 146). Trenck stillte also nur seine Rache. Immerhin muß man aber gestehen, daß Casanova den Kaiser weitaus schärfer und in geschmackvollerer Form beurteilt als der Deutsche, der nur mit dem Knüttel darein schlägt. In nuce enthalten übrigens die Angriffe beider irgendeine kleine Wahrheit von ihrem Standpunkt aus.



Sechs Stunden nach dieser Szene starb die Monarchin, gleich trat er in das Zimmer der Obersthofmeisterin, die bei dem vorigen Auftritte zugegen war, und sagte mit aufgeheiterter und spöttischer Miene:

„Gräfin! Das war ein Spektakel vor etlichen Stunden . . . Haben Sie wohl geglaubt, daß es mein Ernst war?“

Wer in solchen Fällen so zu handeln fähig ist, der hat sicher kein Gefühl des Edlen und Erhabenen. Und für die Wahrheit dieser zwei Erzählungen verbürge ich meine Ehre.

Nicht Lust-, sondern Mordjagden waren seine Vergnügungen, wo er wohl bedeckt mit dem Spieße in sterbenden Tieren wühlen und ihre wehrlos geduldeten Schmerzen hervorröcheln hörte. Auch die Heze gefangener Bären, besonders wenn man den vor Hunger wütenden Raubbären ein Pferd zu fressen gab, vergnügte ihn unendlich, wenn es lebendig gefressen wurde, stöhnte und die Augen verdrehte. Deswegen privilegierte<sup>1)</sup> er die barbarische Heze in Wien, um seine niederträchtigen Wiener an solche Schauspiele zu gewöhnen, wenn bei Gelegenheit sie selbst ebendas Schicksal betroffen hätte. Dies war der schönste Schauplatz und die Lehrschule für Büttel, Kerkermeister, Kommandanten und Exerziermeister und macht dem Nationalcharakter wenig Ehre, wo die gefühlvollen Damen sogar applaudieren, wenn ein Bär das erhaschte Schwein von unten auffrisst und ein jämmerliches Geschrei bei Pauken und Trompetenschall in den Ohren kitzelt oder wenn von wilden Schweinen zerfetzte Hunde auf dem Kampfplatze winseln.

Josef liebte nur die Parforcejagd, wenn der nach Rettung lechzende Hirsch die Zunge ausstreckt und von majestätischen Händen den tödtlichen Fang erhielt, der seine Qual endigte.

1) Ganz das Gegentheil ist der Fall, die Heze erhielt schon unter Maria Theresia 1755 das Privileg, Josef besuchte die Heze nie und hätte sie sicher aufgehoben, wäre der hohe Pachtzins nicht der — Armenkasse entgangen.

Unglückliches Land! wo sich der Fürst mit Krieg und Mordjagden beschäftigt. Josef empfand gar keine Freude im Wohltun; die Regierung wurde ihm bald eine Bürde, und weil er nie ein Buch las und alle Wissenschaften, allen Umgang mit Männern vermied, die klüger waren als er<sup>1)</sup>, so fand er überall Langeweile und suchte große Reisen und Krieg, um sich die Zeit zu vertreiben. Im Kriege selbst aber war er verzagt, verschanzte sich untätig vor einem weit schwächeren Feind und war allein schuld, daß 150000 Soldaten, die den Feind hätten angreifen und sicher schlagen können, wegen schlechter Verpflegung in Hospitälern zugrunde gingen. Er war also ein schlechter Heerführer, ein schwacher Gesetzgeber, ein grausamer Richter und folglich ein unglücklicher Fürst bei allen seinen Unternehmungen, dem ich die Grabschrift machte:

„Er fing viel an, hat nichts vollbracht  
Als das, was Menschen seufzen macht.“

In seiner Leichenrede<sup>2)</sup>, die in Wien mit Zensur gedruckt wurde, sagte ich:

„Seine Untertanen möchten bei seinem Grabe gerne Tränen vergießen, aber nichts drängt auf die Quellen, woraus sie fließen sollten.“

Übrigens hatte er aber auch gute Eigenschaften. Er war arbeitsam, aber beschäftigte sich zu viel mit Kleinigkeiten. Er schien liebreich und offenherzig, angenehm in Gesellschaften, spottete aber immer im Herzen aller Menschen ohne Ausnahme. Er war immer nüchtern, mäßig im Essen und trank keinen Wein, war aber unmäßig in der Wollust. Im kleinen geizig,

1) Casanova schreibt: „Besonders gern sprach Josef mit Leuten, die ihm nicht zu antworten wußten, weil sie von seinen Gründen geblendet waren oder weil sie wenigstens so taten. Dagegen mied er Pedanten — wie er sie nannte —, die durch ein gesundes Urtheil das schlecht gezimmerte Gerüst seiner Meinungen umstießen.“

2) Trauerrede bei dem Grabe Josef II. zc. Wien, 1790, 8<sup>o</sup>.



J. E. Nilson fecit et exauit. A. V.

Josef II.



habſüchtig, im großen aber verſchwenderiſch, wo ſeine Lieblingsneigungen, Stolz, Eigensinn und Herrſchſucht befriedigt wurden, führte er auch inſgeheim ein ſchwarzes Buch, worin die Namen derer geſchrieben ſtanden, die er zu ſeiner Zeit verfolgen und vernichten wollte. Sein Nachfolger verbrannte es, ohne darin zu leſen.

Seine wirklich heldenmäßige Unternehmung gegen die römische Hierarchie würde ihm eine ewige Ehrensäule unter den größten Männern bauen, wenn er nicht in der Ausführung gewankt hätte. Das Eis war gebrochen, die Hinderniſſe ſchon aus dem Weg geräumt, der Sieg über den Aberglauben gewiß; die Preſſefreiheit wirkte bereits Wunder . . . aber die Brabanter Revolution machte ihn ſchüchtern, er ſah, daß ein Despot Pfaffenmitwirkung bedarf. Die franzöſiſche Revolution ſchreckte ihn, die argliſtigen, wohlinſtruierten Reichtväter malten ſeinen wankenden Begriffen die Teufel ſchwarz, und er geriet ſelbſt in den tiefſten Schlamm des Fanatismus. Indeffen hätte der Staat große Summen durch Aufhebung vieler Klöſter gewonnen, wenn die hierzu gebrauchten Kommiſſarien ehrliche, uneigennützig Leute geweſen wären. Seine unbedachtſam angefangenen Kriege verſchwendeten aber dieſes Geld doppelt, und ſeine wirklich koſtſpieligen Reiſen, die weder ihm noch dem Lande nützten, vereitelten alles und machten die Kaſſen leer. Seine Liebeshändel koſteten ihm wenig, weil er ganz gemeinen Dirnen wenig zahlte. In Paris und Venedig allein wurde er von ihnen geſchröpft. Dagegen richteten ihn veneriſche Krankheiten zugrunde, die ihm den ſchmerzhaftesten Tod und ein zu frühes Grab verurſachten.

Sein Wille war übrigens gut, ſeine Länder glücklicher zu machen und alle eingeriſſenen Mißbräuche in allen Fächern zu verbessern, aber er überſchnellte alles, türmte Befehle auf Befehle, verdaute die Entwürfe ſchlecht, war zu kurzſichtig in der Überlegung, voreilig im Gebieten, unentſchieden in ſeinem

Betragen, undeutlich und zweideutig in seinen Ausdrücken, nie mit sich selbst einig, fragte erst um Rat, wenn der Befehl schon ergangen war, dann folgten die Auslegungen und bald darauf der Widerruf. Bervielfältigte undeutliche Gesetze sind aber die scharfen Merkmale eines schwachen Gesetzgebers, und hiervon ist sein Gesetzbuch, das ein Rabulist zusammenstoppeln mußte, das sicherste Merkmal. Was ihn noch mehr zum Wankelmuth bewegte, war seine Neigung zu Verleumdern und Ohrenbläsern. Ganz Wien und Ungarn war mit bezahlten Rundschaftern überschwemmt, und der redlichste Mann konnte durch sie unglücklich werden, auch die niederträchtigsten Huren wurden hierzu gebraucht, und in seinem geheimen Umgange fand man weder gelehrte noch große und aufgeklärte Männer.

Betrogen wurde er bei aller seiner gezeigten Schärfe mehr als keiner seiner Vorfahren, weil sich alles vereinigte, um seiner Leichtgläubigkeit die Augen zu blenden und ihn müde zu machen. Er schien ein Pfaffenfeind zu sein und kniete doch vor ihnen im Beichtstuhle. Er ließ in den Wallfahrtsorten die Opfer tafeln wegreißen und opferte selbst ein paar goldene Augen in Mariazell, wozu er sich verlobte, da er von einer Augenkrankheit genesen war.

Josef wollte geliebt sein und machte Nachtsprüche, er wollte gerecht scheinen und strafte ungerechte Richter nie, er wollte ein guter Wirt sein und verschwendete den öffentlichen Schatz willkürlich durch Eigensinn. Er wollte die Industrie befördern und hat sie vernichtet, er wollte die innere Einrichtung im Staate verbessern, beleidigte alle Stände, verursachte Mißvergnügen und Unruhe und fing zu so ungelegener Zeit den Türkenkrieg an, dessen Folgen alle seine Entwürfe vereiteln mußten.

Er wollte gerecht scheinen, ohne es wirklich zu sein, belohnte nicht gerne und strafte willkürlich, begnadigte nie und verschärfte die Urtheile der Unglücklichen ohne Beobachtung der Gesetze, er hatte natürlichen Verstand, den er nicht anzuwenden

wußte, war abergläubisch und wollte über die Vorurteile erhaben erscheinen. Kurz gesagt: Er war, im wahren Lichte betrachtet, ein ganz besonderer Mann. Wirklich klüger als seine Vorfahren und hat dennoch alles so in Verwirrung gebracht, daß der gänzliche Umsturz der österreichischen Monarchie erfolgen mußte, wenn er nur ein halbes Jahr länger gelebt hätte, und nicht einen sanftmütigen, schlaunen und arbeitsamen Nachfolger hatte, der noch alles zu rechter Zeit zu vermitteln und die Reichenbacher Konvention zu bewirken vermögend war. Ubrigens entfernte Josefs höhniischer Blick und seine beißende Spötterei jeden Menschenkenner und Physiognomisten von allem Vertrauen. Sein Gedächtnis war stark, er hatte viele Sprüche, Bonmots und bei Gelegenheit anwendbare Worte auswendig gelernt und studierte abends an denen, welche er am folgenden Tage anbringen wollte, um gelehrt und witzig zu erscheinen. Und als Monarch wußte er die Unterredung dahin zu lenken, wo er sie anbringen konnte, um bewundert zu werden<sup>1)</sup>.

Jeder Fremde, der ihn nicht kannte, erstaunte über seine großen Kenntnisse in allen Fächern. Wer aber in das Gründliche forschte und Wirklichkeit suchen wollte, der fand nur Oberfläche, im Grunde aber ein Chaos<sup>2)</sup>. Er brach sodann die Unterredung kurz ab, um seine Schwäche zu verdecken. Deswegen haben auch alle seine Projekte scheitern müssen, deswegen gelang auch die Nachäffung des großen Friedrichs so übel, daß er den Kennern zum Gespötte dienen mußte.

Ich habe in den ersten Jahren, da ich ihn noch nicht kannte, sehr viel für ihn getan und gearbeitet.

1) Casanova schreibt in seinen Memoiren: „Der hohe Herr hatte eine Leidenschaft fürs Erzählen, und er erzählte in der That hübsch und wußte die Einzelheiten einer Anekdote geschickt auszuschnücken, aber er wollte durchaus seine Zuhörer lachen sehen, denn wer nicht zu seinen Späßen lachte, war in seinen Augen ein Dummkopf . . .“

2) Casanova sagt desgleichen: „Er wußte etwas, aber seine eingebildeten Kenntnisse zerstörten die, die er wirklich besaß.“

Er wußte, daß ich bei dem verstorbenen Landgrafen von Hessen-Kassel in Kredit stand, und trug mir auf, ich sollte suchen, den General Schlieffen<sup>1)</sup>, den er als Finanzier brauchen wollte, in seine Dienste zu bringen. Meine Antwort war:

„Der Landgraf war mein Wohltäter, da er Gouverneur in Magdeburg war. Ich kann an ihm nicht wie ein undankbarer Schurke handeln. Ev. Majestät haben mich nicht an seinem Hofe akkreditiert, und ein Spion und Menschenräuber will ich nie sein.“

Als ich von Berlin zurückkam, wollte er von mir die Namen der Brabanter und ungarischen Deputierten wissen, die daselbst Schutz suchten. Ich sagte, daß ich nichts davon wisse . . . Er glaubte mir nicht, sah, daß ich kein Denunziant, kein Kundschafter wäre, und sein Blick verriet mir, was er dachte.

Ich sollte im bayerischen Kriege, wie ich bereits gesagt habe, ein Korps errichten und mein Vaterland plündern.

Ich schlug den Antrag trocken ab und vermehrte sein Mißtrauen. Als ich die Berliner Pension vor fünf Jahren vom jetzigen Monarchen erhielt und auch annahm, zeigte er mir bei aller Gelegenheit Unwillen und Verachtung, so daß ich schon damals entschlossen war, seine Staaten auf ewig zu verlassen, wenn er nicht gestorben wäre.

Meine ungarische Reise im Jahre 1787 und die glänzende Art, wie ich von der Nation aufgenommen und geschätzt wurde, besonders da er wußte, daß ich Millionen in Ungarn zu suchen hatte und in Berlin so viele Distinktion und Achtung fand, verdoppelte meine Gefahr bei einem Fürsten, der lieber strafte als belohnte und reine Bürgertugend bei keinem beleidigten Manne vermutete. Man weiß aber jetzt überall, daß ich ein ehrlicher

1) Graf Martin Ernst Schlieffen, deutscher Staatsmann, Hessen-Kasselscher Generalleutnant und Staatsminister, später in preussischen Diensten, unter anderm Gesandter in London, geboren 1732, gestorben 1825.



Mann auf beiden Seiten blieb und die füzlichste Rolle mit Ehre und Achtung, mit Hintansetzung aller meiner eigenen Vorteile und rechtmäßigen Privatfache gespielt habe, und das ist mein Lohn.

Josef liebte Verleumder und Kundschafter, desto mehr wurde er betrogen. Er bezahlte sie gut, und mancher rechtschaffene Mensch wurde hierdurch unglücklich. Seine Vertrauten waren schlechte, niederträchtige Kerle, mit denen er sich stundenlang unterhielt. Der berühmte sogenannte Hundsmichel<sup>1)</sup> und ein Hauptspizbube, namens Grossing<sup>2)</sup>, und andere ihresgleichen,

1) Dieser „Hundsmichel“ ist eine sehr mysteriöse und interessante Figur aus Josefs Umgebung, er war der maître de plaisir des Kaisers, und sein Haus befand sich gleich neben der Staatskanzlei in der Löwelgasse. Noch in den zwanziger Jahren wurde es allgemein das „Hundsmichelhaus“ genannt. Der eigentliche Name dieses Mannes war Michael Pichler, und im Hoffchematismus von 1789 ward er als zweiter k. k. Kammerlakai bezeichnet. Seine eigentliche Funktion geht aus einem handschriftlichen Pamphlet hervor, das in der Wiener Stadtbibliothek (5683 J) aufbewahrt wird und sich „das Leichenbegängnis Josefs II.“ betitelt. Darin gehen hinter dem Sarg des Kaisers als Allegorie der Wohltätigkeit die zwei kaiserlichen Kammerdiener Strack und Meyer, sodann der sogenannte Hundsmichlerl. „Diesem folgen viele junge wohlgestaltete verehlichte und ledige Weibspersonen von allen Ständen und Charakter und ohne allen Rang mit verschleiertem Gesicht. Sodann folgt ein Bild. Stellet vor einen Traueraal, der ganz mit schwarzem Tuch behangen ist, wo diese unglücklichen und nunmehr gänzlich verlassenen Geschöpfe durch den Kammerdiener Meyer und den Hundsmichlerl nach Möglichkeit getröstet werden.“ — Herausgeber dieses hat sich mit dieser kuriosen Persönlichkeit in einem noch ungedruckten Artikel ausführlicher beschäftigt.

2) Es handelt sich um den merkwürdigen Literaten und Abenteuerer Josef Edl. v. Grossing, 1751 in Ungarn geboren. Er war ein Mann von Kenntnissen, Talent und Tätigkeit, die er aber nicht selten mißbrauchte. So kam es, daß Kaiser Josef ihn in seinem Kabinett anstellte, ihn jedoch als einen unzuverlässigen Diener entfernte. Wegen verschiedener politischer Vergehen wurde Gr. längere Zeit interniert und zog sich schließlich nach Graz zurück, wo er literarisch tätig war

waren seine geheimen Referenten, die er allergnädigst zum Zeitvertreibe prügelte, bald aber wieder herzlich küßte und zum Kuppeln brauchte.

Genug nunmehr und mehr von diesem Herrn gesagt, als ich sagen wollte. Mich hat er mit schwarzem Undank belohnt, nichts gehalten, was er mir versprach, und auch meinen Kindern nichts Gutes getan, meine Rechte ungestraft kränken lassen, mir aber durch falsche Vorspiegelungen 24 Lebensjahre geraubt, welche ich sicher in anderen Staaten besser für mich benutzt hätte.

Nun will ich auch die versprochene treue Schilderung eines Wienerischen Justizkollegiums hier anbringen, wozu ich Beweise und legale Dokumente in Händen habe.

Das *Judicium militare mixtum*, eine vom Hofkriegsrathe abhängige Stelle, war mein Forum competens, weil ich die Uniform trug, und bestand aus Militärpersonen und Regimentsräthen oder Justitiarien.

Der Präsident war der Fürst Karl Lichtenstein, ein edel-fühlender und gerechter Herr, der aber nur sehr selten den Rat besuchte. In seiner Abwesenheit präsierte der achtzigjährige Greis General Faber<sup>1)</sup>, ein wahrer Menschenfreund und rechtschaffener, auch geschickter Mann. Er war aber Invalide und von Wunden so übel zugerichtet, daß er den größten Teil des Jahres von der Gicht gefoltert im Bette liegen mußte, folglich erschien er selten. Dann präsierte der General, Baron Resporn<sup>2)</sup>, ein ehrlicher Mann, der aber die Rechte nicht studiert

und 1830 starb. Eine Studie über diesen merkwürdigen politischen Abenteuerer, der ebenso interessant wie sein Bruder Franz Rudolf ist, wäre sehr erwünscht.

1) Wolfgang Christian Faber du Four, Feldzeugmeister, geb. um 1710, gest. zu Wien am 23. Mai 1793 (s. Megerle, *Memoabilien* S. 286).

2) Freiherr Franz Joseph von Resporn, Generalfeldwachtmeister (s. *Staats-schematismus* v. 1788), seit 1764 Freiherr (s. Megerle, *Adelslexikon* S. 62).

hatte und gegen die zankenden Rabulisten den Mund nicht öffnete, weil er gleich überstimmt wurde. Er saß als ein friedliebender Mann demnach im Räte ganz untwirksam und widersprach selten, weil er der einzige Soldat in demselben war, hatte auch nur eine Stimme. Die sogenannten Justitiarien oder Rabulisten waren folgende: Herr Regierungsrat Cetto Edler von Cronstorff war der Wortführer und erster Referent. Dieser Mann war in ganz Wien öffentlich als der größte Spitzbube und Rechtsverdrehler bekannt, der lieberliche Streiche und Falsa machte, alles im Hurenleben verschwendete und Weib und Kinder darben ließ. Er hatte aber eine schöne Tochter, die dem Kaiser Besuche abstattete, hierdurch saß er als Referent in der Gerichtsstelle. Fürst Lichtenstein, ein unmaßiger Liebhaber des schönen Geschlechtes, schützte ihn auch aus ebender Ursache und hat dreimal seine Schulden bezahlt, auch zweimal ihn vom Galgen errettet, um seine unglückliche Familie zu retten. Dieser böse Mann regierte damals die ganze Stelle, weil er Arglist, Maulwerk, Vortrag, Justizpraktik im vollkommensten Grade besaß und ein vortrefflicher Referent gewesen wäre, wenn er ein ehrlicher Mann hätte sein können. Der andere war ein gewesener Auditeur, namens Dembscher<sup>1)</sup>. Dieser Mann war nicht reich genug, um seine Hausverschwendung zu bestreiten, er benutzte eine schöne Tochter, welche der Jude Wezlar<sup>2)</sup> geschwängert hatte und unterhielt. Sein Haß gegen mich war unbegrenzt, weil er als Fanatiker Gott ein Opfer zu bringen glaubte, wenn er mich als Ketzer verfolgte. Er war in einer Gerichtssache mein Referent, las sein Referat

1) Johann Baptist v. Dembscher, Hofrat beim Hofkriegsrat (s. Staatschematismus v. 1788).

2) Freiherr Karl Abraham von Wezlar war der bekannte „rechtschaffene Freund“ Mozarts, er stammte aus einer jüdischen Familie, machte sich als österr. Armeelieferant viel Geld und spielte gern den Mäzen. Sein Tod erfolgte im Jahre 1799.

im Räte vor. Es wurde gut geheißen, und er unterschob ein anderes, ganz widriges. Da dieses von der Oberstelle dekretiert erschien, erkannte es kein Beisitzer für das vorgelesene. Es war schändlich und ehrenrührig gegen mich und meinen Agenten, namens Dorfner<sup>1)</sup>. Es mußte uns zugestellt werden. Ich schrie laut um Gerechtigkeit, und mein Agent forderte öffentliche Satisfaktion. Er erhielt sie auch, weil es geschehen mußte, und Dembscher bat ihn um Verzeihung. Ich aber erhielt gar keine, und das Urteil wurde zu meinem größten Nachteil vollzogen.

Jetzt sitzt ebendieser Mann als Hofrat und Referent im großen Hofkriegsräte, und Gott behüte mich, jemals in demselben Gerechtigkeit für mich zu suchen.

An seine Stelle trat der Regierungsrat Baron Waldstätten<sup>2)</sup>. Dieser Mann, der arm war, hatte seine Frau dem reichen Lieferantensohn, Baron Krechtler<sup>3)</sup> genannt, ordentlich verpachtet. Er unterhielt sie und das ganze Haus, gab dem Manne jährlich 6000 fl. Rekreatiionsgeld und lebte öffentlich mit ihr als seiner Mätresse. Er starb vor zwei Jahren und hinterließ ein Vermögen von mehr als zwei Millionen der dreijährigen Tochter dieser Mätresse, die er von seiner eigenen Fabrique glaubte und die dennoch den Namen des Verpächters führt.

Ob aber ein solcher Mann, der so niederträchtig mit seinem Weibe wuchert, in den ehrwürdigen Richterstuhl gehöre, ob von ihm Gerechtigkeit zu erwarten sei, da er ohne Ehre lebt

1) Karl August Edler v. Dorfner, Hofkriegsagent (s. Staats-schematismus v. 1788).

2) Freiherr Josef von Waldstätten (s. Staats-schematismus v. 1788 S. 128), geb. 1758, gest. 1825 als k. k. niederösterreich. Appellationsrat.

3) Vielleicht identisch mit Freih. Johann Georg v. Krechtler, Generalfeldwachmeister, geb. am 1729, gest. zu Karlsbad 1788 (s. Monatl. Tagebuch, 1788, S. 131), seit 1750 Freiherr. Vielleicht auch ein Sohn desselben.

und sein Eigennutz erwiesen ist, dieses überlasse ich dem Urtheile meiner Leser, und besonders dessen, welcher seine Räte für Justizstellen wählt.

Der Sekretär in diesem Kollegium, eines arglistigen Advokaten Sohn, namens Edler von Füllenbaum<sup>1)</sup>, dirigierte das ganze Kollegium und sprach mehr im Räte als alle Beisitzer, weil er mit Cetto gemeinschaftliche Sache machte, mit ihm negociierte und alle Beute teilte. Fürst Lichtenstein protegierte ihn besonders, weil seine schöne Frau ehemals seine Mätresse war. Füllenbaum zeigte sogar jedermann seinen ältesten Sohn mit Stolz als einen Sohn des Fürsten, dem er vollkommen ähnlich war, und versicherte, der Fürst habe ihm als Taufzeuge 300 Dukaten geschenkt.

Cetto, der Bösewicht, arbeitete mit ihm gemeinschaftlich und verschaffte ihm die besten Kuratelen, bei denen sie sich beiderseits mästeten.

So wurde mir auch durch Cettos Anordnung ebender Füllenbaum zum Fideikommisskurator ernannt, der mir binnen zwei Jahren mehr als 4000 Gulden aus dem Beutel schröpfte und noch dreimal mehr Schaden verursachte.

Hatte Cetto etwas für mich zu referieren, so blieb die Sache liegen, bis ich dem Füllenbaum 50 Dukaten oder eine Kiste Champagner behändigte, um den Herrn Referenten zur Beschleunigung aufzumuntern. Der Raub wurde sodann unter ihnen brüderlich geteilt.

Wie es den armen Pupillen bei solchen Kuratoren ergeht, will ich hier erklären.

Der Herr Kurator legt alle Jahre seine Rechnung ab und übergibt sie im Räte. Dann erhält sie ein Cetto zum Revidieren und Referieren, folglich ist der Kurator immer gepriesen und vom ganzen Kollegium absolviert.

1) Ferdinand von Füllenbaum, seit 1792 Appellationsrat (s. Megerle, Memorabilien S. 138).

Ein in ganz Wien bekanntes Beispiel.

Eine Offizierstochter, ein schönes Mädchen, stand unter Kuratel mit 16 bis 20 000 fl. Vermögen. Der Herr Kurator verstand sich mit einem Bagabunden, der sich für einen Grafen ausgab, eigentlich aber ein Montenegrinerräuber und ein abscheulicher Kerl war. Der Herr Kurator war mit ihm einig, und der Heiratskontrakt wurde unter ihnen geschlossen, der Braut auch ein großes Gegenvermächtnis bestimmt. Diese wurde nun nebst der rechtschaffenen Mutter nach Wien vor Gericht zitiert. Die ehrwürdige Frau widersprach der Heirat, forderte Sicherheit für ihr einziges Kind mit aller möglichen mütterlichen Beredsamkeit. Die Tochter tat ebendas, warf sich auf die Knie und erklärte, daß sie unmöglich einen so barbarischen Mann heiraten könne. Nichts half . . . nichts erregte Erbarmen. Cetto drang durch, die Heirat wurde gerichtlich dekretiert. Der Bräutigam empfing aus Cettos und des Kurators Händen das Kapital, gewiß nicht ohne merklichen Abzug, und reiste schleunigst mit seiner Frau nach Ungarn. Hier lebte er drei Monate mit ihr bei oft wiederholten Karbatschstreichen in prächtiger Livree, von seinem Raubgesindel bedient. Endlich ließ er sie nackt und bloß, schwanger und ausgeplündert sitzen und flüchtete aus dem Lande.

Nun erschien die Mutter in Wien, schrie laut um Gerechtigkeit und Erbarmen, nichts half. Sie floh zum Kaiser. Dieser schickte nach Wiener Brauch die Sache ad referendum an ebendie Gerichtsstelle, wo die Schandtath begangen war. Man kann sich leicht vorstellen, was diese referierte, um sich zu rechtfertigen. Der Kurator ward gerichtlich absolviert und gegen alle Klage hierdurch gedeckt, der Monarch wurde betrogen, und wehe dem, der eine Gerichtsstelle anzugreifen wagt! Der Monarch muß ihr glauben, und alle Rettung blieb verloren. Die weinende Mutter wurde noch dazu als eine frevelnde Klägerin

vom Kontrollorgange<sup>1)</sup> getrieben, ihre Bittschrift vor die Füße geworfen, und die unglückselige, schwangere Tochter lebt jetzt im tiefsten Elende. Ich selbst gab ihr ein Almosen zum Kindebette. Noch ärger!

Sie hatte noch 1000 fl. anliegen, die dem Bräutigam nicht gleich konnten bar erlegt werden, weil sie nicht sogleich eingezogen werden konnten. Sie warf sich vor dem Gerichte auf die Knie und bat um ihr Geld zur Unterstützung. Der infame Kurator protestierte aber und sagte, ihr Taufschein sei falsch, und sie sei noch nicht majorenn. Cetto fiel ein und sagte, dieses Geld gehöre dem Kinde und nicht ihr. Und sie erhielt keinen Groschen. Dies dekretierte ebender Mann, der nicht sagte, daß sie noch nicht majorenn sei, da er ihre Person und ihr ganzes Vermögen einem Spizbuben übergab. So verfährt man in Wien mit Pupillen, und ich selbst mußte noch mit meinem sechzigsten Jahre ihr Pupille sein und mich von solchen Kerlen chikanieren lassen.

Nun muß ich folgenden Prozeß umständlich bekanntmachen, um dem Monarchen selbst, falls er dieses liest, die Augen zu öffnen. Akta und Probata liegen in Wien bei dem Herrn Hofagenten von Weyrauch<sup>2)</sup>, der ihn mit so viel Ehre für mich führte und wirklich gegen die Gerichtsstelle gewann. Ich erzähle den Fall, wie er öffentlich in den Akten erwiesen ist.

Ich lebte damals in der Reichsstadt Aachen mit meiner Familie und bezog meine Pension von der Kriegskasse in Brüssel.

Nun schickte ich meine Quartalsquittung dahin, um mein Geld zu erheben, erhielt aber zur Antwort, meine Pension sei

1) Auf dem sogenannten Kontrollorgang in der Hofburg nahm der Kaiser die Bittgesuche entgegen.

2) Gottfried Jakob Weyrauch, (s. Staatschematismus v. 1788), beliebter Wiener Rechtskonsulent, auch Casanova und Graf Waldstein waren seine Klienten.

vom Hofkriegsrathe in Wien mit Beschlag belegt wegen eines Wechselbriefes von 700 fl. Kapital und 21 jährigen rückständigen Interessen, die ich nach abgeführtem Prozesse zu bezahlen verurteilt sei.

Nun mußte ich positiv, daß ich keinem Menschen auf Erden etwas schuldig wäre, ich hatte auch kein Wort vom Prozesse gelesen noch gehört . . . Ich kenne Wien, die Sache kam mir wunderbar vor, sie kitzelte zugleich meine Ehrliche. Ich nahm also Extrapost und fuhr 130 Meilen nach Wien. Hier erfuhr ich nun sogleich, daß ein sicherer Agent Bussy, ein Handlanger des Hofrates Cetto, einen Wechselbrief von 700 fl. de dato 1753 gegen mich eingeklagt haben sollte, welcher an einen sicheren Fleischmann ausgestellt war, der vor fünfzehn Jahren wegen Schelmstücken und Fälschungen hätte sollen gehängt werden.

Der Prozeß war förmlich bei dem *Judicio militari mixto* abgeführt worden und sogar mit falschen Postscheinen aus Lachen belegt, so daß ich in *optima forma in contumaciam* zur Zahlung verurteilt wurde. Cetto war im Gericht der Referent und mit Bussy einverstanden, er selbst hatte den falschen Wechsel gemacht und immer falsch berichtet; hieraus entstand die Möglichkeit eines erschlichenen Urtheils, welches auch bereits auf ebendie Art im großen Kriegsrathe bestätigt worden.

Noch hat man kein Beispiel in Wien, daß eine solche Sentenz der oberen und unteren Stelle jemals kassiert wurde, noch widersprochen werden konnte.

Ich war meiner Sache sicher, forderte aber doch meinen Wechsel zurück. Dieses wurde mir mit Grobheit abgeschlagen, unter dem Vorwande, es wäre mir ja das *vidimus* zugeschiekt worden, ich hätte aber geschwiegen, und nunmehr wäre es *res judicata*.

Ich ging zum Kaiser Josef, schrie laut über öffentliche Filoustreiche und bat um *restitutionem in integrum*. Er



war aufgebracht, daß ich den Hofkriegsrat eines Falsi anklage. Ich beharrte aber auf meinem Recht und erbot mich zur öffentlichen Infamie, falls ich es nicht beweisen würde. Hier stützte er, dekretierte mir wirklich die restitutionem in integrum und wünschte mir Glück. Nun suchte ich einen Advokaten, keiner wollte mir aber gegen zwei Gerichtsstellen in puncto doli et falsi dienen, um sich nicht verhaft zu machen. Endlich fand ich den redlichen Hofagenten Weyrauch. Dieser sah sogleich den Betrug, kannte die Manipulation des Cetto und übernahm den Prozeß. Er trat nunmehr im Räte mit der Revisionschrift auf; Cetto schimpfte und lästerte, warf ihm die Schrift als eine Beleidigung der Gerichtsstelle vor die Füße und wollte ihn mit der Drohung schrecken, daß er in Eisen und Banden bei dem Profossen sitzen werde, wenn er einen so boshaften Prozeß übernehme und nicht gewinne. Weyrauch blieb standhaft. Und nun forderte er zuerst die Rekognitionstagsatzung des Wechsels und die Vorbringung des Originals im versammelten Räte. Nun wußte man, daß ich Frau und Kinder in Aachen hatte, folglich wegen ungeheurer Unkosten nicht in Wien bleiben konnte. Deswegen geschah erst nach sechs Wochen, was in einer so dringenden Sache in drei Tagen hätte dekretiert werden sollen. Endlich wurde die Tagsatzung angeordnet. Ich erschien selbst; anstatt des Originalwechsels erschien aber nur die vidimierte Kopie aus der Registratur.

In der Folge dieses Prozesses ist in actis et probatis erwiesen, daß der bestochene Registrator wirklich ein falsches Vidimus ausgefertigt hatte. Dieses wurde legaliter behauptet, blieb aber in der Sentenz ungeahndet.

Mein Agent drang nun auf die gesetzmäßige Vorweisung des Originalwechsels, um die Fälschung zu erweisen. Es hätte gleich geschehen sollen, aber Cetto verzögerte diese Tagsatzung noch zwei Monate. Der Kläger erschien nicht. Uebermals sechs Wochen Erstreckung. Endlich erfolgte die Vorweisung.

Bei dem ersten Anblicke stuzten alle Richter. Der Wechsel war an drei Orten im Datum und in der Summe so radiert, daß das Papier durchlöchert war.

Unten stand eine fremde Hand, welche die empfangenen Interessen im Oktober 1754 bescheinigte. Ein Pfaff, ein Wienerischer Beichtvater, schwur einen Eid, daß er selbst dabei gestanden wäre, als ich das Geld gezahlt hätte. Und mein Agent erwies, daß ich zur Zeit dieser Unterschrift schon fünf Monate im Magdeburger Gefängnisse saß. Wenn man den Wechsel gegen das Licht hielt, so sah man deutlich, daß es mein Wechsel von 100 fl. war, woraus man 700 gemacht hatte. Die geschriebene Eins war noch zu erkennen und sieben war darüber geschrieben, und das eigentliche Datum war 1751, welches auch mit dem mir vorgelegten Rechnungsbuche der Administration übereinstimmte, wo der Wechsel an Fleischmann per 100 fl. bezahlt war. Alles dieses zeigte sich ohne Widerspruch in der ersten Kommission offenbar. Jeder sagte nun: „Der Wechsel ist verfälscht, null und nichtig . . .“ — Hier fing nun Cetto an, mit aller Beredsamkeit zu perorieren und behauptete, die Sache sei zu wichtig, um so schlechterdings die Richter eines Irrtums zu beschuldigen. Der von ihm schon instruierte Bussy erbot sich, Zeugen herbeizuschaffen, und es wurde dekretiert, daß diese wichtige Sache in einen förmlichen Prozeß eingeleitet werden sollte. Hierdurch hoffte Cetto Zeit zu gewinnen, weil er wußte, daß ich nicht in Wien bleiben konnte, und mit dem Agenten glaubte man durch neue Fälschungen schon fertig zu werden.

Was war nun zu tun? Ich mußte meinen Agenten bevollmächtigen und unverrichteter Sache nach Aachen reisen, nachdem ich acht Monate allein wegen derselben in Wien gelegen hatte. Sichtbar ist aber diese infame Gerichtsprozedur, da acht Monate verfloßen, ehe die erste Tagsatzung zustande kam.

Der Schlüssel des Rätsels ist eigentlich dieser:

Als ich die unglückliche Reise im Jahre 1754 nach Danzig machte, hinterließ ich in Ungarn bei dem Regimente meine schöne Equipage und alle meine Schriften. Als ich aber nach zehn Jahren zurückkam, fand ich nur noch einen Leutnant am Leben; Oberst, Quartiermeister und alle meine Kameraden waren tot oder verabschiedet. Nie habe ich erfahren können, wohin meine Equipage geraten war, und es hieß, meine Schriften wären nach Wien an den Hofrat Hüttner geschickt worden. Dieser wollte aber gar nichts davon wissen. Von Mißmut gereizt, verließ ich Oesterreich und lebte vierzehn Jahre in Aachen, wie bereits in meiner Geschichte erzählt worden. Nun müssen meine Schriften durch Zufall oder Ränke in des Cetto Hände geraten sein. Hier fand er den Wechsel per 100 fl., den ich zu kassieren vergessen hatte, und machte die Fälschung, benutzte meine Abwesenheit, brauchte zum Mitwerkzeug den Agenten Bussy, der ihn einlagern mußte, er selbst war der Referent und hatte den ganzen Spitzbubensstreich gespielt, um die Beute mit ihm zu teilen. Die Akten selbst erweisen dies deutlich, und da der Anschlag mißlang, mußte Bussy durchgehen, um den Kollegen nicht zu verraten.

Merkwürdig ist noch dieses:

Als ich im Magdeburger Arrest saß, wurde per edictum ad valvas veröffentlicht, daß alle, die von mir etwas zu fordern hätten, sich binnen Jahresfrist sub poena praeclusi melden sollten. Dieser Wechsel ist aber nicht vorgekommen, folglich war er eo ipso annulliert und gar nicht klagbar, wenn er auch nicht verfälscht gewesen wäre. Der Besitzer hätte auch gewiß nicht 21 Jahre gewartet.

Nun mußte ich abreisen, und der Prozeß wurde schriftlich betrieben. Drei Jahre verflossen trotz allem Eifer meines Agenten; tausend Schikanen fielen vor, um das Ende hinauszuziehen, und ganze Ballen Papier wurden beschrieben, sichtbar falsche Juramente gestattet und alles angewendet, um mich

müde zu machen. Endlich war Cetto im Räte aufgetreten und hatte erklärt, die Sache sei zum Spruche reif, und ich habe freventlich über Unrecht geklagt.

General Faber, der Präsident, war aber ein redlicher Mann und sah den ganzen Betrug offenbar. Er befahl also, da der Monarch ihm diese Sache als besonders wichtig aufgetragen habe, so müßten zuvor die Akten bei allen Räten zirkulieren. Hierdurch gewann er Zeit, daß ich eiligst nach Wien kommen und des Cetto Ränken entgegenarbeiten konnte, weil er so großmütig war, mir die Gefahr zu melden. Ich eilte demnach zum zweiten Male nach Wien und fand des Agenten Weyrauch's geführte Beweise so klar, daß mein Sieg nicht fehlen konnte. Meine unerwartete Gegenwart erschütterte die Betrüger. Ich tat alles in der Welt zur Beschleunigung, und nun hielt Cetto sein Referat vier Monate zurück.

Endlich erfolgte der Spruch:

„Ich sei von der Klage los und ledig, weil der Kläger während meines Arrestes die Zeit verschlafen hätte.“

Wider dieses Urteil protestierte ich förmlich, was der Richter am ersten Tage der Einklage gesetzmäßig hätte tun sollen, und erklärte, daß ich dieses Recht gar nicht für mich genießen und zahlen wolle, falls man erwiese, daß ich die 700 fl. jemals erhalten habe. Ich forderte also ausdrücklich *ex capite doli et falsi* das Urteil, weil beides in *actis* erwiesen war.

Ich ging zum Monarchen und erzählte ihm den Vorgang. Er wünschte mir Glück zum rühmlichen Siege. Die große Theresia wünschte mir auch Glück und fragte, wie der Fälscher Bussy bestraft worden wäre, weil alles eigentlich auf ihn und der Verdacht nur auf Cetto fiel. Ich antwortete, dieses wäre des Richters und nicht meine Sache . . . Die Monarchin lobte meine Enthalttsamkeit und schien Mitleid mit mir zu haben. An ebendiesem Tage aber fand mein Gegner Protektion durch eine Kammerdienerin und erhielt das Dekret:

„Dem Agenten Bussy wird die Appellation und Revision dieses Prozesses bei der oberen Instanz bewilligt und soll derselbe wegen seiner Armut von allen Tax- und Gerichtskosten frei sein.“

Nun ging der Prozeß von neuem an. Ich mußte wieder ungeendigter Sache mit schweren Kosten nach Hause reisen, und der Handel dauerte noch 14 Monate. Dann kam ich zum dritten Male nach Wien. Das Urtheil wurde gesprochen. Ich gewann den Prozeß. Der erste Spruch wurde kassiert und der Arrest meiner Pension aufgehoben, die fünf Jahre durch zurückgehalten wurde, ohne daß jemand fragte, ob ich mit meinen Kindern zu leben hätte. Der Agent Bussy ging durch und flüchtete von Wien, und dieser Prozeß wegen 700 fl., den ich gewann, kostete mir samt Reisekosten bei 4000 Gulden Unkosten. So führt man Prozesse in Wien. Etto war bekannt, aber nicht gestraft, und wenn ich nicht so eifrig gearbeitet, so viele Stützen bei ehrlichen Leuten gefunden hätte, so würde ich Ehre und Geld sicher gegen zwei wider mich empörte Gerichtsstellen verloren haben. Indessen machte die Sache viel Lärm in Wien. Die Richter aber, die ich öffentlich beschämt hatte, wurden alle meine ärgsten Feinde, und ihre Nachfolger sind es noch, weil noch immer einige von den Alten dabei sitzen, die ich zuschanden machte, und diese schämen sich, daß sie damals zur Unzeit geschwiegen und offenbare Ungerechtigkeit mit offenen Augen nachgesehen hätten. Man gab mir den Titel eines unruhigen Kopfes, der sich erfrecht, ganze Gerichtsstellen anzugreifen, und Etto blieb noch 13 Jahre Referent in ebendem Kollegium.

Dieser suchte und fand Rache. Er ordnete mir zur Schikane einen Fideikommisskurator an und wählte dazu den Sekretär Edlen von Füllenbaum, der in allen dergleichen Fällen sein treuester Mitarbeiter war. Diese Bösewichte haben mich auch in der Folge so barbarisch geschoren, so grob mißhandelt,

daß jedermann, dem alles bekannt wäre, über meine Geduld erstaunen müßte. Man kennt mich gottlob in ganz Europa, nun urtheile man, wie mir zumute war, als ein stäupenswerter Bösewicht, der in der Folge auch wirklich im Zuchthause starb, Gewalt behielt, einem Manne meiner Gattung einen Kurator anzuordnen, der nicht besser war als er, und die ganze Gerichtsstelle sprach zu solchen Infamitäten Ja und Amen.

Bald nachher zerschlug der Hagel meine Felder zweimal total. Ich konnte die Kontribution nicht bezahlen, der obbemeldete Prozeß hatte mich ausgesogen, und ich forderte von meinem eigenen Gelde 6000 fl. zur Bezahlung des Landhauses.

Cetto und Konsorten, besonders Herr Dembscher dekretierten aber, ich sei ein mutwilliger Verschwender des Vermögens meiner Kinder, und das Gericht ordnete mir die Sequestration an. Cetto war beinahe bestimmt, als mein Sequester ernannt zu werden, als ich Mittel zur Zahlung mit 30 Prozent Verlust fand und der Bösewichter Anschläge vereitelte, mich durch anhaltende Schikanen endlich unwillig zu machen und endlich gar aus dem Lande zu treiben.

Gott! wie schrecklich sind deine Gerichte in den Wiener Justizkollegien! Ich sprach unter vier Augen mit dem würdigen Feldmarschalleutnant Faber vertraulich, der die Kerle genau kannte, und er gab mir seufzend zur Antwort: „Lieber Trenck, ich darf nicht sprechen. Der Monarch will es so haben. Sagen Sie ihm aber, er soll mich fragen, unter was für Spitzbuben ich im Rat sitzen muß, dann soll er die Wahrheit trocken erfahren.“

Ebendieselbe Antwort gab mir der Kriegspräsident, der redliche Feldmarschall Haddick<sup>1)</sup>.

1) Graf Andreas Haddick, geb. in Ungarn 1710, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus, wurde später Gouverneur von Transylvanien und Galizien, Feldmarschall und Kriegspräsident. Sein Tod erfolgte im Jahre 1790.

Der Vizepräsident, General Graf Caramelli<sup>1)</sup>, war mein Freund. Ich fragte ihn, wie er bei so groben Mißhandlungen im Räte schweigen und die ungerechtesten Urtheile gegen mich gutheißen könne. Seine Antwort war:

„Mein lieber Trenck, ich spreche im Räte nie für, sondern immer wider Sie, damit niemand merke, daß ich Ihr Freund bin.“ — So sprach ein Italiener, der allein für seinen Wanst lebte und dennoch präsidirte.

Nun muß ich noch einen dergleichen Prozeß bei diesem Iudicio militari erzählen, der mir selbst begegnet ist, den jeder mann in Wien kennt, und wo dennoch kein ehrlicher Mann zu vermitteln fähig war. Ich trage ihn so vor, wie er öffentlich erwiesen ist und der beste Monarch, der großmütige Leopold, ihn nicht abändern konnte. Hier ist er zum Scheusal der Wiener Justizverwaltung getreu, den Akten gemäß und ohne Rückhalt.

Ich kaufte im Jahre 1787 die Herrschaft Zwerbach in Niederösterreich und hatte sie von der Verkäuferin um 47000 Gulden erhandelt.

Da nun mein Vermögen gewaltsam zum Fideikommiß gemacht wurde, um mich desto mehr zu fesseln, und ich noch immer unter der Jurisdiktion des Iudicii militaris mixti stand, so spielte Cetto seine Rolle so, daß der von ihm gewählte Kollege gleicher Gattung den Befehl erhielt, diesen Kaufkontrakt als Kurator zu schließen. Gleich empfing die Verkäuferin 51000, folglich 4000 fl. mehr. Diese wurden unter ihnen geteilt, ich aber mußte schweigen, sonst wäre der ganze Kauf, den ich so sehr wünschte, vereitelt gewesen. Ich mußte ohnedies deshalb in Wien mit großen Kosten leben, weil Cetto und Füllenbaum mir Geschenke aus dem Beutel würgten und jedes Referat erkaufte werden mußte.

1) Graf Karl Caramelli, Hofkriegsrat und General der Kavallerie, geb. 1716, gest. 1788 zu Wien. (S. Staatschematismus v. 1788. S. 108.)

Wenn man in Osterreich eine Herrschaft kauft, so bleiben immer etliche tausend Gulden als Schirmungsgelder zurück, falls sich binnen zwei Jahren etwas findet, welches laut dem Anschlag nicht da ist, folglich nicht verkauft werden konnte. So blieben auf Zverbach 3000 fl. stehen.

Raum hatte ich das Gut angetreten, so fand der Verwalter eine Art von Gaben in den Untertansbüchern angeschrieben, die vom Landesfürsten einzutreiben verboten waren. Sie betrugten unter dem Titel: Genannte Gaben, jährlich 300 fl., folglich ein Kapital von 7500 fl., welches mir die Verkäuferin zu vergüten hatte.

Ich schickte nun die Bauern selbst in das Kreisamt, um mich daselbst zu verklagen und die Zahlung der genannten Gaben zu verweigern. Dieses sprach das Urtheil, daß sie dieselben mir fernerhin nicht bezahlen sollten. Nun fuhr ich nach Wien, nahm den Verwalter mit und erschien nebst meinem Agenten Dorfner coram Iudicio militari mixto, trug die Sache vor und forderte die Vergütung von der Verkäuferin.

Der Richter erste Pflicht, den Gesetzen gemäß, wäre nun gewesen, der Verkäuferin aufzutragen, daß sie mich schadlos halte und den Prozeß mit den Bauern ausführe. Man ließ uns aber abtreten, und Füllenbaum erhielt den Befehl als Kurator diese Sache auszumachen; dieser konnte nun, aus Furcht, von ihr verraten zu werden, nicht agieren, verzögerte also die Sache drei Jahre und ließ mich in contumaciam bei der Regierung verurtheilen, weil ich die in den Gesetzen bestimmte Frist von zwei Jahren versäumt und zu spät eingeklagt hätte. Nun eilte ich nach Wien, erschien vor dem Gericht, wo Cetto das Wort führte, trug vor, daß ich im ersten Jahre des Kaufes diese Sache gerichtlich anhängig gemacht habe, und bat um ein Kompaßschreiben an die Regierung mit dem Attestate, daß ich nichts versäumt habe, folglich ex capite contumaciae nicht verurtheilt werden konnte. Aber ach, die Richter sahen den Cetto



an, dieser leugnete die Kommission ganz und sagte, ich sei nie in hac causa vor Gericht erschienen; die Beisitzer schwiegen, und ich wurde abgewiesen.

Mein Verwalter erbot sich zum Jurament, daß er wirklich an diesem Tage Notdurft gehandelt und der gegenteilige Advokat Gorgan ihm und mir und dem Agenten Dorfner in pleno commissione widerstanden und 2000 fl. Vergleich angetragen habe. Nichts half, die Richter ließen nachsuchen, aber Füllenbaum und Cetto, die das Protokoll führten, hatten es gestohlen, und die ganze Kommission wurde geaugnet.

Ich eilte zu meinem Agenten Dorfner, der dabei Notdurft gehandelt hatte, und forderte von ihm das Zeugnis. Aber ach, dieser antwortete: „Lieber Baron Trenck, ich habe zwar die Beweise dieser wirklich vollzogenen Tagsatzung in Händen, aber Gott behüte mich, die Wahrheit gegen diese rachsüchtige Gerichtsstelle zu bezeugen, ich würde mir alles zu Feinden machen und alle meine künftigen Prozesse und Kuratelen verlieren.“ —

So geht es in Wien mit der heiligen Justiz.

Ich verlor also nicht nur die 300 fl. jährliche Einkünfte von meinen Untertanen, die ich mit 7500 Gulden Kapital bezahlt hatte, sondern mußte auch im vorigen Jahre der Verkäuferin die 3000 fl. Schirmgelder nebst Interessen und Kosten bis auf 7000 fl. bar mit Exekution ohne Barmherzigkeit bezahlen, folglich verlor das Fideikommiß wirklich 7500 fl., wofür eigentlich der Fideikommißkurator hätte sorgen und haften sollen; er blieb aber durch Protektion der Gerichtsstelle unbestraft. Cetto war indessen durch andere Schelmstücke endlich zur Strafe gezogen worden und starb im Zuchthause mit dem Besen in der Hand. Ich habe wenigstens 15000 fl. durch ihn schändlich verloren, bin zwölf Jahre hindurch von ihm barbarisch geschoren worden, und dieses hätte ich nicht erlitten, wenn der Monarch ihn bei dem ersten Prozesse, wo er den fal-

schen Wechsel gegen mich geschmiedet, gesetzmäßig hätte strafen wollen.

Nun erschien im vorigen Jahre der letzte schändliche Auftritt in dieser Sache. Die Verkäuferin drang auf ihre Zahlung und stufenweise auf die Exekution . . . Die Landrechte zeigten hierbei den höchstmöglichen Grad ihres Hasses gegen mich. Jedermann wußte, daß Zwerbach, für 51000 fl. gekauft, mir mit allen Kosten nebst der bar bezahlten Landmannschaft gegen 60000 fl. kostete. Man wußte im Landhause, laut intabuliertem Kontrakt, daß mein Gut im Werte von 80000 fl. verpachtet war, dennoch wurde wegen 3000 fl. Schirmgeld die gerichtliche Schätzung dekretiert, und all meines Protestirens unerachtet fuhren zwei Kutschen mit Extrapost und Kommissarien hinaus, schmausten daselbst sechs Tage herrlich auf meine Rechnung und machten mir 400 fl. mutwillige Unkosten, die meine Frau nebst 7200 fl. an die freventlich exequierende Verkäuferin bar bezahlen mußte. Das heißt in Wien Gerechtigkeit. Dergleichen Fälle habe ich gewiß daselbst zwanzig an mir selbst erlebt und erdulden müssen. Ich schrie laut, ich schrieb frei, ich nannte sogar einige privilegierte Rechtsverdreher mit Namen. Dieses erbitterte den großen Haufen, und ich lebte seit 43 Jahren in immerwährendem Kampfe gegen den Unflat der menschlichen Verbrüderung.

Die Zensur verweigerte den Druck dieser Darstellungen, aber Kaiser Josef befahl, daß alles, was ich mit Akten und Beweisen belegen könne, ohne Anstand gedruckt werden könne. Dies geschah<sup>1)</sup>, und noch hat keiner Genugthuung von mir gefordert, dagegen haben sich zwei Referenten mit tiefster Versicherung ihrer Verbindlichkeit bei mir bedankt, daß ich sie in meinen Schriften verschont und nicht genannt habe. Ich will ihre Schande zudecken, muß aber noch zwei Vorfälle, die mich so bitter trafen, erzählen.

1) Dieser Druck ist bis jetzt verschollen.

Ich hatte in Aachen einen Prozeß mit dem Postmeister, der mich betrogen hatte, und appellierte an den Reichshofrat in Wien. Graf Grävenitz erhielt das Referat, dieser war bestochen und schrieb an den Postmeister, seine Sache sei zwar höchst verdächtig, er verspräche ihm aber, daß er sein Referat so lange würde liegen lassen, bis ich des Prozeßes müde würde. Die Manipulation in diesem Reichsgericht ist folgende:

Wegen der ungeheueren Menge der Reichsprozesse werden jedem Hofrate eine bestimmte Zahl derselben zugeteilt. Jeder hat seine Woche im Turno zu referieren, folglich kommt alle dreizehn Wochen die Reihe an ihn; dann hängt es von seiner Willkür meistens ab, welchen er vornehmen oder liegen lassen will.

Wenn ich nun eine ungerechte Sache habe oder im Besitz fremder Güter bin, so zahle ich meinem Referenten jährlich etwas Bestimmtes, solange er verspricht, sie nicht vorzunehmen, oder ich erhalte durch Protektion die Versicherung von ihm, daß mein Prozeß so lange dauern soll, als er lebt.

Dies ist eigentlich die Ursache, warum bei diesem Gerichte ein Prozeß 100, auch 200 Jahre währt, ohne entschieden zu werden. Die Erben dessen, der in fremdem Gute lebte, können mehr bezahlen als der, welcher den Besitz verlor, folglich ist für die Gerechtigkeit nichts zu hoffen.

Grävenitz führte ein solches Negotium, das stadtkundig war; er schloß auch Kontrakte, um den Spaniern Reichsuntertanen zu verkaufen, und wurde ein Seelenverkäufer. Kaiser Josef trieb ihn deshalb aus dem Räte und gab ihm den Abschied. Nun suchte er den Grafen Theodor Batthyány in Ungarn zu betrügen, wurde aber von ihm arretiert und in einen Kerker auf seinen Gütern geworfen. Er suchte als Reichshofrat Hilfe in Wien; man half ihm los und gab ihm das Consilium abeundi in Gnaden. So reiste er mit Ehre begleitet nach Mecklenburg. Hier hat er nun eine Schmähschrift <sup>1)</sup> gegen

1) Vgl. früher.

meine Lebensgeschichte drucken lassen und sich rechtfertigen wollen, aber der Unglückliche ist zu bedauern, die Rache trifft nicht mich, ich habe ihn nur genannt, weil er mir mit 11000 fl. geschadet und vielleicht für elende 50 Dukaten Geschenk meinen Kindern entrisen hat. Wer aber an dem zweifelt, was ich von ihm sagen mußte, der schreibe nach Wien und erkundige sich bei jedem Agenten, warum der Graf Grävenitz vom Reichshofrate abgeschafft wurde, so wird er die Wahrheit meiner Erzählung erfahren.

Sein Kollege, Graf von der Lippe<sup>1)</sup>, der damals, als Grävenitz referierte, so niederträchtig gegen mich schnaubte, daß ich ihm bei Hofe die Nase reiben mußte, ist ihm jetzt auch nachgefolgt und hat den hohen Reichsrat gleichfalls zur Freude manches Bedrängten verlassen.

Noch das letzte Beispiel der Wiener Justiz.

Vor vier Jahren, da ich nach Paris reiste, machte ich zufällig in Leipzig Bekanntschaft mit einem sicheren Johann Jakob Semmler, damaligem Bankier daselbst, er hinterging mich durch seine scheinbare Offenherzigkeit und gewann mein Vertrauen. Kaum war ich in Berlin, so schickte er mir 12000 Livres in Wechselbriefen, nach drei Monaten in Paris zahlbar, zu akzeptieren, weil er wußte, daß ich dahin reisen würde, meldete dabei, daß er sie durch meinen Kredit in seinen jetzigen großen Bedürfnissen verhandeln könne und mir das Geld, um die Zahlung im Termin in Paris leisten zu können, bei meiner Durchreise in Leipzig bar behändigen würde. Ich tat es aus Freundschaft für ihn und akzeptierte. Da ich nach Leipzig kam, waren die drei Monate beinahe verstrichen, und er hatte kein Geld, gab mir also nur 200 Taler bar und für 2500 fl. seine eigenen Wechsel, nach drei Monaten in Augsburg zahlbar, versicherte mir auch, daß er

1) Graf Karl Christian zur Lippe, Reichshofrat (1740 bis 1808) auch als Schriftsteller tätig, scheint 1790 pensioniert worden zu sein, da er sich im Staats-schematismus 1791 nicht mehr findet.

nur für 3000 fl. von meinen akzeptierten Wechseln verhandelt habe, die andere würde er mir, wenn sie zurückkämen, in natura wiedergeben. Ich wußte nicht, was ich mit seinen Augsburger Wechseln machen sollte, die nicht zur Zahlung akzeptiert waren, er versicherte mir aber, daß auf meinen Kredit jeder Mann in Straßburg seinen Wechsel kaufen würde, womit ich die Meinigen wieder in Paris einlösen könnte. Ich fand auch wirklich Gelegenheit, sie in Frankfurt und Straßburg zu verhandeln, jedoch mußte ich die Zahlung garantieren, ich verlor aber allezeit dabei die dreimonatlichen Interessen für die Zahlungsfrist.

Raum war ich in Paris, so mußte ich meine Wechsel, die ich in Berlin auf Semmler ausgestellt hatte, einlösen. Ich zahlte, Semmler blieb aber immer mein Schuldner, weil ich mehr zahlte, als seine verhandelten Wechsel betrug. Indessen wurden nach drei Monaten die Briefe in Augsburg honoriert, nur einer von 400 fl. kam nach Frankfurt mit Protest zurück. Ich mußte ihn in Paris einlösen, bis Semmler dennoch Mittel fand, zu zahlen, wobei ich 60 fl. Unkosten hatte.

Nun schrieb er mir wieder und bat wehmütigst, noch 7000 und dann wieder 12000 Livres für ihn in Paris, nach zwei Monaten zahlbar, zu akzeptieren, versprach dagegen heiligst, mir vor Verfallzeit die Gelder sicher zu remittieren, ich ließ mich verleiten und tat es.

Nun rückte der Verfallstermin heran, kein Geld erschien, ich zahlte dennoch, zog aber auf ihn, durch Herrn von Cetto, 200 Louisdor, die er richtig zahlte. Ich zahlte, hierdurch gestärkt, immer fort, endlich kam meine Tratte von 200 Louisdor auf ihn, die ich Herrn Sartorius & Co. gab, mit Protest zurück und zwar mit dem schimpflichen Ausdruck für mich: er habe für mich keine Fonds zur Zahlung, schrieb mir aber kläglich und entschuldigte sich mit der Not, die ihm den Protest abzwang, um nicht nach Leipziger Brauch arretiert zu werden.

Dabei schickte er mir für 3000 fl. Wechselbriefe, nach drei Monaten in Augsburg zahlbar, um ihn durch meinen Kredit zu unterstützen.

Diese Briefe wollte niemand haben. In Augsburg hatte Semmler weder Fond noch Kredit, und aus Leipzig warnte man mich vor einem Bankerott. Ich steckte bereits mit 3000 fl. barem Vorschuß, hatte den so heilig von ihm versprochenen Zahlungsfond nicht erhalten und war folglich gezwungen, die letzten Wechsel in Paris mit Protest zurückzuschicken.

Nun reiste ich nach Wien. Er war von Leipzig geflüchtet, und ich fand ihn da. Hier war er so verwegen, zu mir zu kommen und mir meine Wohlthaten abzuleugnen, weshalb er, wie jeder Spitzbube, aus dem Hause geprügelt wurde. Ich mußte nach Ungarn reisen, er aber steckte sich hinter meinen Advokaten und hat ihn bestochen.

In dieser meiner Abwesenheit war man so frech, zwei Semmlerische Wechselbriefe, die ich akzeptiert, aber zurückgeschickt hatte und mit Semmlerischen Wechseln bezahlen wollte, durch fremde sächsische Kaufleute einklagen zu lassen.

Mein Advokat produzierte dolose Semmlers Briefe und Originalwechsel nicht, ich wurde in contumaciam verurteilt, an offenbare Betrüger 3400 fl. bar zu bezahlen, sogleich erging auch der Befehl an meinen Pächter mit Arrest auf den Pacht-schilling. Semmler schenkte demselben 300 fl., um zu sagen, er habe das Geld ihm bereits bezahlt, damit ich keine Resource zur Gerechtigkeit mehr fände und nähere Untersuchung zu spät käme. Dieses wurde auch wirklich vollzogen, da ich aus Ungarn zurückkam, hörte mich niemand mehr an. Es war res judicata und mein Geld ohne Rettung verloren <sup>1)</sup>.

1) Johann Gottlieb Semmler ließ seinerseits gegen diese Darstellungen zwei Schriften ausgehen, und zwar: „Charakterzüge des Freyherrn Friedrich von der Trenck und Vertheidigung wider den vierten Theil seiner Lebensgeschichte zu noch mehrer und völliger Ent-

So verfährt man auch im Wiener Wechselgerichte gegen einen in Oesterreich begüterten Landstand. Ich konnte nicht davonlaufen, es war also nicht *periculum in mora*, das Urtheil wurde vollzogen, ich mußte bezahlen, und die Schadloshaltung wurde mir an einem ausländischen Bagabunden vorbehalten, von dem ich ewig nichts zu hoffen habe.

Man hat mir nicht einmal den Semmlerischen eingeklagten Wechsel zur Recognition sehen lassen, er konnte folglich auch falsch sein. Ich depositierte für 3000 fl. Semmlerische Wechsel *pro cautione*, und nichts wurde angenommen.

Noch ärger! Wenn ein Mann, der Frau und acht Kinder zu ernähren hat, ein wirkliches Falliment macht, so legt man doch nur Arrest auf die Hälfte oder ein Drittel seiner Einkünfte. Mir hingegen nahm man sie ganz, unerachtet meine Frau bereits zwei Jahre in die legale Possession meines Gutes von mir gesetzt und vom Gericht bestätigt war. Dieses Betragen beweist demnach offenbare Passion und Ungerechtigkeit.

Ich habe durch diese und die oben gemeldeten Mißhandlungen indessen mit meiner Familie Not gelitten und Betrüger, Advokaten und Schurken bereichern müssen, kein Regreß steht mir offen. Erweise ich nun auch, daß ich nie einen Groschen dem Semmler schuldig war, daß er mich aber um 5000 fl. begaunert hat, so wird mir der Wiener Richter gewiß nichts von meinem Gelde wiederschaffen, welches er einem Bagabunden ohne Vorsicht verabfolgen ließ. Wo soll ich jetzt klagen? Das Geld ist aus dem Lande. Habe ich vielleicht nicht so viel Achtung bei einer Wiener Justizstelle verdient, daß man mir hätte Zeit sollen lassen, auf die Verabfolgung des Geldes so

larvung desselben, durch notarialiter beglaubigte Urkunden usw. erwiesen. Halle und Leipzig, 1794, 8<sup>o</sup> und „Sendschreiben an den Nationalconvent und den Jakobinerclub in Paris, den berühmtesten Freiherrn Friedrich v. d. Trenck betreffend. 1793. 8<sup>o</sup>.“ In diesen Schriften wird natürlich Trenck als der Schuldige hingestellt.

lange Arrest zu legen, bis Semmler mir seine in meinen Händen befindlichen Wechsel bezahlt hätte?

Ich kann dem Monarchen und der ganzen Welt meinen Kopf und meine Ehre verbürgen und loyal beweisen, daß ich seit 26 Jahren auch nicht einen Groschen weder von meinen Vermögenseinkünften noch von meiner Pension genossen habe, alles wurde durch Schikanen, Prozesse und Ungerechtigkeiten verschlungen. Ich bin demnach berechtigt, der ganzen Welt die Wahrheit aufzudecken, und habe eine solche Lage gewählt, wo ich sie trocken erzählen darf.

Dreiundvierzig Jahre habe ich in Oesterreich aufgeopfert und mich und mein Haus durch meine Kopf- und Federarbeit ernähren müssen. Undank ist mein Lohn und Verachtung meine Rache.

Ich war sicher von Ewigkeit her nicht zur Ruhe auserwählt, so sei auch die letzte Szene meines Lebens nicht ruhig. Ich werde, um sie für mich zu erlangen, gewiß keinen Seitenschritt aus meinem einmal gewählten Geleise machen, und auf diese edle, eigensinnige Entschließung stolz, allen Gefahren und Verfolgungen zu trotzen wissen.

Unter Josefs Szepter war meine Lage höchst gefährlich, und die Rolle, die ich spielte, forderte einen Meister. Genug, ich habe viel für ihn getan und gearbeitet, er aber tat nichts für mich, versprach viel und betrog mich. Er starb. Ich hatte keine Ursache, ihn zu beweinen. Leopold trat die Regierung an, und nun folgt eine ganz neue Epoche für meine Lebensgeschichte, die noch nie so glänzend, so günstig schien, niemals mich so großen Unternehmungen und Gefahren aussetzte, nie grausamer für mich endigte als diese neue Szene.

Raum hatte der Kaiser Leopold<sup>1)</sup> den Thron bestiegen, so

1) Leopold II., geb. am 5. Mai 1747, folgte seinem Vater Franz I. 1765 als Großherzog von Toskana und machte sich um dieses Land in jeder Hinsicht verdient. Am 20. Februar 1790 folgte er seinem Bruder Josef II. in den österreichischen Erbstaaten, und es gelang seiner



eilte ich zu ihm. Bei dem ersten Eintritt nahm er mich bei der Hand und sagte:

„Mein lieber Trenck! Es freut mich, daß ich Sie noch am Leben finde. Ihre Geschichte habe ich mit viel Gefühl durchgelesen, und es ist eine Schande für Wien, daß sie bekanntgemacht wurde.“

Ich sprach nur, was in solcher günstigen Gelegenheit ein Mann meiner Gattung sprechen soll. Noch nie hatte ich dergleichen offenherzige Ausdrücke, solche Merkmale eines edlen Gefühls aus dem Munde eines Monarchen gehört... Meine ganze Seele erwachte aus ihrem bereits durch Grundsätze gebildeten Fürstenhaffe, bis zum Enthusiasmus erhob sich meine Liebe, mein Vertrauen für Leopold, die Aussicht für mein Recht schien glänzend, und ich entschloß mich, meine letzten Tage ganz für ihn zu leben.

Im ersten Saumel dieses Gefühls schrieb ich ein kleines Gedicht<sup>1)</sup>, welches seinen Beifall fand.

Nun ging ich wenigstens zwei- und dreimal in der Woche zu ihm, ohne jemals abgewiesen zu werden. Sah und fand Vertrauen und Achtung, wurde auch in den wichtigsten Gegenständen befragt und erhielt so viele Aufträge zu verschiedenen schriftlichen Ausarbeitungen, daß ich manche Nacht für ihn schrieb und am folgenden Tage schon fertig übergab, was er erst nach vierzehn Tagen erwartete. Mein Dienstfeifer gefiel, und er versprach mir alles, was ein redlicher, bisher in Untätigkeit erhaltener und beleidigter Mann von einem gerechten und scharfsichtigen, auch wohlthätigen Monarchen erwarten kann. geschickten Politik, die unangenehmen Verhältnisse mit verschiedenen Staaten zu beseitigen. Leider starb er schon am 1. März 1792. Er genoß den Ruf eines klugen, vorurteilsfreien, kenntnisreichen und menschenfreundlichen Fürsten.

1) Trenck's Empfindung bei seiner ersten Audienz, den 23. März. Wien, gedruckt und zu finden bei Johann David Hummel. 1790, 4 Blatt, 8°.

Alle unsere Staatsblutegel und der ganze Hof- und Justizhummelschwarm, welche arbeitsame Bienen zu verdrängen gewohnt sind, spitzten nun die Ohren und erwarteten üble Folgen für sich, wenn ein Mann meiner Gattung offenen Zutritt bei einem guten Monarchen findet. Hier ging nun schon das Kabalieren an, weil man den Trenck so oft bei Hofe sah. Auch die Kundschafter fremder Höfe, die keine Aufklärung in Wien wünschen, wurden aufmerksam. Die Reichenbacher Konvention<sup>1)</sup> erfolgte, und wie ich besser unten melden werde, benutzten gewisse Männer in Berlin die Gelegenheit, mich bei dem edelsten der friedliebenden Könige ganz anders zu schildern, als ich wirklich bin. Alles vereinigte sich demnach, um mich zu beobachten und mir überall Fallgruben zu legen.

Bei einer Unterredung mit dem Monarchen von der damaligen Lage seiner Staaten, wo alles in Gärung war, sagte er mir: „Trenck! Ich weiß, daß Sie viele Freunde in Ungarn haben, daß Sie alle Unzufriedenen kennen, weil Sie selbst Ursache haben, mißvergnügt zu sein. Wie wäre es, wenn Sie bei dem jetzt beginnenden Landtage als eine Privatperson nach Ofen reisen würden und daselbst für meine besten Absichten arbeiteten und schrieben?“

Gleich war ich freudig bereit dazu, bat mir aber die Erlaubnis aus, alle meine Manuskripte, ehe sie im Druck erschienen, Ihrer Majestät Beurteilung vorzulegen, weil ich die Wahrheit trocken vorzutragen gewohnt bin und sicher falsche Ausleger zu erwarten hätte. Dieses wurde mir mit der huldreichsten Versicherung erlaubt.

Es erschien nun im Druck:

Trenck's erste Epistel an alle redlichen Ungarn<sup>2)</sup>.

Sie ist zu weitläufig, um hier beige druckt zu werden, und soll

1) Am 2. August 1790, Vergleich mit Preußen.

2) Der genaue Titel lautet: Der Trenck an alle redlichen Ungarn, eine Epistel für den Landtag. D. D. (Hermannstadt) 1790, 72 S. 8<sup>o</sup>.

bei meiner Monatschrift<sup>1)</sup> erscheinen, verursachte aber erstaunliche Wirkungen beim Landtage und ist um so merkwürdiger, weil sie wirklich gegen den Despotismus geschrieben war und dennoch des Monarchen Beifall erhielt.

Ich brachte dem Kaiser das Manuskript. Nach etlichen Tagen gab er es mir zurück und sagte: „So sollten alle ehrlichen Männer schreiben. Eilen Sie nun nach Ofen und besorgen Sie den schleunigsten Druck. Es ist eben der rechte Zeitpunkt dazu.“

Ich fragte: „Haben Ew. Majestät das Imprimatur dazu gesetzt?“ — Der Monarch stuzte und erwiderte: „Die noch ganz freie Zensur wird Ihnen bei einer so patriotischen Schrift gewiß keine Einwendung machen . . .“ — „Ganz gewiß,“ war meine Antwort, „denn die Zensur gibt alle meine Schriften dem Staatsrate, dieser teilt sie der ungarischen Kanzlei mit, und beide wollen nicht, daß ich mich in so wichtige Geschäfte mische . . .“ —

Der Monarch befahl mir nun, daß ich dieses Manuskript selbst dem Zensurpräsidenten, Baron van Swieten<sup>2)</sup>, bringen und ihm sagen solle, daß er mich selbst schicke. Dieses geschah. Ich wartete vierzehn Tage auf die Entscheidung, und nichts erfolgte. Ich meldete dieses besondere Verfahren dem Kaiser . . . Er hieß mich mit Geduld abwarten. Am 23. Tage aber erhielt ich erst mein Manuskript zurück, mit dem Beifsatze: Non admittitur. Es ist nicht erlaubt. Eine ganze Seite war voll Anmerkungen und Unterschriften geschrieben, die aber sorgfältig ausgestrichen waren. Ein Merkmal, daß ich mich nicht geirrt hatte. Ich erfuhr auch bei dieser Gelegenheit, daß ich den

1) Trenck's Monatschrift für das Jahr 1792. Altona, 12 Hefte.

2) Freiherr Gottfried van Swieten, österr. Staatsmann (1734 bis 1803). Zuerst versah er verschiedene Gesandtschaftsposten, sodann wurde er Direktor der Hofbibliothek und schließlich Präses der Studien- und Bücherzensurshofkommission.

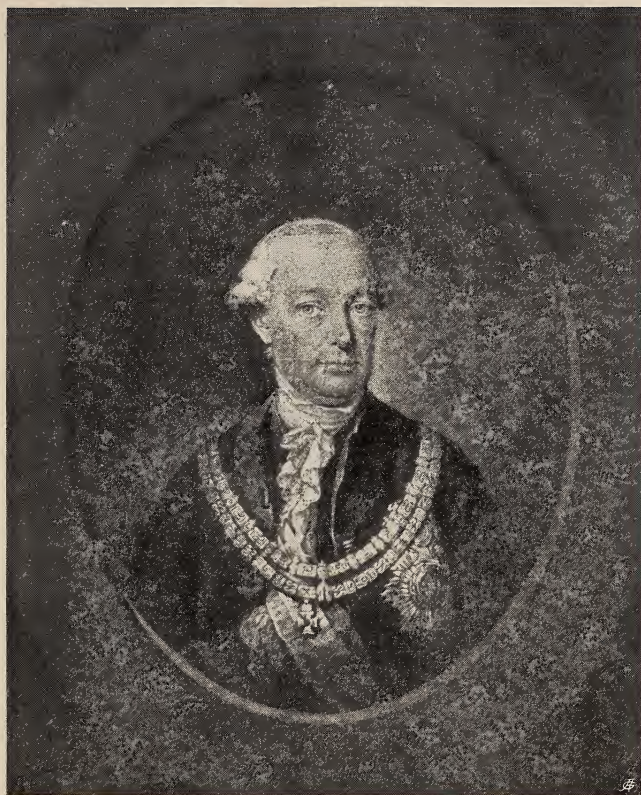
mächtigsten Feind im Staatsrate hatte, der mir mit allem Credit bei dem Monarchen entgegenarbeitete.

Dieser war nun bestürzt, als ich ihm die vorhergesagte Schikane zeigte und auslegte, und fragte, ob ich dieses Werk nicht ohne Zensur drucken lassen könne? Wie willkommen war mir diese Frage von meinem Landesfürsten! Ich sagte freudig ja und sprach noch viel und gründlich mit ihm. Noch an ebendem Tage reiste ich nach Ofen, veranstaltete den Druck und gab am vierten Tage meiner Ankunft schon diese Epistel allen Buchhändlern zum öffentlichen Verkaufe. Dieser war gewaltig und mein Beifall allgemein. Man überhäufte mich mit Lobsprüchen. Mein mündlicher Vortrag erschütterte zugleich, und nun singen die Bischöfe zuerst an, gegen mich zu Felde zu ziehen, welche im Räte auf dem Landhause die Hauptmotive gemacht hatten: Ungarn bedürfe keines Königs aus dem Hause Oesterreich . . . Josef habe nie als König der Ungarn seine Pflicht erfüllt. Er habe sich nicht krönen lassen<sup>1)</sup>, die Fundamentalgesetze des Reichs mit Füßen getreten, folglich alle Verträge vereitelt. Er solle demnach aus der Liste der Könige ausgestrichen bleiben. Die Sukzessionsrechte und Pakte wären durch sein Betragen aufgehoben. Leopold habe folglich kein Erbrecht zur Krone und Ungarn sein freies Wahlrecht wiedererhalten. Hier schrie nun alles: „Wir wollen ein priesterliches Königreich, wie zu Zeiten Moses und St. Stephans.“ — Mein Anhang lachte, siegte aber zuletzt.

Der Bischof von Erlau<sup>2)</sup>, der gefährlichste Mann im Reiche, der 300 000 fl. Einkünfte, ein böses, fanatisches Herz besitzt

1) Josef II. ließ die ungarische Krone nach Wien bringen, ohne sich in Ungarn krönen zu lassen, was die Ungarn sehr empörte. Nach seinem Tode wurde sie indessen sofort wieder zurückgebracht.

2) Graf Karl Esterházy von Galántha, geb. in Preßburg am 4. Mai 1725, K. K. wirklicher Geheimer Rat und Bischof von Erlau seit 14. April 1762, gest. zu Erlau am 14. März 1799.



Leopold II.



und 100 000 Dukaten in seiner Schatulle zu Bestechungen bei sich führte, war das eigentliche Organ dieses Komplottes. Er hatte auch schon vorher ein Buch schreiben lassen, worin behauptet wird, daß Ungarn so lange unglücklich bleiben würde, als es unter österreichischem Szepter steht.

Hiervon hatte er, der Kardinal und andere Bischöfe seines Gelichters, etliche tausend Exemplare gratis im Lande austheilen lassen, und die Statthalterei hatte wirklich Zensur und Verkauf bewilligt.

Bei einer solchen Lage der Sache trat ich nun in Ungarn auf und wirkte Wunder. Das ganze Priestersystem wurde innerhalb 14 Tagen von mir über den Haufen geworfen.

Die über Josephs Verordnungen mit vollem Rechte mißvergnügten Magnaten änderten, durch meinen Vortrag belehrt, ihre Gesinnungen und gewannen Vertrauen zu Leopold, den ich ihnen als einen sanftmütigen, edel denkenden und gar nicht despotischen Fürsten geschildert hatte und der ein Freund der ungarischen Nationalfreiheit sein wollte. Besonders wurde aufgemerkt, wenn ich auf Ehre bekräftigte, daß der Monarch meine Epistel und den entlarvten Priester <sup>1)</sup> im Manuskript gelesen und gutgeheißen habe, worin doch steht, daß die Ungarn seine willkürliche Macht einschränken sollen.

Nun brach ich mit einer öffentlichen Schrift, „Bilanz“ <sup>2)</sup> betitelt, hervor, die das ganze priesterliche Wespennest erschütterte und sicher ganz zerstört hätte, wenn der Monarch mir freie Hände lassen wollen hätte.

1) Der entlarvte Priester, vielleicht noch zu rechter Zeit für Ungarns Landesvater. Aus des Trenck Feder und Herzen. Pest, 1790. 8°. — Über die Übersetzungen dieser Schrift und der folgenden vgl.: G. Guggis und M. v. Porthheim, Trenckbibliographie. Dort auch die Gegenliteratur.

2) „Bilanz zwischen des Monarchen und der Kirchengewalt, so wie sie der Trenck abwägt, 1790. 8.“ und „Nachtrag zur näheren Beleuchtung der Bilanz zwischen Fürsten- und Priestergewalt. D. D. 1790. 8°.“

Dieser Epistel und der Bilanz folgte sogleich der Nachtrag. Ich übersetzte beide zugleich in die lateinische Sprache und ein Freund in die ungarische. Hierdurch gerieten gleich 12000 Exemplare im ganzen Reiche in alle Hände, und Beifall und Zujachzen wurden allgemein. Um aber das Eisen zu schmieden, weil es noch warm war, ließ ich sogleich den entlarvten Priester drucken, öffentlich austheilen und in Buchläden verkaufen, welches mir niemand verhindern konnte. Die Pfaffen spien Gift und Galle, aber fruchtlos, der tödtliche Streich war angebracht, und die, welche bisher in Ungarn als Halbgötter verehrt wurden und alle Stimmen im Landhause nach ihrer Willkür lenkten, sahen sich nunmehr verspottet und entkräftet. Die Protestanten hoben den Kopf empor, sprachen im ernsthaften Tone und fanden wenig Widerspruch. Ich selbst hatte Gift und Dolch in jedem Augenblick zu fürchten, ging aber aller Gefahr trotzig entgegen, erhielt viele anonyme Briefe mit der Warnung, in gewisse Häuser einiger Magnaten nicht zu gehen, wo ich Gift zu erwarten hätte, wenn ich zum Essen eingeladen würde. Ich ging aber dennoch ungescheut hin und nahm meine Vorsichtsmaßregeln. Niemand hatte das Herz dazu, weil ich schon zu viel Anhang hatte und schreckliche Rache zu fürchten war.

An der Tafel des Grafen E. war der Anschlag wirklich gemacht, wo mich aber die Vorsicht meines treuen, wohlinstruirtten Bedienten rettete, dem man absolut am Kredenztsche aus einer besonderen Flasche Wein einschenken wollte.

Auch auf der Schiffbrücke, wo ich alle Abende ausdrücklich spazieren ging, um zu zeigen, daß ich mich vor nichts fürchtete, waren Meuchelmörder bestellt, um mich in die Donau zu werfen. Dann hätte man ausgesprengt, ich hätte mich selbst aus Reue oder Verzweiflung ersäuft. Niemand hatte aber das Herz zum Angriffe. Ich war aber immer gut bewaffnet, und mein Hinterhalt war auch bestellt.



Ein gewisser Graf Amadé, ein fanatischer Mensch, der im Solde des Erlauer Bischofs stand, hatte gegen mich rasonniert . . . Ich fand ihn in einer respektablen Gesellschaft, sonst hätte ich ihm Stockprügel gegeben, die ich ihm und allen Konforten antrug, weil ich wußte, daß Degen und Pistolen dergleichen Kavaliere in Ungarn ganz unbekannte Dinge waren. Er nahm aber vorlieb, und niemand wagte mich öffentlich zu beleidigen.

Nun kam die Sache so weit, daß sogar die Banderisten zu mir kamen und mir ihren Beistand antrugen, falls ich alle Bischöfe im Landhause aus dem Fenster werfen wollte. Ich predigte Frieden, Geduld und Ruhe, nahm aber die Post und eilte nach Wien, um nähere Verhaltungsbefehle vom Monarchen einzuholen.

Sogleich erhielt ich Privataudienz, und das erste Wort war:

„Trenck, Sie sind schon bei mir angeklagt, aber ich bin nicht böse auf Sie. Sie machen es zu grob und werfen mit Prügeln unter die Sperlinge. Sie sind in größter Gefahr . . . Man will absolut, ich soll Sie aus Ungarn zurückrufen, und ich kann Sie öffentlich nicht schützen. Sie kennen Pfaffenrache.“

Ich fragte: „Sind Ihre Majestät unzufrieden mit meinen ungarischen Schriften und meinem Betragen?“ — „Nein, im Gegenteil,“ war die Antwort, „ich bin Ihnen Verbindlichkeit schuldig, aber schützen kann ich Sie nicht . . . 1).“

„In diesem Falle fürchte ich nichts für mich,“ erwiderte ich, „und ich will freudig zurück . . .“ — „Nur mäßiger und behutsamer!“ waren seine letzten Worte.

1) Es war dies die Art Leopolds II., sich hinter Schriftsteller zu stecken, dieselben aber, wenn sie ihn zu sehr kompromittiert hatten, glattweg fallen zu lassen, andere Beispiele sind L. A. Hoffmann und Frz. Kav. Huber.

Nun eilte ich nach Ofen und schrieb in allem dreizehn Broschüren<sup>1)</sup> in diesem Landtage. Die Pfaffen steckten sich hinter den Hofkriegsrath, wo sie Freunde zu finden wußten. Der kommandierende General Barco<sup>2)</sup>, der ehemals mit mir als Rittmeister bei dem Cordovaschen Kürassierregimente diente, ließ mich rufen und sagte mir: er habe Befehl vom Hofkriegsrathe erhalten, mir freundschaftlich zu raten, ich möchte das Schreiben in Ungarn bleiben lassen.

Meine Antwort hierauf war schriftlich: „Ein löblicher Hofkriegsrath wisse, daß die Uniform nicht schreibe. In Ungarn schreibe ich aber als Trenck, als Staatsbürger und Weltweiser, der zugleich seine Millionen an Wert betragenden Güter für seine Kinder zurückzufordern suche. Und in dieser Gestalt erkenne er keine andere Obrigkeit als Gott, die ungarischen Privilegia und seine Pflicht.“

Hiermit war man zufrieden.

Nun wandte sich die But und Rache schnaubende Geistlichkeit an den arglistigen Kardinal Migazzi<sup>3)</sup> in Wien. Dieser ließ daselbst meine ungarischen Schriften zur Konfiskation und zum Scheiterhaufen durch die Zensur verdammen. Und diese

1) Davon sind bis heute höchstens sechs oder sieben bekannt, die anderen sind alle verschollen. Sie sind wahrscheinlich übrigens zum Teil anonym erschienen und daher schwerlich zu eruieren.

2) Freiherr Vincenz von Barco (1719—1797), Kommandierender von Ungarn und Feldmarschalleutnant, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege hervorragend aus, wurde 1771 General und weiterhin auch zu diplomatischen Sendungen verwendet (Wurzbach, Biographisch. Lexikon).

3) Kard. Graf Christoph Barthol. Migazzi (1714—1803), Erzbischof von Wien; nachdem er zuerst zu diplomatischen Geschäften verwendet worden war, wurde er 1756 Bischof von Waizen und 1757 Erzbischof von Wien. Seit 1761 war er Kardinal. Migazzi war ein äußerst unduldsamer Charakter, Jesuitenfreund und der erbitterteste Gegner Josefs II., der ihn freilich seine starke Hand spüren ließ. Migazzis Habsucht war berühmt.

beginnt die Torheit, der ungarischen Nation Gesetze vorzuschreiben, ohne die Privilegia des Landtages zu kennen.

Nun wurden die Ränke so gespielt, daß die Statthalterei den unüberlegten Streich beginnt, ein Reskript unter dem Namen des Monarchen an das Generalkommando ergehen zu lassen und demselben aufzutragen, man solle mir befehlen, daß ich zu schreiben aufhöre und alle noch vorrätigen Exemplare zurückhalte oder ihnen einhändige.

Hierauf antwortete ich im öffentlichen Drucke:

„Ich allein wisse, warum ich in Ungarn die Wahrheit schreibe. Es sei erlogen, daß der Monarch einen solchen Befehl gegeben habe, noch geben könne, da niemand den Protestanten in Ungarn ihre Verteidigung am Landtage verbieten könne, an deren Spitze ich mit erhobener Stirne kämpfe.

Daß die Statthalterei und Ofner Zensur selbst zwei infame Bücher gegen den Monarchen habe drucken lassen, welche behaupten, daß Ungarn so lange unglücklich bleiben werde, als es sich vom österreichischen Szepter beherrschen ließe. Diese Bücher wurden genannt, wovon die Bischöfe etliche tausend Exemplare ausgebreitet hatten, um eine Revolution gegen den Kaiser anzufachen.“

Ich erklärte nun, daß ich einer solchen Obrigkeit, die dergleichen Schriften privilegiert, solcher Zensur, die ihren Verkauf befördert und gestattet, die meinigen nie unterwerfen werde, und spottete ihrer Befehle. Da sie aber durch in Händen habende Gewalt die ungarischen Landtagsgesetze geschändet und ihren Buchhändlern und Bürgern verboten hätten, die Trenchischen Werke zu verkaufen, so kündigte ich hiermit an, daß a dato in meiner Wohnung mein Bedienter sie an jedermann öffentlich austheilen und verkaufen würde.

Dieses geschah auch wirklich und ist auch ohne alle Hindernisse bis zum Ende des Landtages vollzogen worden, weil man meinen Hinterhalt fürchtete. Endlich erschien 1790, den 17. No-

vember, der Krönungstag in Preßburg. Ich war gleichfalls daselbst, und alle Ungarn sahen mich noch am Tage vor der Krönung zur Privataudienz bei dem Monarchen eintreten. Sie konnten also sehen, daß ich wegen meiner Schriften und meines Betragens nicht in Ungnade war.

An diesem Tage gab ich auch ein Krönungsgedicht<sup>1)</sup> heraus, um zu zeigen, wie ich für Leopold arbeitete, und hieraus kann man auf meine anderen Schriften in Ungarn schließen.

Bei dem Cardinal Graf Batthyáni<sup>2)</sup> war an diesem Tage das große Fest mit Feuerwerk, Ball und aller möglichen Pracht. Der ganze Hof war gegenwärtig. Ich war so vertwegen, selbst dabei zu erscheinen und nebst einigen angesehenen Freunden ein von mir gefertigtes Gedicht<sup>3)</sup> allen Bischöfen und Magnaten nach dem Normal ihres Juraments, im Beisein des Monarchen auszuteilen, der Cardinal selbst erhielt ein Exemplar. Mehr hat wohl noch kein Mensch gewagt. Ich blieb biszum Ende in der Gesellschaft. Der Pfaffen Anhang betrachtete mich mit fanatischen Blicken, die meisten lachten und klatschten mir heimlich Beifall zu, und der Monarch selbst sprach einige Worte ganz freundlich mit mir. Dies erbitterte um so mehr . . .

1) Triumphlied und Gedanken am Namens- und Krönungstage Leopold II., Römischen Kaisers als Erbkönig in Ungarn. Pest und Ofen, den 15. November 1790. 8°.

2) Graf Josef Batthyáni (1727—1799), Erzbischof, wurde 1751 zum Priester geweiht, 1759 Bischof von Siebenbürgen, 1776 Fürstprimas von Ungarn, 1778 Cardinal. Man nannte ihn das „Drakel seiner Zeit“, den „Dionysius im ungarischen Uraopag“, er bewies sich in den Stürmen des Landtages von 1790, sowie bei Lösung der schwierigen Aufgabe de Concordia Sacerdotii et Imperii als weiser und energischer Mann.

3) Gebet, welches vermutlich ein großer Teil der ungarischen Bischöfe und Geistlichkeit gegenwärtig insgeheim, aber gewiß nicht laut beten wird. Aus des Frenck Gebetbuche usw. Pest, 1790. 8°.

So beschloß ich, mit Ruhm und Ehre gekrönt, diesen merkwürdigen Landtag, wo der verworfene, edle König Leopold als Sieger auftrat und die Protestanten Privilegia erhielten, die sie nie in Ungarn erwarten konnten. Ich hatte gewagt, das Eis zu brechen. Mein Ruhm, daß ich allein für die allgemeine Wohlfahrt gearbeitet habe, wird in Ungarn nie verlöschen.

Unfehlbar hätte ich bei diesem Landtage meine großen, verlorenen Güter in Ungarn zurückerhalten, die jährlich 270 000 fl. Einkünfte tragen, wenn ich mich auf die Seite der Partei der Pfaffen und Magnaten geschlagen, für sie geschrieben und gegen den König und die Protestanten gearbeitet hätte. Ich hatte mich aber für Leopold und des Reiches Wohl entschieden, setzte meinen Eigennutz beiseite und blieb meinem Charakter der Wahrheitsliebe treu. Die Folge dieser Erzählung wird erweisen, daß ich unbelohnt blieb und durch meine Redlichkeit allein alles verloren habe. Der Monarch selbst war in einer solchen Lage, daß er mich nicht öffentlich schützen konnte, und der Tod entriß ihn mir vor der Ausführung seines Versprechens.

Nun verließ ich Ungarn und kehrte nach Wien zurück, arbeitete noch verschiedene Schriften für den Monarchen aus, besaß sein Zutrauen und versprach<sup>1)</sup> mir bei dem nächsten

1) Trenck hatte sich am 15. März 1791 an Leopold II. mit einer Bittschrift gewendet, die summarisch folgendes enthielt: Das auf den slavonischen Gütern des verstorbenen Pandurenobersten, Freiherrn von der Trenck, haftende Kapital hätte sich auf 149 000 fl. belaufen. Von diesem Kapitale hätte er als Universalerbe eine Falsidie von mehr als 50 000 fl. erlitten. Von dem übrigen Kapitale wäre ihm das Interesse nur zu fünf, und endlich gar nur zu vier von hundert ausgezahlt worden, welches wider die ungarischen Landesgesetze liefe, in denen ausdrücklich die Interessen zu sechs bestimmt wären. Auch wären ihm die Rechnungen über die Franz Trenck'schen Güter niemals zur Einsicht vorgelegt worden. Er bäte daher, Seine Majestät möchten aller-

Landtage und bei Austheilung der Kronenfiskalitäten im Bannat eine Vergütung alles dessen, was das Urar in barem Gelde vom Verkaufe der Trenckischen Güter wirklich genossen hatte. Dieses betrug freilich nicht 200000 fl. Ich wäre aber gerne damit zufrieden gewesen und hatte Ursache, wenigstens hierauf bereits sichere Rechnung zu machen.

Was übrigens den Besiz meiner slavonischen Güter betrafte, so sollte ich nach ungarischen Rechten den Prozeß mit den jezigen Eigentümern anfangen und ausführen.

Mehr habe ich nie gewünscht als diese Erlaubnis vom Hofe, und diese kassierte schon den mir und meinen Kindern noch so nachtheiligen Machtspruch Theresiens und die Schandtaten ihres Kammerpräsidenten.

Ruhig erwartete ich nun ein besseres Schicksal und meinen Lohn von einem gerechten Kaiser, der mich und mein Herz ganz kannte, auch meine Fähigkeit, ihm auch noch bei grauen Haaren nützlich zu sein, geprüft hatte.

Ich lebte einige Zeit ruhig im Schoße meiner Familie in Zverbach, obgleich ich nur gar zu deutlich bemerkte, daß die Fanatiker in den Wiener Gerichtsstellen mich unausgesezt als einen Erzfezzer verfolgten und auf alle Gelegenheit lauerten, mir tödtliche Streiche zu versetzen, mich auch vom Hofe zu entfernen, damit ich die Gelegenheit verlöre, dem Monarchen ihre Ränke aufzudecken. — Auch sogar im Staatsrate wurde man aufmerksam, wo der Egoismus ebenso wie in allen Dikasterien gegen solche Männer wacht, die so wie ich sehen, auch so wie ich vor dem Throne handeln und sprechen. Man kannte auch die schwache Seite Leopolds und benutzte alle Gelegenheit.

Im Juni 1791 reiste ich nach Ofen, um mit den Buch-

gnädigst verordnen, daß ihm dieser Ersaz von der Kammer geleistet und die Einsicht in die Rechnungen gestattet würde. — Trenck wurde am 17. Juni 1791 abgewiesen (s. Beiträge, Beleuchtungen usw. zu Trencks Lebensgeschichte. 1793. S. 217 ff.)

händlern zu liquidieren und einigen Wein zu kaufen. Ich hielt mich nur zehn Tage daselbst auf und wohnte auf dem Schloßberge in Ofen bei dem Archivar von Kovachich<sup>1)</sup>, einem gelehrten Antiquar, dessen Rechtschaffenheit die ganze Nation schätzt. Gleich fiel der Pfaffen Haß auf diesen untadelhaften Mann, er wurde angefeindet, und man vermutete, daß ich ihn verleitet hätte, mir Trenckische Familienschriften aus den Archiven hervorzusuchen. Dieses wäre zwar Pflicht und Gerechtigkeit; ich muß aber hier zur Schande der ungarischen Rechte des Fiskus bekanntmachen, daß der Archivar schwören muß, aus allen Dokumenten ein ewiges Geheimnis zu machen, welche Familienrechte betreffen und dem Fiskus nachtheilig sein können. Nur auf Befehl des Iudex Curiae darf nachgesucht und demselben referiert werden. Allen Parteien hingegen, welche diese Billigkeit fordern, werden alle möglichen Hindernisse gemacht, und der Archivar muß leugnen, soviel er kann. In meiner Sache ist noch anzumerken, daß der Kammerpräsident Graf Grassalkovics, der zu Theresiens Zeiten allmächtig war und der mir alle meine Güter mit Schändung aller ungarischen Fundamentalgesetze entriß, auch aus diesem Archive alles entwendet hat, was seinen Erben und Freunden nachtheilig sein oder seine landkundigen Bubenstücke aufdecken könnte, wodurch er viele Familien arm machte.

Die eigentliche Geschichte war diese. Da ich, Gott weiß, nicht vom Kovachich, sondern durch einen Freund in der Statthalterei erfuhr, der Kaiser hätte nämlich einen Kabinettsbefehl an dieselbe geschickt, daß man alle Dokumente im Archiv hervorsuchen und sie ihm persönlich zuschicken solle, welche die Trenckischen Güter betreffen. Seine beste Absicht kann man hieraus erkennen, weil er mir versprochen hatte, alles zu

1) Martin Georg Kovachich (1743—1821), berühmter ungarischer Historiker. Der berühmte Historiker Johannes von Müller lobt sehr seinen eisernen Fleiß und seine gesunde Kritik.

vergüten, was das Arar selbst bei dem Verkaufe derselben gezogen hätte, da er kein ungerechtes Gut in der Staatskasse dulden wollte. Unfehlbar hatten die gegenwärtigen Besitzer meines Eigentums hiervon Wind erhalten, folglich alle möglichen Vorkehrungen und Intrigen gespielt, um sich in Possession zu erhalten, weil sie vermuten mußten, daß der Monarch nie gestatten würde, nach ungarischen Gesetzen zu verfahren.

Deshalb, da sie die Quelle nicht kannten, haben sie den ehrlichen Archivar verdächtig geglaubt, der mir doch selbst das größte Geheimnis aus dem kaiserlichen Befehle machte. Die Bischöfe sprengten auch schon aus, ich hätte ihn zum verfluchten Luthertum verleitet. Was weiter vorgefallen, habe ich nicht entdecken können. So viel aber weiß ich, daß der gute Kaiser diese Dokumente wirklich erhalten hat. Er soll sie aber ad inquirendum et referendum der ungarischen Kanzlei in Wien übergeben haben, und diese hat den Auftrag wohlbedächtig dem Vizepäsidenten der Stelle, dem Grafen Majláth<sup>1)</sup>, übergeben. Dieser ist der Schwiegervater des Barons Sándor<sup>2)</sup>, welcher just zwei meiner wichtigsten Herrschaften besitzt, die bona avitica sind, die mir niemals de jure entrisen werden konnten und ihm jährlich 70000 fl. eintragen. Nun kann man sich leicht vorstellen, was dieser referiert habe, weil gar nichts für mich erfolgt ist.

Sándors Bruder, unverheiratet und Besitzer der Hälfte dieser Güter, saß bereits 18 Jahre im Gefängnis zu Ruffstein, wohin er auf ewig verurteilt war, weil er zwei Schwestern

1) Graf Josef Majláth (1737—1810), ungarischer Staatsmann, seit 1767 Hofrat bei der K. K. Hofkammer in Wien, 1776 Gouverneur in Fiume, seit 1783 Vizepäsident der ungarischen Hofkammer in Wien, 1802 Staats- und Konferenzminister.

2) Wahrscheinlich Graf Anton Sándor, der seit 1788 den Grafentitel hatte.



genotzüchtigt, vergiftet und noch andere Mordtaten begangen hatte. Starb dieser im Kerker, so waren diese Güter, weil er keine Kinder hatte, eo ipso dem Fiskus devolviert. Dessen Stelle vertrat ich direkt nach ungarischem Rechte als erster Besitzer. Sobald nun der Kaiser die Trenckischen Dokumente aus dem Archiv forderte, sahen die mächtigen Verwandten die Folgen ein und erwirkten Pardon für den Mörder. Sogleich wurde er verheiratet und erhielt die Protektion der Magnaten, folglich war meine Hoffnung vereitelt. So geht's in unserer Welt, die doch die beste aller möglichen Welten sein sollte.

Ich hatte nun meine Geschäfte verrichtet und eilte nach Wien zurück. Dazwischen muß ich aber dennoch einen Vorfall hier erzählen, welcher mit diesen Folgen in Verbindung steht und Priesterarglist schildert.

Ich speiste bei dem damals in Ofen kommandierenden General der Kavallerie, Herrn von Barco, der ehemals mit mir im Regimente Cordova als Rittmeister diente. Dieser ist ein bekannter, sehr interessierter Mann und ein Freund des Bischofs von Erlau, der kein Geld schont, um seine fanatischen Absichten zu erreichen. Nach der Tafel lud er mich auf den folgenden Tag ein. Ich entschuldigte mich aber, daß ich nach Fűred reisen müßte, um daselbst von einem gewissen Herrn Bizegesspann von Mariássy<sup>1)</sup> Geld einzukassieren, der daselbst die Badekur brauchte. Als ich aber nach Hause gehen wollte, begegnete ich demselben eben, als er durch Pest fahren wollte, und reiste folglich nicht nach Fűred.

Drei Tage hernach besuchte ich den General. Er fragte mich: „Sind Sie schon so geschwind zurückgekommen?“

Meine Antwort war: „Ich bin gar nicht dort gewesen, weil ich meinen Freund hier fand.“

Barco schien ganz bestürzt und unruhig. Ich merkte da-

1) Gest. im Juli 1807 (Wurzbach, 16. Bd. S. 443).

mals aber nicht, warum. Die Folge hat mir aber die Entwicklung des Rätsels entdeckt, nämlich:

Mariássy war den Bischöfen ein Stachel im Auge, und zu ebender Zeit war im Bade zu Füred eine Zusammenkunft verschiedener mächtiger Magnaten, die, wie ich in der Folge erfuhr, einen Entwurf daselbst gegen die ungeheueren Einkünfte der Bischöfe gemacht haben sollen, wobei sie wirklich dem Monarchen mehr Gewalt zum Vorteil des bedrängten Bürger- und Bauernstandes und zur Einschränkung der adeligen Gewalt zu geben verabredeten.

Dieser Schritt setzte freilich die allgewaltige Geislichkeit in Bewegung. Barco machte für sie, gab heimliche Nachrichten nach Wien und hat, entweder dolose oder hintergangen, vermutlich dem Monarchen berichtet, als ob diese Zusammenkunft ihm nachtheilige Absichten hegte, und mich dabei genannt, weil er vermutete, ich sei auch in Füred gewesen.

Nun reiste ich nach Wien und Zwerbach, wurde aber anfangs September zitiert, um bei dem damaligen Interimkriegspräsidenten, Grafen Tige<sup>1)</sup>, persönlich zu erscheinen. Kaum war ich eingetreten, so gebot er mir im trockenen Befehlshaberton, ich sollte auf expressen Befehl des Monarchen folgenden lächerlichen Revers unterschreiben:

#### Revers

buchstäblich kopiert.

a) Nachdem die aus Ihrer Majestät Gnade bezogene jährliche Pension mir nicht das Auslangen für alle Bedürfnisse meiner zahlreichen Familie verschafft hat, mithin ich bisher genötigt gewesen bin, durch die Feder mir einen Nebenverdienst zu erwerben, Se. Majestät hingegen dormalen sich allergnädigst geneigt erzeigen, nicht nur meine Pension bis auf jährliche 1500 fl. zu erhöhen, sondern

1) Graf Ferdinand Tige, 1790 interimistischer Hofkriegsratspräsident.

auch auf den Fall meines Ablebens vor jenem meiner Gemahlin für sie den Bedacht auf eine Pension zu nehmen:

b) so verbinde ich mich sowohl in der Anerkenntnis dieser für mich und meine Familie geäußerten allergnädigsten Gefinnung als auch vermöge der Empfindung meines inneren Gefühles, daß mein bisher durch die Feder gesuchter Nahrungstrieb vörderst dem aus allerhöchster Gnade bekleideten Offizierscharakter und dann auch nach der Rechtsschaffenheit eines jeden Mannes verkleinerlich ist, nach reifer Überlegung ganz freiwillig bei meiner Offiziersparole und mit Verbürgung meiner Ehre,

c) daß ich allen meinen seitherigen und überhaupt was immer sonst für welchen Schriftstellereien, welche auf öffentliche Angelegenheiten Bezug nehmen<sup>1)</sup>, inner und außer Landes ganz und gar entsage, mithin auch solche auf keine Weise durch andere betreiben und jemand hierüber eine Anleitung geben werde,

d) vielmehr alle dermalen noch in meinen Händen befindlichen Aufsätze, Notaten und in der geringsten Entfernung hierauf Bezug nehmenden Piecen, dem Herrn General der Kavallerie, Grafen von Tige, Exzellenz, treulich einhändigen, durch die Zeit meines Lebens mich innerhalb der kaiserlich-königlichen Staaten aufhalten und ruhig betragen werde, damit das Nämliche von meiner Familie geschehe, dafür sorgen und auf solche Weise sowohl für mich als auf den Fall meines Absterbens meine hinterbliebene Gemahlin

1) An dieser Stelle war im Originaltext noch eingeschoben: „oder von einem ärgerlichen Inhalte sind“, welche Unterschlagung ihm die „Beiträge, Beleuchtungen usw. zu Trenck's Lebensgeschichte. 1793 S. 317“ sehr übel auslegen, da gerade in dieser Stelle auf sein Vergehen, welches diesen Revers veranlaßte, hingedeutet wurde. Der Revers selbst bietet übrigens eine hübsche Probe des damaligen „Amtsstiles“.

dieser anzuhoffenden Gnade würdig und verdienstlich zu machen, nach allen Kräften trachten werde.

Zu Bekräftigung alles dessen habe ich diesen Revers in Gegenwart des Herrn Generals der Kavallerie, Grafen Ege, Exzellenz, mit vollem Verstand und aus freiem Willen gefertigt und mein Insiegel beigedruckt.

Wien, den 11. August 1791.

Friedrich Freiherr von der Trenck.

Man urteile nun, was ich nach Vorlesung eines so niederträchtigen Reverses dem in radamantischer Stellung vor mir stehenden General antwortete.

Man drohte mir aber mit dem Spielberge bei meiner mindesten Weigerung . . . Ich ergriff also die Feder, schrieb meinen Namen, erklärte aber zugleich, daß ich meinen Abschied fordern und meine Ehre, Freiheit und Literatur keinen Schätzen der Erde, vielweniger einer Pension aufopfern würde, auf welche ich hiermit feierlichst verzichtete. Ich appellierte an den Monarchen und ging wie ein grob beleidigter Mann zur Tür hinaus und am folgenden Tage an den Hof.

Vorläufig muß ich aber hier folgendes anmerken, welches ich auch sogleich dem Hofkriegsrathe in entschiedenen Ausdrücken im Trenckischen Stile weitläufig vorlegte und damit meinen abgezwungenen Revers zurückforderte, den ich nie zu halten willens war. Dieses war ungefähr der Inhalt:

Niemals könne und werde ich glauben, daß die niederträchtigen Ausdrücke und die Forderung, welche dieser Revers enthält, mit dem Befehle eines Monarchen übereinstimmen könnten, der ein Schutzgott der Wissenschaften ist, der meine Manuskripte, die ich für Ungarn schrieb, gelesen und gebilligt hatte, ehe sie gedruckt, und für den ich mich mit tausend Gefahren freudig geopfert hatte . . . Sollte es übrigens wohl für einen Soldaten unanständig sein, wenn er so wie ich in der gelehrten Welt auftreten kann? Ich habe durch meine

Feder in ganz Europa Ruhm und Beifall erhalten und vertausche diese Ehre nicht mit dem Feldmarschallstitel. Was ich mir selber gab, das bleibt auch ewig mein, und Titel sind selten Folgen des Verdienstes und des Betragens; folglich kann nur ein Tugend-, Wahrheits- und Wissenschaftenfeind, nur ein Ignorant in der Hofkriegskanzlei einen so schändlichen und beleidigenden Revers aufgesetzt haben. Der elende Stil und die Orthographie verrieten schon den Verfasser des Wienerischen Extrablattes. Übrigens wäre ich überzeugt, daß meine Feinde diesen Revers nur als eine Fallgrube zusammengestoppelt hätten, um mich zu schikanieren, welches die Folge auch sogleich erwiesen hätte, denn da ich zehn Tage nach dessen Unterschrift nach Ungarn reiste, wurde ich sogleich daselbst arretiert, als ob ich meinen Revers gebrochen hätte, in welchem doch nur buchstäblich steht: „Daß ich nicht ohne Erlaubnis aus den Erblanden reisen wolle.“

Die Schande trafe demnach nur meine Feinde . . . Ich forderte demnach diesen abgezwungenen Revers zurück, weil ich ihn nicht zu halten willens wäre, auch außer Oesterreichs Grenzen oft mit meiner Feder in einer Woche mehr gewinnen könne, als meine ganze jährliche Pension betrüge. Mein Dienst-eifer sei übrigens erloschen, seitdem ich dreiundvierzig Jahre vergebens gearbeitet und Lohn erhofft hätte, die Wahrscheinlichkeit hieße mich auf die Zukunft schließen, weil meine Wiener Feinde zu mächtig wären, und meine Selbsterhaltung, meine Vaterpflicht fordere endlich eine männliche Entschließung. Ich würde folglich den Monarchen um Aufklärung des mir unauflöslchen Rätsels in diesem Vorfalle oder um meinen Abschied bitten, weil ich nicht mehr kämpfen, sondern Ruhe bei grauen Haaren suchen wolle.

Aber ach, alles blieb mir unbeantwortet.

Ich ging demnach sogleich zum Monarchen und fand ihn ernsthaft, mein Vortrag erschütterte sein Vaterherz, da ich so

sprach, wie ein beleidigter Mann in meiner Lage zu sprechen berechtigt ist. Er wunderte sich besonders, als ich ihm den ehrenrührigen Inhalt des Reverses erzählte, noch mehr, als ich ihm die Drohungen des Generals Tige sagte, die mir die Unterschrift abzwangen, und versicherte mir, daß er dergleichen Prozedur noch Ausdrücke niemals befohlen habe.

Da ich ihn nun an sein Versprechen erinnerte, als ich erwies, daß ich nichts ohne seine Zustimmung und allein für ihn mit Aufopferung meiner selbst geschrieben hätte, dagegen aber der mir vorgelegte Revers alle meine Aussichten vernichtete und mir Ihrer Majestät Ungnade und Verachtung anzeigte, war seine merkwürdige Antwort mit sanftmütigen Blicken diese:

„Ja, mein lieber Trench! Alles, was Sie im vorigen Jahre in Ungarn getan und geschrieben haben, ist lobenswürdig, verdient Lohn, und ich werde es nicht vergessen; ich habe Ihnen aber gesagt, Sie sollten mich nicht kompromittieren, denn ich kann Sie nicht schützen, Sie müssen sich selbst aus der Schlinge ziehen. Da Sie aber bei der Reise im Juli eine ganz andere Rolle als die erste gespielt haben, da mir die große Zusammenkunft in Fured mit meinen ärgsten Feinden bekannt ist, wobei Sie das Wort führten, da diese mir und dem Lande so gefährliche Zusammenkunft mir nur von solchen Leuten, ja sogar von der Statthalterei und vom Generalkommando berichtet worden ist, so habe ich wirklich deswegen schon einen gewissen Lányi<sup>1)</sup> und Kovachich von ihren Ämtern kassiert und befehlen müssen, daß Sie nichts mehr in Ungarn schreiben sollen.“

Wie erstaunte ich bei dieser Äußerung! In meinem ganzen Leben war ich nie in Fured gewesen, mein Gewissen war rein, ich sah sogleich, daß es ein Streich von Pfaffenrache war, die den General Barco durch List und Korruption oder Fanatismus zur falschen Denunziation bewogen hatten.

1) Samuel Lányi, Konzipist bei der ungarischen Statthalterei (S. Merkur von Ungarn, 1786. S. 65.)

Ich antwortete also gleich ganz entschieden: „Monarch, Sie sind betrogen! Meine Handlungen sprechen! Nie habe ich Fured gesehen, der Bericht ist ein Pfaffenstreich, um mich verdächtig zu schildern. Sobald jemand meinetwegen kassiert ist, so muß und will ich als Verräter und Revolutionsstifter von Henkershänden sterben. Eure Majestät sind gerecht, ich appelliere an Dero Gerechtigkeit und bedarf weder Gnade noch Nachsicht.“

Der wirklich großmütige und menschenfreundliche Monarch stand ganz embarrassiert da . . . war gewiß meiner guten Sache überzeugt und durfte sich doch nicht entschließen, die Angreifer waren zu mächtig. Er gab mir also zur Antwort:

„Beruhigen Sie sich, Trench! Ich bin gar nicht böse auf Sie, ich weiß, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, aber alles liegt mir Thretwegen in den Ohren, Sie haben die Geistlichkeit zu grob beleidigt, und ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht öffentlich schützen kann. Übermorgen muß ich nach Prag zur Krönung<sup>1)</sup> reisen, hüten Sie sich nur, daß Ihnen in meiner Abwesenheit kein Streich gespielt wird, und warten Sie ruhig auf Ihrem Gute, bis ich wiederkomme.“

Die Unterredung hatte lange gedauert, ich hatte viel gesagt, und der Monarch schien mir zweideutig und von häufigen falschen Berichten betäubt.

Raum war ich aber abgetreten, so nahm ich die Post und fuhr nach Ofen, um am Platze nähere Beweise von dem gespielten Betruge einzuziehen, dann aber sogleich nach Prag zu folgen und öffentliche Genugtuung zu fordern.

Meine Ankunft in Ofen machte große Sensation. Ich ging sogleich zum Statthaltereisekretär von Lányi und fragte ihn, ob er kassiert sei? Seine Antwort war ja.

Da man ihm aber gesagt, es sei auf allerhöchsten Befehl

1) Die Krönung in Prag fand am 6. Sept. 1791 statt. Ende August reiste der Kaiser von Wien ab.

geschehen, weil er bei der Füreder Zusammenkunft mitgewirkt habe, und er sich vollkommen reinigte und erwies, daß er so wenig wie ich jemals Fured gesehen habe, weil der falsche Denunziant — nichts aufweisen konnte und gestehen mußte, daß man ihn hintergangen habe, so sei er von seiner Obrigkeit als unschuldig verleumdet befunden worden, welche referiert, die Kassation verhindert und den Befehl erhalten habe, ihn, Lányi, pro indemniatione bei nächster Gelegenheit eine höhere Charge zu geben. Ebendiese Antwort erhielt ich von dem anderen ehrlichen Manne. Es hatte sich folglich der beste Monarch übereilt, dem Berichte seiner Hofstelle zu voreilig geglaubt und gegen alle seine Neigungen und Entschließungen einen Machtspruch unterschrieben, den er aber sogleich bei näherer Beleuchtung widerrief.

Nun forschte ich freilich nach allen Quellen und entdeckte den gespielten Betrug sogleich.

In Fured war wirklich eine Zusammenkunft von einigen edel denkenden Magnaten. Diese hatten verabredet, daß sie beim nächsten Landtage auf ihre alten Privilegia der Barbarei verzichten und dem König Leopold mehr Gewalt einräumen wollten, um Bürger und Bauern aus den Sklavensesseln zu retten und mehr Industrie im Lande zu befördern, dagegen sollte aber der Monarch den Bischöfen ihre ungeheueren Einkünfte und ihre Macht, ihre uneingeschränkte Herrschsucht und Habsucht vermindern und diese Einkünfte zur allgemeinen Wohlfahrt der gedrückten Stände, zur Aufmunterung der Industrie, Belehrung des großen, noch ganz wilden Haufens und zur Beförderung der Fabriken und der Handlung verwenden.

Diesen Plan hatten die Pfaffen entdeckt. Da sie nun alle meine Schriften kannten, welche für diesen Zweck geschrieben waren, so zweifelten sie keinen Augenblick, daß ich an der Spitze dieser Füreder Gesellschaft wirken mußte. General



Barco als kommandierender General, ein Mann, dessen Charakter allen Ungarn bekannt ist, wurde nun von ihnen gewählt, um den Monarchen zu betrügen und ihm die Füreder Zusammenkunft als ein höchstgefährliches Komplott zu schildern, welches doch im Gegentheil ganz für den Monarchen und des Landes Wohlfahrt abgestimmt war.

Ein Pfaffe, namens Gabelhofer<sup>1)</sup>, mußte einen arglistigen Auszug aus meinem mazedonischen Helden machen, den der Teufel selbst nicht boshafter hervorsuchen kann, um zu erweisen, daß ich üble Anschläge gegen Monarchen schon seit 26 Jahren geschmiedet habe, um sie dem Volke verdächtig zu machen. Dann hatten sie einige Stellen aus einem Buche gezogen, welches ich von dem Ursprunge der französischen Revolution wirklich in einem Stile geschrieben habe, der alle Völker von der Nachahmung abschrecken muß. Hieraus zogen sie den arglistigen Schluß, daß, da ich gegen die Obergewalt der Kirche und Magnaten die unteren Stände aufzuheben suche, auch durch meine Schriften und mein Betragen in Ungarn mir einen sehr großen Anhang, besonders bei allen Protestanten erworben habe, so möchten mir Ihre Majestät als einem höchst gefährlichen Manne in Ungarn das fernere Schreiben verbieten, mich näher beobachten und mir die Reisen dahin verbieten oder sich meiner Person versichern.

Der kluge Monarch kannte zwar mein Herz, meine Gesinnungen für ihn und hatte alle meine Schriften gelesen und heimlich gutgeheißen, sah sich aber genötigt, der Statthalterei, dem mächtigen Klerus und dem Berichte eines kommandierenden Generals nachzugeben und hatte dem Hofkriegsrate Befehl erteilt, mir den bereits gemeldeten Revers zur Befriedigung meiner Feinde vorzulegen. In diesem sitzt nun ein Fanatiker und

1) Johann Julius Gabelhofer, geb. 1753 in Oberösterr., Theologe, 1789 Lehrer an der ungarisch. hohen Schule zu Pest, 1792 Bibliothekar der Universität in Pest, gestorben 1794 in Pest.

böser Mensch. Dieser hatte den wirklich lächerlichen Aufsatz in seinem jedermann kenntbaren dummen Stil aufgesetzt und weit mehr von mir gefordert, als der Monarch befohlen hatte, vielleicht hatten auch die bischöflichen Dukaten oder versicherte große Ablässe dazu beigetragen.

Nachdem ich nun binnen zwei Tagen den ganzen Schlüssel der Intrige entdeckte, wodurch man den Kaiser betrogen hatte, entschloß ich mich sogleich nach Prag zu reisen, um ihm das ganze Rätsel aufzulösen. Da ich aber abends um elf Uhr in den Gasthof zum Adler nach Hause kam, sagte mir der Kellner, es habe der kommandierende Feldmarschall Prinz Koburg<sup>1)</sup> hergeschickt und sagen lassen, daß ich früh um 10 Uhr zu ihm kommen solle<sup>2)</sup>.

1) Prinz Friedrich Josias Koburg-Saalfeld (1737—1815), K. K. Feldmarschall, zeichnete sich schon im Siebenjährigen Kriege aus, sodann besonders gegen die Türken 1788—1789. Gegen die Franzosen war er unglücklich.

2) Über diesen Aufenthalt Trenck's in Pest berichten die: „Beiträge, Beleuchtungen u. zu Trenck's Lebensgeschichte 1793, S. 352 f.“, welche allerdings von Trenck's Gegner Gabelhofer herrühren sollen, u. a. folgendes: „Trenck kam in Gesellschaft eines liederlichen Weibsbildes, das sich Sophie Kuralt nannte, in Pest an. Hier ging das Lärmen und Toben über alles an. In Schenken, Kaufmannsbuden und Kaffeehäusern wurden alle jene verlästert und namentlich beschimpft, von welchen er mutmaßte und laut versicherte, daß sie zu seiner Demütigung beigetragen hätten, welche er doch seinen dummdreisten Schreibseleien allein zu verdanken hatte. Auch jetzt drohte er wieder mit der Herausgabe gewisser satyrischer Schriften, die eigentlich wieder Pasquille auf seine eingebildeten Gegner sein sollten. Er war einige Tage hier, ohne sich bei dem K. K. Generalkommando zu melden. Unterdessen waren die Befehle angelangt, den Baron Trenck vorzufordern, nicht, wie er in seiner Lebensbeschreibung falsch angibt, ihn zu arretieren. — Man schickt in das Wirtshaus zum Adler in der neuen Weltgasse und läßt ihn auf den nächsten Tag um 10 Uhr früh zum K. K. Generalkommando bestellen. Der Baron war nicht im Gasthose, und der Oberkellner bekommt und entrichtet den nämlichen Auftrag

Zugleich fand ich einen Brief aus Wien von einem Freunde im Hofkriegsrathe, daß ein Befehl vom Hofkriegsrathe an das Ofener Generalkommando ergangen sei, mich sogleich zu arretieren und nach Wien zu schicken, weil ich ohne Erlaubnis meinem Revers zuwider nach Ungarn gereist sei.

Ich kenne die Macht und Prozedur dieser Gerichtsstelle, wo ein Feind hinlänglich ist, den größten General zu opfern. Beispiele sind bekannt, denn Hofrath Weber hatte den Prinzen Eugen zum Tode verurtheilt<sup>1)</sup>, weil er ohne seinen Befehl die Türken schlug.

Ich hatte nun ebendas zu fürchten, sobald ich diesen Herren in die Hände geriet, deshalb faßte ich den Entschluß, nicht zum Prinzen Koburg zu gehen, um der Gefahr auszuweichen, und reiste früh am folgenden Tage nach Waizen vier Meilen von Ofen, wo ich in einem abgelegenen Wirtshause mein Geld abwarten und von da zum Monarchen reisen wollte, um alle Anschläge zu vernichten.

Ich wurde aber daselbst am folgenden Tage arretiert, nach Ofen geführt, hier wie ein Verbrecher auf der Offiziersstube mit wirklich lächerlichen Anstalten über die Nacht bewacht, am Morgen aber durch einen Kapitän der Garnison, Herrn von Cinnique, mit Extrapost nach Wien geführt, welcher Be- an den Herrn Major. Dieser nimmt seine Maßregeln und zieht unverzüglich aus diesem Gasthose nach jenem zum weißen Wolfen in der Hatwanergasse. Man wartet vergebens, Trenck erscheint nicht. Man hält Nachfrage, er war nicht mehr im Adler, doch erfuhr man, daß er beim Wolfen wohne. Man sucht ihn im weißen Wolfen, hinterläßt und bringt ihm den nämlichen Befehl. Und Trenck? — Er stellte sich wieder dem nicht vor, der im Namen seines Monarchen ihm vorgesetzt war. Er geht am dritten Tage zu einem Freunde, speist daselbst zu Mittag, hält Mittagsruhe und erhält von ihm einen Vorspann, um am Abend nach Waizen zu kommen.“

1) Prinz Eugen von Savoyen (1663—1736) soll wider den ausdrücklichen Befehl des Hofkriegsrates die Schlacht bei Belgrad (1717) gewagt haben.

fehl hatte, mich mit niemand sprechen, auch an niemand schreiben zu lassen<sup>1)</sup>).

Merkwürdig ist dieses, daß ich als ein wichtiger Übeltäter beurteilt worden sein muß, weil ich an der Linie<sup>2)</sup> als kaiserlicher Major einem Polizeikorporal zur Bewachung übergeben wurde, welches doch nur in dem Falle geschehen kann, wo der Delinquent schon wirklich zum Zuchthause oder zum Tode gesetzmäßig verurteilt ist. Da ich nun auch für diese schändliche Prozedur gar keine Genugthuung erhalten habe, so darf ich auch wohl den einen Schurken im öffentlichen Drucke heißen, welcher dergleichen Befehle gegeben hatte, und ich würde ihn noch jetzt nicht anders titulieren, wenn ich ihn entdecken hätte können und er auch im Feldmarschallsstolze vor meinen Augen erschiene.

Am folgenden Morgen wurde ich in die Stadt geführt<sup>3)</sup> und erhielt Hausarrest in meiner Wohnung, die Grenadierleutnants wechselten aber täglich ab, blieben in meinem Zimmer und hatten Befehl, mich an niemand schreiben, auch sogar meine Frau und Kinder nicht mit mir sprechen zu lassen, welches doch nur in Staaten geschehen kann, wo der höchstmögliche Grad des Despotismus wüthet.

1) General Rottigni, der Kommandierende von Waizen, erhielt den Befehl, „den Oberstwachmeister Trenck, welcher auf wiederholte Zitierung und Vorladung, sich bei dem Generalkommando zu stellen, sich nicht nur weigerte, sondern heimlich mit Hilfe des Komitatsvorspanns unter Begünstigung der Nacht die Flucht ergriffen habe, sobald man seiner habhaft werden könnte, zu arretieren.“ (S. Beiträge, Beleuchtungen usw. zu Trencks Lebensgeschichte 1793, S. 356).

2) Die äußeren Festungswerke Wiens nannte man die „Linie“.

3) „Der heimliche Botschafter,“ eine handschriftliche Zeitung in der Wiener Hofbibliothek schreibt am 20. September 1791: „Der bekannte Freiherr von Trenck ist auf Befehl des kommandierenden Herrn Generals in Ungarn, Prinzen von Koburg, geschlossen hieher gebracht worden, weil er durch eine in diesem Lande herausgegebene Schrift aufrührerische Gesinnungen bei der Nation zu verbreiten suchte.“

Ich wartete auf die Rückkehr des Monarchen aus Böhmen mit vortwurfsfreier Seele und gesichertem Siege, aber am 19. Tage meiner Arretierung und drei Tage vor seiner Erscheinung in Wien kam der Platzmajor und brachte mir meinen Degen nebst folgendem Reskripte vom Hofkriegsrate:

„Nachdem in der ganzen Sache ein Mißverständnis obgewaltet hat, so ist der Herr Oberstwachmeister Baron Trenck hiermit seines Hausarrestes entlassen, welchen sich derselbe deshalb zugezogen hat, weil er sich bei dem Generalkommando nicht nach dem Dienstgebrauch gemeldet und seine Wohnung in Ofen dreimal geändert hat; die ihm durch ebendiesen Mißverstand abgenommenen Schriften sollen ihm auch zugleich hiermit zurückgegeben werden . . . 1).“

Höchst merkwürdig ist hierbei dieses, daß man, als ich in Ungarn war, mein Zimmer gewaltsam erbrochen und sich aller meiner Schriften bemächtigert hatte. Man muß mich folglich als einen Landesverräter angeklagt haben, sonst hätte dieses ja nie geschehen können, und dennoch hat mich

1) Die Untersuchung des Hofkriegsrates wider Trenck bezog sich auf folgende Punkte: 1. über seine in Handschriften vorfindlichen Aufsätze; 2. über zwei Broschüren, welche man von seiner Feder vermutete, weil sie mit seinen mündlich oft geäußerten Grundsätzen übereinstimmten; 3. über seine Reise nach Ungarn; 4. über sein Herumschwadronieren daselbst, besonders unter den Bürgern und 5. über seine daselbst bezeugte Insubordination. Seine Schriften wurden ihm indessen zurückgegeben, da es sich herausstellte, daß er an der Verfassung der beiden Broschüren unschuldig war, und seine Verhaftung und sein Hausarrest sollte anstatt der Strafe gelten, welche er sich durch sein subordinationswidriges Benehmen zugezogen haben würde. — Der „heimliche Botschafter“ meldete am 7. Oktober 1791: „Freiherr von Trenck ist Sonntag den zweiten dieses in Freiheit gesetzt worden. Unter seinen in Beschlag genommenen Schriften, die einen ganzen Koffer anfüllten, soll sich auch ein Gebet um baldige Auflösung Josephs des Zweiten befunden haben.“

niemand befragt, mir niemand die Ursache gesagt, warum ich arretiert sei.

Schändet ein solches Verfahren nicht die Regierung eines großmütig gerechten Monarchen, der so heilig versichert, daß man nie von Machtsprüchen unter seiner Regierung hören würde, und sollten diese wohl ein General, ein Hofrat zur ewigen Schmach der Gesetze und mit ungestrafter Beleidigung der Volksrechte bewerkstelligen können?

Noch mehr . . . ich habe ja dem Staate 43 Jahre mit Ehre gedient und Lohn und Achtung verdient, ich habe demselben gewiß mit mehr Eifer und Wirkungskraft gedient als keiner von allen denen, die mich mißhandelten. Ich war Stabssoffizier seit dreißig Jahren, war Herr und begüterter Landmann in Oesterreich, besaß Güter, hatte Frau und acht Kinder im Lande, wovon der älteste Sohn im dreiundzwanzigsten Jahre Kapitän war. Jedermann wußte, daß ich nie General noch Minister sein wollte, daß mich der Monarch mit seinem ganzen Vertrauen beehrte, daß ich in Ungarn eben die wichtigste Rolle für ihn gespielt hatte, und dennoch fand Pfaffenrache Mittel, den Fürsten Koburg, einen weltbekannten Menschenfreund, dahin zu bewegen, daß er aus Kurzsichtigkeit, welches eben kein Herzens-, sondern nur ein Naturfehler ist, nicht nur einen Mann meiner Gattung arretieren ließ, sondern sogar einen öffentlich nunmehr falschen Bericht an den Hofkriegsrat ergehen ließ, „daß ich in Ofen dreimal meine Wohnung verändert hätte und ihm deshalb verdächtig erschienen wäre“.

Da nun dieses positiv nicht wahr ist und aus ebendiesem erlogenen Berichte alle Folgen entstanden sind, die mich so grob beleidigten, da mich gewiß in den österreichischen Staaten, besonders in Ungarn, wo ich so viel getan, gelitten und verloren habe und die allerwichtigste Rolle für den Monarchen spielte, niemand unter die Bagabunden rechnen kann, auf welche die Polizei ein wachsameres Auge richten muß, so ist ohne Wider-

spruch erwiesen, daß der Adjutant oder rapportierende kommandierende General entweder von den Pfaffen betrogen war, um mir den Streich zu spielen, oder der falsche Rapporteur hat einen unüberlegten Schritt gemacht und nicht wie ein ehrlicher Mann gehandelt. Das erste ist wahrscheinlich, aber das andere zugleich verdächtig, weil ich auf meine ernsthafte Zuschrift, die Sache gründlich zu untersuchen und pflichtmäßigen Bericht an das Obergericht abzustatten, gar keiner Antwort gewürdigt worden bin.

Vermutlich hat ein so wichtiger Mann als Militärbrigade sich vor sonnenklar erwiesenem Irrtum geschämt und bei einer Obrigkeit, die willkürlich zu verfahren gewohnt ist, auch seine eigene Unfehlbarkeit behaupten wollen. Ich aber bin zur Verteidigung meiner Ehre berechtigt, den und die öffentlich Verleumder zu heißen, welche den falschen Bericht abgestattet haben, denn es ist erwiesen, daß ich nur zwei Tage im Adler zu Ofen logierte und am dritten aus ebendem Hause abreiste. Ich möchte auch gerne wissen, ob ein Mann meiner Gattung, meines Ansehens wohl verdächtig scheinen könne, wann ich etwa ein anderes Wirtshaus gewählt oder mich bei einem Freunde einlogiert hätte.

In allen Fällen ist demnach der Fürst Koburg allein an allen Folgen schuld, welche sein unüberlegter Bericht verursachte, und ich fordere ihn hiermit zum öffentlichen Beweise desselben auf, will auch Ehre und Güter verlieren, wenn er denselben legal zu erweisen fähig ist.

Der Monarch war so wie das Publikum von der Wahrheit überzeugt, er konnte aber weder einen Feldmarschall als einen Lügner strafen, noch weniger dem ganzen Hofkriegsrathe einen derben Verweis wegen unbesonnener Übereilung, noch despotisch gesetzwidrigen Verfahrens geben. Ich war also das Opfer der Politik und Übermacht, und da ich nichts zu schonen gewohnt bin, wo Recht und Ehre und Sicherheit des besten

Staatsbürgers ungestraft beleidigt werden kann, den der beste aufgeklärte Monarch nicht gegen einen verbrüdereten Schwarm schützen konnte, der nicht edel genug dachte, um das mit Ehre zu widerrufen, was man vielleicht nur aus Parteigeist oder Kurzsichtigkeit beschlossen hatte, so blieb mir nichts übrig, als der Übermacht auszuweichen.

Ich forderte demnach im entschiedenen Tone eine öffentliche Genugthuung oder meinen Abschied, wobei ich zugleich auf meine Militärpension von 900 fl. feierlichst verzichtete, meinen abgezwungenen Revers zurückforderte und erklärte, daß ich den Überrest meiner Tage ganz unabhängig nach Willkür in- oder außerhalb der österreichischen Staaten zubringen wolle, ohne daß ich hierzu Erlaubnis bedürfe oder irgendeiner Militär-  
obrigkeit Gehorsam schuldig wäre.

Man hatte hierüber berichtet, und ich erhielt folgendes Dekret vom Wiener Generalkommando, wohin ich mich als an die erste Stelle gewendet hatte:

„Ihre Majestät haben dem Herrn Major Baron Trenck auf sein Ansuchen die Quittierung der bisher bekleideten Majorscharge, ohne Ausstellung des sonst gewöhnlichen Quittierungsreverses bewilligt, seinen wegen Unterlassung der Schriftstellerei ausgestellten Revers ihm wieder zurückzustellen sich entschlossen und die bisher genossene Pension von 900 fl. auf 1500 fl. zu vermehren und selbige seiner Frau und seinen Kindern ad personam gegen das zu lassen genehmigt, daß sie solche in Ihrer Majestät Landen genießen.

Wovon dem Herrn Baron Trenck die Mitteilung geschieht, zugleich aber gedachter Revers wegen Unterlassung der Schriftstellerei hiermit eingehändigt und derselbe weiters erinnert wird, daß seine Frau und Töchter obberührte Pension von jährlichen 1500 fl. vom 18. des Monats Oktober an, als den Tag der herabgelangten allerhöchsten



Resolution, aus dem Kriegszahlamt dahier gegen Quittung der Mutter zu empfangen haben.

Wien, den 28. Oktober 1791.

Kinsky<sup>1)</sup>

v. Orlandini<sup>2)</sup>.

An den Herrn Baron Friedrich von Trenck. "

Kann man wohl einen rühmlicheren Abschied erhalten? und zeugt dieses nicht, daß der großmütige Monarch gnädig und gerecht für mich dachte? Als ich meinen Abschied forderte und stolz auf die Pension verzichtete, vermehrte er dieselbe und gab sie meinen Kindern. Dieses ist also ein offener Beweis, daß er mir wohlwollte, in der Lage aber, worin er sich befand, noch nichts öffentlich für mich tun konnte, ohne die ungarische Geistlichkeit zu beleidigen, die er noch sehr zu schonen Ursache hatte. Man mutmaßte ohnedies, daß ich bei dem Landtage unmöglich so viel zu schreiben gewagt haben würde, wenn ich nicht den Rücken heimlich frei gehabt hätte, denn auf so häufige Klagen und eingeschickte Berichte hätte ja der Monarch mir nur das Schweigen befehlen oder mich nach Wien berufen können, da aber dieses bis zum Ende des Landtages nicht geschah, so zweifelte niemand an politischer Nachsicht des Hofes, und man beurteilte mich als Leopolds Werkzeug, um seinen Zweck zu erreichen. Er durfte mich also noch nicht öffentlich schützen oder belohnen, und obgleich er mir heiligst versprochen hatte, wenigstens das zu vergüten, was das Ararium bei Verkauf der Trenckschen Güter wirklich eingezogen hatte, und mir sodann die Freiheit gab, die jetzigen Besitzer den ungarischen Landesgesetzen gemäß anzugreifen, obgleich er mir versicherte, daß ich bei Austeilung der königlichen Fiskalitätsgüter im Banat ein Äquivalent für das Verlorene erhalten sollte, so blieb

1) Graf Josef Kinsky von Wchinitz und Tettau (1731—1804), General der Kavallerie, Liebling Josefs II.

2) Thomas von Orlandini, Generalauditorleutnant, 1796 Hofrat beim Hofkriegsrat (S. Megerle, Memorabilien S. 155).

er dennoch unentschieden und verschob die Erfüllung, bis ihm ein schleuniger Tod die herrschende Macht entriß. So hat mein widriges Schicksal in allen Unternehmungen mit mir gespielt!

Leopold stieg auf den Thron, ich kannte ihn ganz, er würdigte mich seiner Achtung und gewann mein Herz, mein ganzes Vertrauen . . . Die Verbindung der Vorfälle und Umstände allein verhinderten ihn, mich zu belohnen.

Müde vom Kampfe, abgeschreckt durch Erfahrung und unfähig zu großen Entschlüssen, entfernte ich mich nun von Wien, wo der wirkliche ehrliche Mann vom mächtigen Haufen nichts als Verfolgung und Undank zu erwarten hat. Ich bin auch zu alt, um bei einem jungen Fürsten eine neue Laufbahn anzufangen, und entschloß mich, eine vollkommene Unabhängigkeit zu wählen, wo der echte Weltkenner Ruhm und seiner Mitbürger Beifall verdienen kann. —

Nachdem ich bei so groben Beleidigungen von den Gerichtsstellen gar keine Genugthuung erhalten konnte und den Weg zum Rechte vergebens suchte, ließ ich mich öffentlich im Theater und im Publikum sehen. Alles gaffte mich mit Bewunderung an, denn überall hatten meine Feinde ausgesprengt, ich hätte in Ungarn Rebellion angefacht und wäre kreuzweise geschlossen nach Wien und von da auf den Spielberg zu ewigem Gefängnis geführt worden. Ein Hofrat versicherte sogar auf Ehre in einer Gesellschaft, er habe mich an ebendem Tage, da ich abends in der Komödie sichtbar war und mit erhabenem Kopfe im Kreise niederträchtiger Feinde stand, die mir zu meinem neuen Siege Glück wünschten, in den Narrenturm einsperren gesehen, und die öffentlichen Zeitungen hatten mich als einen Landesverräter schon in den fürchterlichsten Kerker gesperrt. — Noch mehr! Ich reiste drei Tage nach dieser Szene, die den Wienerischen Dummköpfen und Bösewichtern so wenig Ehre macht, nach Zwerbach zu meiner Frau und meinen Kin-

dern. Indessen hatte ich einem Kaffeesieder, namens Wigand, den Auftrag gegeben, meine Briefe von der Post anzunehmen und mir dieselben nachzuschicken. Ich wunderte mich, als ich keinen erhielt, und fragte bei meiner Zurückkunft um die Ursache. Seine Antwort war, es sei ein sicherer Grossing im Namen der Polizei zu ihm gekommen und habe alle meine Briefe bei schwerer Bedrohung abgefordert. Empört über eine so große Beleidigung zu einer Zeit, da ich mit so viel Ruhm meine Freiheit erhalten hatte und gewiß keiner Obrigkeit, keinem ehrlichen Manne verdächtig sein konnte, eilte ich zum Polizeidirektor, Herrn von Beer<sup>1)</sup>, der sonst ein rechtschaffener Mann ist, und forderte öffentliche Bestrafung des ruchlosesten Bösewichts Grossing, den ganz Wien in dieser Gestalt kennt.

Herr von Beer schien zu staunen und forderte von mir einen schriftlichen Vortrag, um mir vollkommene Genugthuung zu verschaffen, weil der Mensch weder unter die Rundschafter der Polizei gehörte<sup>2)</sup>, noch jemals dergleichen Befehle von derselben gegen mich gegeben worden wären. Ich wartete vierzehn Tage auf die Entscheidung, als aber nichts erfolgte, ging ich zu ihm. Bei dem Eintritte sagte er mir: „Dem nichtswürdigen Kerl habe ich recht den Kopf gewaschen, er wird es gewiß nicht mehr wagen.“ Ich forderte Bestrafung, gab meine Klage nochmals schriftlich ein, erhielt aber gar keine Antwort, und der Kerl blieb unbestraft.

Ist dieses nicht ein offener Beweis für die erbärmlichen Wiener Prozeduren? Welcher ehrlicher Mann ist seines Lebens, seiner Ehre, Freiheit und Gutes da sicher, wo Gerichtsstellen solche Schandtaten gegen die allgemeine Sicherheit des besten

1) Franz Anton von Beer, geb. 1735, gest. am 25. Sept. 1796, Hofrat und Polizeioberdirektor in Wien (S. Megerle, Memorabilien S. 276).

2) Grossing gehörte sicher der Geheimpolizei an, wenngleich er auch auf der Seite der Unzufriedenen stand.

Staatsbürgers protegieren können? Und das geschah unter der Regierung des gerechtesten und bestmöglichen Leopolds<sup>1)</sup>.

Nun ging ich endlich zu ihm und fand ihn wie gewöhnlich liebeich. Mein Vortrag erschütterte und beunruhigte, weil er mich ganz kannte und allein wußte, daß mein Diensteifer für ihn mir diese neuen Verfolgungen zugezogen hatte.

Er tadelte allein meine Übereilung, da ich vom Hofkriegsrate den Abschied forderte, den er mir nicht verweigern konnte; er versicherte mich ganz seines Mitleids, seiner Gnade für die Zukunft, besonders für meine Kinder und hieß mich gelegenerer Zeit abwarten, wo seine Hände zum Wohltun weniger gebunden wären als gegenwärtig. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, mir Vergütungsgüter im Banate zu geben.

Seine Antwort war: „Geduld! es geschieht gewiß, aber jetzt kann ich nicht, weil die ungarische Geistlichkeit, Ihre Kapitalfeinde, in ihrem Verdachte gestärkt würden, daß ich Ihre Schriften und Ihr Betragen gutgeheißen habe und noch dazu belohnen wolle.“

Kurz gesagt . . . er hieß mich ruhig auf meinem Gute eine bessere Gelegenheit und Zukunft abwarten, hatte aber nicht den Mut, mir öffentlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So sind die Hände der besten Fürsten da gebunden, wo Ministerialdespotismus einmal eingerissen ist und der Pfaffe als Giftmischer den Monarchen von allen edlen Handlungen zurückschreckt. Der weise Leopold kannte die Gefahr und hätte ihrer Gewalt, ihrem angemessenen Einfluß auf die Regierung selbst gewiß Schranken gesetzt, wenn er länger gelebt hätte. Er kannte die Quelle des Übels in seinen Staaten. Ich habe überzeugende Beweise seiner Scharfsicht und Entwürfe, um diesen erhabenen und zugleich gefährlichen Zweck durch Verstellungskunst zu erreichen. Ich hatte auch Ursache, mein Glück von seiner Hand zu erwarten, weil er ein ehrlicher Mann

1) Welcher freilich Briefe gerne heimlich eröffnen ließ.

auf dem Throne war, und entschloß mich, die mir vorgeschriebene Geduld zu beobachten. Mein grimmiges Schicksal entriß mir aber diesen großen gekrönten Menschenfreund, ehe er seine Absichten auch für mich erfüllen konnte. Schreckliche Nachricht für mich, da mein Ohr diese Todesbotschaft hören mußte! Erschrecke, Leser! schwinde zurück in meine Geschichte, und lerne von mir standhaft im Unglück bleiben! stolz den Gefahren entgentreten, die Gunst der Mächtigen entbehren und deinen Hafen in dir selbst suchen. Ich trotzte Friedrichs Eigensinn und wurde ein Märtyrer seiner Fürstengewalt; ich suchte bei der frommen Theresia Gerechtigkeit, und sie suchte und fand Ablass, da, wo sie gerecht zu sein verhindert wurde. Josef versprach mir alles, und ich wollte nichts bei ihm suchen, weil ich ihn kannte. Für Leopold tat ich alles und erhielt nichts, weil er zu früh starb, und von seinem Nachfolger erwarte ich alles, falls er, ehe ich selbst sterbe, das belohnen will, was ich bei ihm und seinen Vorfahren verdient habe. Ich will aber nicht mehr da anfangen, wo ich längst hätte aufhören sollen.

Unruhig und immer von Fanatikern und Rechtsverdrehern geneckt, lebte ich einige Wochen auf meinem Gute und schickte meine Frau nach Wien, ehe Leopold starb.

Er empfing sie mit aller möglichen Distinktion, die sogar Neid erregte. Er empfahl sie selbst seiner Gemahlin, welcher er alle Präbenden und Pensionsverteilungen aller weiblichen Foundationen übergeben hatte. Die Monarchin<sup>1)</sup> empfing sie mit ganz besonderer Gnade und gebot ihrer Obersthofmeisterin, sie bei den ersten Vorfällen und Vakanzan vorzüglich an meine Töchter zu erinnern. . . Doch ach! sie ist jetzt auch gestorben und hat gleichfalls nichts getan. Ich aber bin zu müde, zu oft getäuscht, um neue Versuche zu unternehmen, und will in fremden Staaten suchen, was ich nie im gefühllosen Oesterreich

1) Maria Ludovika (1745—1792), seit 16. Februar 1764 mit Leopold II. verheiratet, ihr Tod erfolgte am 15. Mai 1792.

finden konnte. Da ich nun den Kaiser Leopold als meinen Schutzgott auch im Grabe verehere, obgleich er mir in Wirklichkeit nichts Gutes erzeugt hat, welches der Wichtigkeit meiner ihm geleisteten Dienste angemessen gewesen wäre, so fordert doch meine Pflicht, der Welt auch von ihm im konzentrierten Vortrage die Wahrheit bekanntzumachen, so wie ich sie geprüft habe und mit Ehre und Gewissen bekräftigen kann.

Leopolds Neigung, Temperament, Herz und Eigenschaften waren dem Charakter seines Bruders Josefs ganz entgegengesetzt. Er war ganz Mensch, ganz geboren und gebildet, um als Monarch sein Volk glücklich und in friedlichen Hütten ruhig wohnen zu machen; sein Wille war immer dazu geneigt; seine Fähigkeit aber nicht von der ersten Klasse, wohl aber weit über die Mittelmäßigkeit erhaben. Voreiligkeit in Entschlüssen entfernte ihn nicht von der Standhaftigkeit eines Gesetzgebers, und bei einer gesunden Überlegungskraft hatte ihn die Regierung im kleinen Toskana zu wichtigeren Unternehmungen vorbereitet.

Seine gefühlvolle Seele war zu allen erhabenen Handlungen geneigt, da er aber im kleinen Florenz alles wissen wollte, folglich dort auch Zeit hatte, sich in Kleinigkeiten zu mischen, so überhäufte er im weitläufigen Wien seine Arbeit mit Gegenständen, die ein großer Monarch allein seiner Polizei überlassen sollte<sup>1)</sup>. Geheimer Kundschafter Bericht in Privatgesellschaften müssen den Thron nicht beschäftigen, wodurch der Verleumdung Gelegenheit gegeben wird, Giftmischereien anzubringen.

Es ist wahr, daß er bei seiner Ankunft in Wien ganze Ballen Denunziationen verbrannte, ohne sie zu lesen, während sie sein Vorgänger zur Lieblingsbeschäftigung verwahrt hatte. Wahr ist auch dieses, daß Josef ein schwarzes Buch hinterlassen hatte,

1) Leopold II. hatte einen großen Hang für die Geheimpolizei, den er schon in Italien ausgeübt hatte.



Frederich Freyherrn von Trenck's letztes Schicksal.  
als ein Beitrag zu seiner so merkwürdigen Lebens Geschichte  
Wien in Pöschel's Buchhandlung August 1797.

### Trenck's Hinrichtung.





worin die Namen derer bezeichnet waren, die noch bestraft oder in Untätigkeit gesetzt werden sollten. Wahr ist es, daß, als Leopolds Thronerbe danach griff und es lesen wollte, der edle Vater ihm dasselbe aus der Hand nahm und mit den ewig zu verehrenden Worten in das Feuer warf:

„Weder du noch ich müssen den Inhalt wissen!“

Welcher denkwürdige Charakterzug für einen Monarchen! Seine Untertanen hatten folglich keine Machtsprüche zu fürchten. Indessen wußten seine verbrüdereten Gerichtsstellen doch in solchen Fällen, wo sie seiner Wohltätigkeit Fesseln anlegen wollten, die Wege, ihn mißtrauisch und schüchtern zu machen oder ihren gewohnten Ministerialdespotismus zu bemänteln.

Allwissend ist kein Monarch. Er kann aus dem Mittelpunkt des Ganzen seiner weitläufigen Staaten den Gesichtskreis nie übersehen, wo die Arglist die Wahrheit umwölken will. Ich selbst war ein Opfer dieser Manipulation, und so genau er auch mich, mein Herz und meinen besten Willen kannte, so konnte er doch dem vereinigten Haufen der Priester, Magnaten und Referenten kein offenes Mißtrauen zeigen und mußte wenigstens scheinbar glauben, was sie im falschen Lichte vortrugen.

Genug, er sah heller, als man von ihm urteilte, und hätte schon zu seiner Zeit gezeigt, daß er nicht so leicht zu verleiten war, als man glaubte, wenn er nur länger gelebt hätte. Er stieg aber zu einer Zeit auf den Thron, da Josef alles durcheinandergeworfen und zerüttet hatte, seine Länder waren einem Chaos zu vergleichen. Brabant war schon abgefallen und verloren, und alle übrigen Provinzen standen schon zur Revolution bereit. Sein Vorfahr hatte durch überschnelle Verordnungen alles beleidigt und in allgemeine Verwirrung gebracht und Mißmut bereits den höchsten Gipfel erstiegen, Leopold vereitelte jedoch alle Entwürfe seiner Staatsfeinde.

Seine Priester hatten Brabant empört, in Ungarn geschah

ebendas, und Böhmen wankte gleichfalls. Der Türkenkrieg hatte die Kassen erschöpft, die Armee zugrunde gerichtet, und allgemeiner Mißwachs drohte den mißvergnügten und wirklich beleidigten Völkern mit Hungersnot. Auf der anderen Seite hingegen stand die bewaffnete, fürchterliche preußische Macht schon an den Grenzen bereit, um der Monarchie den tödtlichen Streich zu versetzen. Nie war Oesterreich in einer so schrecklichen Lage als in diesem Zeitpunkte. Leopolds Klugheit und zu rechter Zeit benützte Nachgiebigkeit, seine feine Politik fand allein Hilfsmittel gegen alle drohende Gefahr. Er gewann die Herzen, das Vertrauen der Ungarn und schloß den Reichenbacher Frieden<sup>1)</sup> auf eine Art, die nur der tadeln kann, welcher die damalige Lage der österreichischen Staaten nicht kannte.

Dieser Schritt änderte das ganze Theater Europas. Der Friede erfolgte auf allen Seiten. Das abgefallene Brabant kehrte zurück, die Ungarn spitzten die Ohren und taten murrend, aber doch demütig, was Leopold befahl. Ihr herrschsüchtig aristokratisches Diplom wurde herabgesetzt, er gebot die Krönung in Preßburg, die man in Ofen vollziehen wollte, und wurde unbemerkt durch sein liebereiches Betragen Befehlshaber, wußte auch die aufwieglerische Nation so zu gewinnen, daß sie jetzt geneigter als jemals sind, Gut und Blut für gute Könige herzugeben. Gewiß ein Meisterstück der feinsten Staatsklugheit!

Der türkische Friede<sup>2)</sup> erfolgte auch, weil er keine unbewölkerten Wüsten erobern wollte. Und so sehr auch die preußischen und österreichischen Absichten einander entgegenkreuzten, so fand er doch Wege, um beider Monarchien Interesse zu verbinden und deutsche Bruderliebe zu befördern.

Eine Epoche, die in der Geschichte ebenso merkwürdig als

1) Der Reichenbacher Vertrag am 26. Juli 1790.

2) Der Friede von Sistova im August 1791.

uns Mitlebenden wunderbar scheinen wird, so verdächtig auch immer den Berliner Patrioten die Wege scheinen werden, durch welche eine wahrscheinliche Unmöglichkeit werktätig möglich wurde.

Ein gewisser Minister hat mich zwar mit Bitterkeit beschuldigt, daß ich durch meinen damaligen Einfluß auf das Zutrauen des Monarchen und sogar durch Schleichwege viel zu diesem Frieden beigetragen habe<sup>1)</sup>. Die Nachwelt wird aber mein Urteil sprechen, und ich werde besser unten mehr von diesem wichtigen Vorwurfe redlichen Deutschen zur Beurteilung vorlegen. Hier lehre ich zur treuen Schilderung eines Monarchen zurück, dessen Asche ich verehere, weil sie aller redlichen Deutschen dankbares Andenken verdient und seine Klugheit deutsches Blut zu vergießen verhindert hat.

Seinem Betragen gemäß war er ganz Vater seines Hauses und zugleich seiner Völker. Er hatte viel gelesen, viel geforscht und seine Entwürfe scharfsinnig durchdacht, er war gelassen in der Ausführung und entschlossen in großen Gefahren, wohlthätig für Bedrängte und nicht unversöhnlich bei Beleidigungen. Herzensgüte beseeelte seine Handlungen, und edler hat noch kein Monarch gedacht, wenn er zu Machtssprüchen verleitet werden sollte. Seine häufigen mit Gerechtigkeit begleiteten Pensionen, die er nur Hilfsbedürftigen gerne gab, beweisen sein erhabenes Gefühl, und daß er Verdienste und Wissenschaften zu schätzen wußte, wird jeder bestätigen, der sein Betragen beobachtet hat.

Nie überließ er sich den gefährlichen Wirkungen des Zorns, obgleich er zu Übereilungen geneigt schien, und war immer leicht zu besänftigen, weder rachgierig noch unversöhnlich. Im Lesen belehrender Bücher fand er Vergnügen, und seine Wißbegierde blieb immer mit gesunder Überlegung im Gleichgewicht. Ernst-

1) Merkwürdig, daß sich die Wege der beiden Abenteurer, Casanova und Trenck, stets kreuzen, auch Casanova war zu dem Reichenbacher Kongreß gereist, um dort irgendwie im Trüben zu fischen.

haft, wo es die Umstände erforderten, blieb sein persönlicher Umgang doch immer einnehmend und reizend, und als Gesellschafter vergaß er gerne das Gebietende und Zurückhaltende der Majestät. Sein Thron, der Zutritt stand allen Bedrängten ohne Unterschied des Standes offen; und obgleich die nie zufriedenen Wiener klagten, daß er mehr Maria-Trost als Maria-Hilfe<sup>1)</sup> war, so tat er doch wesentlich viel Gutes, hörte alle Vorträge mit Gelassenheit an, konnte aber unmöglich alle befriedigen und mußte, weil die Last zu schwer war, die Untersuchung zu viel Zeit forderte, viele Bittende an die verordneten Gerichtsstellen verweisen, die nach Wiener eingeschlichenem Brauche zu verfahren gewohnt waren und nicht so edel noch gerecht wie der Monarch handelten. Hieraus erwuchsen auch billige Seufzer, die er mit der Zeit gewiß gern gemildert hätte, wenn er mehr als Mensch gewesen wäre. Er sah den Druck seiner Völker und arbeitete im geheimen, um den kleinen Despoten Schranken zu setzen und ein gemäßigtes Gleichgewicht unter den verschiedenen Ständen zu bestimmen. Der Zeitpunkt zu dieser wichtigen Unternehmung blieb aber noch entfernt, weil die Priestermacht noch zu genau mit der aristokratischen verwebt war und seiner Vorfahren Schwäche den Nationalcharakter verdorben hatte.

Überall, wo er sich hinwandte und Hilfe suchte, war der wahre Patriotismus erloschen, weil besonders Theresens Nachgiebigkeit und übertriebene Güte die Betrüger und Staatsblutegel, die Ablassnegozianten und Bösewichte genährt und sie durch verkettete Protektion unbestraft gelassen hatte.

Schwer, ja unmöglich ist es aber allezeit einem Fürsten, Hilfsmittel zu finden, wo das Übel bereits krebbsartig ist und nur wenige noch Willen und Fähigkeit besitzen, um ihr Privatinteresse dem allgemeinen Besten aufzuopfern. Dieses sah, empfand und kannte Leopold im vollen Gewichte, desto schwerer

1) Anspielung auf zwei beliebte Wiener Gnadenbilder.

drückte ihn die Regierungsbürde. Aber standhaft im Vorsatze hätte er dennoch schon manchen Fortschritt im Inneren des Staatsgebäudes bewirkt, wenn ihn nicht die äußeren Umstände, die Befestigung eines ebenso notwendigen als dauernden Friedens zurückgehalten, zu viel beschäftigt hätten und ein frühzeitiger Tod ihm alle Entwürfe vereitelt hätte. Er hinterläßt seinem kronenwürdigen Nachfolger<sup>1)</sup> sein Vorbild, seine fürstlichen Tugenden, sein Modell, nach welchem er Oesterreichs zerrüttetes Staatsgebäude wieder aufzuführen wollte. Mit Herkulesarbeit muß dieses fortgesetzt werden, und ich kenne ihn so gut, daß ich die besten Wirkungen vorherzusagen kann, wünsche ihm von Herzen gute Ratgeber, glückliche Wahl, redliche Mithelfer, auch Geduld, Standhaftigkeit, Gesundheit, Kräfte und Glück, um den edelsten Zweck eines würdigen Monarchen auszuführen. Er kennt mich; die Vernunft und Lokalkenntnis, die häuslichen Bedürfnisse und die Vaterpflicht hießen mich nur so lange in fremde Länder reisen, bis der junge Monarch solche Männer sucht, die ohne Eigennutz noch Eitelsucht gerne für ihn arbeiten wollen. Daß es mir aber am Willen so wenig als an Fähigkeit fehlte, davon ist er gewiß überzeugt.

Leopold war auch in seiner Religion ganz Christ, obgleich er die eingerissenen Mißbräuche derselben in aufgedeckter Blöße genau kannte und geprüft hatte. Von allem mystischen Aberglauben war er weit entfernt, mußte sich aber noch immer in Zeit und Umstände schicken, wo die römische Politik in Volksverblendung wühlte und wo die hierarchische Herrschsucht auch dem klügsten König Schranken zu setzen weiß. Durch Mäßi-

1) Franz I., Kaiser von Oesterreich, als deutscher Kaiser Franz II. (1768—1835). Die Hoffnungen, die Trenck auf ihn setzte, erfüllten sich nicht, denn gerade unter ihm, der der letzte Kaiser von Deutschland und der erste Oesterreichs war, setzte eine heftige Reaktion ein, die für Oesterreichs Entwicklung sehr verhängnisvoll war.

gung und Zurückhaltung seiner wahren Absicht hätte er gewiß den Zweck eines guten Landesvaters erreicht. Die bischöflichen ungeheueren Einkünfte, der ausaugende Mönchschwarm und der würgende Fanatismus wären unfehlbar allgemach gemindert worden. Dieses wichtigste Werk mußte er aber seinem Kronerben hinterlassen. Gott gebe, daß dieser in der Ausföhrung weder laulich noch zurückgeschreckt werde, und daß der im Ministerium und bei den Mächtigen eingeschlichene Jesuitismus nie den Kopf emporheben könne, um uns in die Zeiten der Kreuzzüge, der Sixtus und Alexander zurückzuschleudern. Daß aber der uns zu früh entrissene Kaiser just so und nicht anders dachte, als ich ihn in diesen Blättern schildere, verbürge ich meinen Lesern mit meinem Gewissen und Ehrenworte, denn alles, was ich in Ungarn schrieb, hatte er im Manuscript gelesen, auch gutgeheißen; er befand sich aber in einer Lage, wo er mir sagen mußte:

„Trenck, arbeiten Sie sich allein durch! Hüten Sie sich vor Gift und Dolch! Ich kann Sie jetzt noch nicht öffentlich schützen, werde Sie aber nicht unbelohnt lassen.“

So mußte ein König sprechen, der eingerissenen Vorurteilen und Priesterränken nachzugeben gezwungen war. Und dieses Schicksal trifft alle Staaten, wo der Fanatismus noch die Blutfahne aufpflanzen kann. Ich glaube, daß Brabant allen Regenten zum Schreckbild dient, und erwarte jetzt von den europäischen Verwicklungen entweder allgemeine Aufklärung oder Rückfall in die Zeiten der dicksten Finsterniß.

Gott segne die Waffen derer, die sie für Menschenglück und Recht in die Faust genommen haben, und vernichte die wohlverdauten Anschläge des Fanatismus! Hierauf allein beruht die Wohlfahrt der Völker und die wahre Größe menschenliebender Fürsten, für die ich allein noch freudig meinen grauen Kopf auf das Schlachtfeld trage, falls es die jungen Heerführer erlauben. Irrig glaubt man, daß die Aufklärung Frankreichs Verwir-

rung verursacht habe. Ich war ein scharfsichtiger Beobachter aller Quellen des Übels. Der Druck des Volks, die vereinigte Kette der geistlichen und weltlichen Menschenhinder zwangen die, welche nichts mehr zu verlieren hatten als ihr Elend, zur Empörung. Und dieses Schicksal droht nur da, wo man Völker allein mit der Sklavenpeitsche regieren will, welches jetzt nur im Orient allein möglich ist.

Da, wo jedermann Ursache fühlt, mit seinem Zustande zufrieden zu sein, da, wo dem Ministerialdespotismus die Hände gebunden sind und der Adel nicht ausschließlich alle Ehrenstellen und einträgliche Ämter wegkapert, wo der brauchbare Bürger nicht in Untätigkeit verachtet bleibt und Verdienste und Fähigkeit den Kopf emporheben können, da, wo der Priester nicht die Erziehung der Jugend in Händen hat und Denken und Forschen erlaubt ist, wird gewiß die Aufklärung nie gefährlich, da ist auch keine vereinigte Revolution zu fürchten. Nur der kriegerische Fürst, nur der, welcher nicht allen Ständen gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt, findet in sich selbst Ursache, mißtrauisch zu sein, und wird durch französische Auftritte schüchtern gemacht. Frankreich ist das einzige Beispiel eines allgemeinen Aufstandes, wo der Priester nicht mitgewirkt hat. Dieses sind die gefährlichsten Männer in einem Volke, das Ursache hat, mißvergnügt zu sein. Aber wehe dem Fürsten, welcher deshalb glaubt, in Gefahr zu sein, wenn das Interesse der Kirche nicht mit dem seinigen verbunden ist. Hierdurch gerät er ganz unter die hierarchische Gewalt und muß sein dummes, betrogenes Volk ihrer Willkür schutzlos überlassen wenn er selbst Ablass verdienen und Seligkeit hoffen will.

Leopold hatte gewiß keine Gefahr, weil er wie ein Bate, unter Kindern lebte. Wer aber wie ein Mogul von seinem Volke entfernt lebt, seine Seufzer nicht hören kann und Beziere für sich denken und handeln läßt, der zittert mit Recht, wenn die Bedrängten murren.

Leopolds friedliebende Seele verdient Ehrensäulen von der Dankbarkeit der Nachwelt. Er hätte nicht nur seine Staaten, sondern ganz Europa gewiß glücklich gemacht und allen Zwietrachtsteim ausgerottet. Er war ein Beschützer der freien Künste, las von Jugend auf gerne scharfsinnige Bücher, beförderte die Wissenschaften und suchte den Umgang mit freimütigen, aufgeklärten und redlichen Männern. Weint bei seiner Urne, ihr redlichen Mitbürger der österreichischen Staaten! Solch einen Herrn habt ihr noch nie verloren, vielleicht auch noch nie verdient. Ich schrieb Lobreden bei seiner Krönung und schwieg bei seinem Grabe mit Behmut. Wahrlich, ihm allein diente ich mit warmem Herzen, und nichts reut mich, obgleich ich statt verdientem Lohn ein Opfer seiner Nachgiebigkeit und Unentschlossenheit wurde, und ich trauere bei seinem Grabe mit edlem Gefühl.

Leopold besaß fast alle Eigenschaften, die der Mitwelt Glück befördern und der Nachwelt Ehrfurcht verdienen. Zum Beweise seiner erhabenen Denkungsart will ich nur dieses erzählen.

Da ich ihn sehr oft sah und sprach, weil er mir freien Zutritt erlaubte, sagte ich ihm einst:

„Ich kenne Ew. Majestät Mängel und Vorteile im Staatsgebäude durch dreiundvierzigjährige Erfahrung gründlich, weil ich immer mit Forscheraugen sah. Ich will Ihnen meine Anmerkungen über Gegenstände geben, die man Monarchen nicht sehen läßt, die das Wespennest im arbeitsamen Zustand beleuchten und Ihnen auch nach meinem Tode nützen werden.“

Er bewilligte mir die Erlaubnis, ohne Rückhalt trockene Wahrheit zu schreiben. Es geschah sogleich, und ich übergab ihm einen Aufsatz von zwölf Bogen.

Acht Tage nach dessen Einhändigung ging ich wieder zu ihm. Er empfing mich liebevoll, ging in sein Kabinett und holte mein Manuskript heraus, gab es mir in die Hand, schlug



mich auf die Schulter mit den Worten: „So sollte ein jeder bei Hofe schreiben.“ — Er befahl mir auch zugleich, diese Schrift dem Erzherzog Franz, seinem Thronerben, zu geben und ihm nicht zu sagen, daß er sie schon gelesen habe.

Welches vortreffliche Merkmal einer erleuchteten und vortrefflichen Fürstenseele!

Er sprach beinahe zwei Stunden mit mir vertraulich vom ganzen Inhalte, folglich hatte er in so wenigen Tagen alles aufmerksam durchgelesen. Wer war bei einem so rührenden Auftritte lieber gehorsam als ich? Meine Geheimnisse waren angebracht, und ich sah die Wirkung in seinen Blicken und Ausdrücken. Gleich ging ich freudig nach Hause, schrieb noch folgende Dedicatation dazu und übergab sie dem jungen Fürsten am folgenden Tage:

Euer königliche Hoheit!

Hier ist mein letztes Schwanenlied,  
Das ich für Osterreichs Wohlfahrt singe.  
Herr, lies! Und wenn dein Auge sieht,  
Warum ich dir dies Opfer bringe;  
Wenn das, was hier Erfahrung spricht,  
Dich einst der Wahrheit überzeuget:  
Oh, dann vergiß den Greis doch nicht,  
Der seufzend in die Grube steigt.  
Und wann mein Sohn vor dir erscheint,  
Dann frag' ihn doch, warum er weint.  
Hier hab' ich meine Zeit verloren,  
Die niemand mir ersetzen kann;  
Für solch' Glück war ich nie geboren,  
Das mir ein König nehmen kann.  
Hingegen darf ich niemand danken,  
Mein Herz allein hat mich geschützt,  
Und glücklich macht mich der Gedanken:  
Ich habe doch der Welt genützt.

Ich war der Wahrheit standhaft, treu,  
 Und vor Verfolgung niemals scheu,  
 Mit Wahrheitsseifer will ich sterben.  
 Ihr Märtyrer, lacht an dem Ziel!  
 Doch rat' ich sterbend meinen Erben:  
 Tut für die Wahrheit nicht zu viel!  
 Sie war die Hölle meines Lebens  
 Und reut mich doch im Tode nicht.  
 Die Arbeit war für mich vergebens,  
 Wer weiß, wem sie nach Rosen bricht!  
 Ich reich' sie, Herr, in deine Hand,  
 Gebrauch' sie für das Vaterland!

Trenckf.

Wien, den 8. April 1790,  
 dem Erzherzog Franz behändigt.

Ob der gegenwärtige Monarch diese Schriften benutzen und mich in der rechten Schale abwägen werde, will ich bald bemerken. Die Schrift mit ihrem wichtigen Inhalt soll aber, solange ich lebe, ein Geheimnis bleiben und nur gelesen werden, wenn ich nicht mehr bin. Sie würde seine Staaten zu klar aufdecken, und wenn man mich noch so hart beleidigt, so werde ich doch kein Verräter der mir vertrauten, noch selbst entdeckten Geheimnisse. Genug, er sprach, als Prinz war er mein gnädiger und als König wird er mein gerechter Herr sein. Wie oft hat er mich bedauert, wenn ich ihm über Bedrückung klagte! Nun kann er mich befriedigen, da er die Gewalt in Händen hat. Und nur dann erst werde ich ihn loben und ihm danken. Gott gebe, daß er das an meinen Kindern gutmache, was seine Vorfahren mir schuldig blieben. Für mich selbst bedarf und will ich nichts mehr suchen, weil ich zu oft getäuscht wurde, und gelernt habe ich auch aus Erfahrung, daß Kronprinzen mehr versprechen, als sie auf dem Thron halten. Deswegen habe ich mich jetzt so lange davon entfernt, bis ich ge-

rufen werde und man den Wert und die Absicht meiner obemeldeten Staatschrift wirklich erkennt und benützt.

Daß sein ruhmwürdiger Vater mir viel vertraute, viel versprochen hat und ich viel für ihn getan habe, ist ihm bekannt. Sein Herz ist edel: es wird auch ebenso majestätisch für mich handeln, als er fürstlich für mich empfand; folglich habe ich auch viel zu hoffen, wenn ich seine Gnade für mein Recht suchen werde. Genug, ich werde nie klagen, daß mich Leopold den Verfolgungen seiner Gerichtshöfe schuldlos überlassen mußte. Seine Lage forderte noch Nachsicht, und seine Gewalt war noch nicht befestigt, um in Wien bei allgemeiner Korruption Wahrheitsmartyrer meiner Gattung zu schützen.

Der in Wien allein gelehrte und geachtete Hofrat Sonnenfels durfte ja, wie ich bereits erzählt habe, unter seiner Regierung vom öffentlichen Lehrstuhl nicht mehr predigen, daß ein Untertan aller Klassen kein Eigentum besitze. Zu Josefs Zeit war er berühmt, weil er zugleich in seinen Schriften behauptete, daß nunmehr Preußen außerstande sei, sich gegen die Krieger Josefs zu schützen. Solchen Professor sollte jeder ehrliche und aufgeklärte Mann verabscheuen, der den Despotismus predigt, um Titel zu erhaschen. Josef brauchte ihn als Polizeispion; Leopold verachtete ihn, weil er den Vogel an den Federn kannte; und Franz wird den nicht ehren, der Volksrecht und gesunde Vernunft beleidigt hat.

Ich schrieb und sprach bei allen Thronveränderungen immer im gleichen Tone. Meine Sprache und Grundsätze änderte ich nie; und das ist Ruhm und Pflicht eines redlichen Schriftstellers und ehrlichen Mannes, der Fürstenmacht nie zur Willkür lenken soll. Diese Pille war ich einem Manne schuldig, dem ich für die blödsichtig von außen scheinenden, getäuschten Wiener ein verdientes Dankopfer bringen wollte.

Nun muß ich in diesem Buche auch eine Hauptbegebenheit

treu erzählen, die mir Ehre macht, zugleich aber auch beweist, daß mein Schicksal immer tückisch bleibt und mich alle möglichen Schläge desselben treffen, mit denen ich zu kämpfen haben werde, bis die Nachwelt bei meinem Grabe sagen wird: Nur hier war Ruhe für den Trenck.

Als ich im Jahre 1787 nach Berlin kam und mit so besonderer Achtung empfangen wurde, auch Merkmale ganz besonderer Gnade vom Monarchen erhielt, benutzte ich die Gelegenheit, um meinen Hof, dem ich diente, mit dem preußischen in nähere Verbindung zu bringen. Erste Pflicht eines redlichen Deutschen, wo er Brüderblut zu vergießen verhindern kann. Ich sprach davon mit dem kaiserlichen Gesandten, Fürsten Reuß. Dieser hielt alle Negoziationen für unmöglich, solange der Minister Herzberg am Ruder wäre. Ich überredete ihn, eine Zusammenkunft mit ihm zu bestimmen, um mit ihm nicht als Minister, sondern als Privatmann zu sprechen, um sich wechselseitig näher zu kennen, und erhielt den Auftrag, diese mit Vorsicht zu bewerkstelligen.

Nun entdeckte ich dem großen Herzberg den Wunsch des kaiserlichen Ministers. Der Antrag gefiel ihm. Er erwiderte aber:

„Mein Haus ist von allen Gesandten mit Rundschaftern belagert. Sobald Fürst Reuß mich besucht, argwöhnt man Verbindungen. Dann wird gleich nach Wien geschrieben, um den zu beleidigenden bonmots geneigten Kaiser zu reizen, der vom König von Preußen gerne mit Verachtung spricht. Dieses wird sogleich dem König berichtet, das Mißtrauen gestärkt, der Personalhaß beiderseits genährt und alle guten Entwürfe zur Verbindung scheitern, weil vielen Staaten daran gelegen ist, daß sich Oesterreich ewig mit Preußen necke.“

Ich schlug nun ein Mittel vor, wie die Konferenz ganz incognito am dritten Ort geschehen könnte, und erhielt das Ja-wort, mit Bestimmung des Ortes und der Stunde. Gleich

eilte ich zum Fürsten Neuß. Die Zusammenkunft geschah. Beide waren zufrieden, und beide dankten mir für diese Vermittlung, die wichtige Folgen versprach.

Nun verfertigte ich einen Plan, um allgemach näher in Verbindung zu rücken. Er betraf:

1. die Freiheit der beiderseitigen Untertanen, in ihr Vaterland zurückzugehen;
2. den ungarischen Weinhandel in den preussischen Staaten gegen den französischen einzuführen, wogegen die Ungarn einen Teil preussischer Fabriksprodukte zurücknehmen sollten, und den offenen Handel zwischen Böhmen und Schlesien.

Ich sprach selbst bei Gelegenheit davon mit dem Monarchen. Er verwies mich an den Minister von Werder,<sup>1)</sup> dessen Departement die Beurteilung betraf. Und ich versichere meinen Lesern auf Ehre, daß Wilhelm eine ganz besondere Neigung blicken ließ, um meinen Vortrag zu befördern, und freudig die Hand zur Verbindung darbot, auch der Minister fand nichts einzuwenden.

Nun gebot mir der Fürst Neuß Verschwiegenheit und sagte: „Wenn unser Projekt nach Wien zur Staatskanzlei und in die Hände des preussischen Ministers von Jacobi<sup>2)</sup> gerät, so wird gewiß alles vereitelt. Ich will allein in Berlin mit dem Minister Herzberg persönlich alles ausarbeiten, dann reise ich selbst nach Wien, spreche den Monarchen und werde ihm sagen,

1) Hans Ernst Dietrich von Werder, preussischer Staatsminister und Generalpostmeister, gest. 1803.

2) Constant Philipp Wilhelm von Jacobi, seit 1788 Freiherr von Jacobi-Kloest, seit 1773 preussischer Gesandter in Wien, später beim Kongress in Rastatt, wo ihn Lang in seinen Memoiren als „einen kurzstämmigen und vierschrötigen Mann, beinahe so etwas gemein jüdisch, den Mund immer so, als ob er Brotkrumen kaute, die Hände mit Tinte besudelt“ schildert. 1805 ging er nach London und sein Tod erfolgte 1817 in Dresden.

daß Ihr Diensteifer mir die Wege zu diesem wichtigen Werke gebahnt hat."

Nun wurde alles bearbeitet, auch die Hauptfrage entschieden, welcher von beiden Höfen den ersten Schritt machen sollte, weil der friedliebende König gar keine Schwierigkeit fand, den ersten Vortrag zu machen. Dieser wurde an den Kaiser geschickt und blieb neun Wochen unbeantwortet.

Die Auflösung dieses Rätsels ist folgende:

Ich reiste nach Wien, eilte zum Kaiser und trug mündlichen Bericht vor:

Er hörte mich mit einem spöttischen Blicke, fing endlich zu lachen an und sagte:

"Was? Was Vergleiche? Ich habe 300000 Mann und kann in Berlin Gesetze vorschreiben. Einen solchen König will ich leicht aus seinem Serrail treiben." Hierauf sah er mich mit stolzen Blicken an, mit dem merkwürdigen Ausdruck: "Sie haben ja eine Pension vom König erhalten. Ich gratuliere. Er weiß aber noch nicht, daß ich noch diesen Sommer in Konstantinopel bin, und dann wollen wir aus einem anderen Tone sprechen."

Wer Josef ganz kannte, der hört ihn hier sprechen, und jeder Staaten- und Menschenkenner kann urtheilen, was ich bei dieser Szene dachte.

Ich betrachtete ihn mit Wehmut, zuckte die Achseln, ging seufzend nach Hause und habe ihn seit dieser Zeit nicht wieder sehen wollen. Meinen Freunden sagte ich die Folgen im voraus, sprach lauter, als man in Wien gewohnt ist, und wurde verspottet.

So wurden alle meine redlichen Bemühungen in einem Staate vereitelt, wo man den Mann nur nach dem Gewichte seiner Ehrenämter, Titel und Großsprecherei abzuwägen gewohnt ist. Und ich empfand neuerdings die Bestätigung der alten Wahrheit, daß arbeitsame Bienen da vergebens Honig

zutragen, wo Mäuse im Korbe sind und die Hummeln beschützt werden.

Im folgenden Jahre, als ich aus Paris zurückkam und auch die Brabanter Revolutionsquellen erforscht hatte, erfüllte ich abermals Bürgerpflicht, ging nach Hofe und weis sagte die Folgen, erhielt aber zur Antwort:

„D'Alton wird die rebellischen Kanailen schon, wie die Tartaren ihre Gefangenen, an Pferdeschwänze binden. Jetzt will ich Ernst zeigen, und bald soll alles ruhig sein.“

Ich erwiderte: „Wenn Ew. Majestät am Neujahr Herr in Brabant sind, so lassen Sie mir den Kopf vor die Füße legen.“

Dieser Ton mißfiel. Er lachte spöttisch und sagte: „So haben Sie gewiß von Ihrem Freunde Herzberg sprechen und urtheilen gelernt?!“

Auch hier schwieg ich seufzend, und nach vier Wochen erfolgte, was ich vorhergesagt hatte.

Auf dem Krankenbette hat er sich noch meiner erinnert, aber nichts für mich getan. Er starb in der schrecklichsten Lage, verdiente Vorwürfe, und ich habe ihn bedauert, noch mehr aber seinen Nachfolger.

Nun erschien Leopold auf dem Throne, in einem Labyrinth von fürstlichen Sorgen. Ich suchte und fand, wie bereits gemeldet, den Zutritt und war wöchentlich gewiß dreimal bei ihm. Man kennt in Wien meine unbegrenzte Wahrheitsliebe, man weiß auch, daß ich den Staat und seine Bewohner genau kenne. Ich weiß auch, daß man in Berlin nicht zufrieden war, daß der Trenck so viel Gehör bei dem neuen Regenten fand. Gleich wurde von allen Seiten kabaliert . . . Ich wurde beobachtet und beneidet, und mancher Staatssaugegel zitterte und fürchtete, entlarvt zu werden.

Der Monarch wünschte bei Antritt seiner Regierung nichts als Frieden, um in demselben Vater seiner mit Ursache miß-

vergnügten Untertanen zu werden. Weil nun der Reichenbacher Friede erfolgte und ich während dieser Zeit so oft bei Hofe gesehen wurde, glaubte man sowohl in Wien als in Berlin, daß ich dem Kaiser die Wege angezeigt hätte.

Man glaube nun hiervon, was man will. Ich werde ewig keine Geheimnisse aufdecken, die mir anvertraut wurden, oder wobei ich als ein deutscher Patriot für deutsche Verbrüderung mitwirkte. Prahlucht war nie mein Steckenpferd. Stolz könnte ich auf den Beifall der Nachwelt sein, wenn ich als ein Werkzeug zum Reichenbacher Frieden beurteilt würde. In meiner Lage ist aber die Wahrheit gefährlich, wenn sie aufgedeckt däläge, und ich will niemandem schaden, der einen so edlen Gegenstand, das ist: Frieden, bewerkstelligen und Leopolds Wunsch befriedigen half.

Daß man mit meinem Kalbe gepflügt habe, dieses ist ganz erkennbar. Da aber ein anderer die Ehre der Ausführung erhielt, die mir durch Verrätereı weggekapert wurde, so wird mich auch niemand zur Rechenschaft über die Art auffordern, wie der große Plan ausgeführt worden ist. Ich habe kein Geschenk vom Kaiser erhalten und blieb allein arm, wo sich jene bereicherten, die meine Arbeit benützten, und Leopold ist tot, folglich kann er seinem Erben, der nach josefinischen Grundsätzen<sup>1)</sup> vielleicht mit dieser Konvention nicht zufrieden war, die doch Osterreich vom Sturze rettete, nicht sagen, wer ihm die Bahn brach und noch verdienten Lohn zu erwarten hat, wenn man erst die Wirkungen dieses wichtigen Werkes erkennen und zu benutzen wissen wird. —

Ich hätte noch viele Geheimnisse zu entdecken, muß mich aber in Zeit und Umstände schicken, und hoffe, daß mein Schweigen den beruhigen wird, welcher dieses Schweigen, welches wirklich meiner Geschichte einen großen Wert entreißt,

1) Franz I wurde von seinem Onkel Josef II ganz in dessen Grundsätzen erzogen.





Apotheose Trencks  
(auf seinen Knien graviert er einen Becher).



von meiner Rechtschaffenheit fordert, folglich mich auf der schwachen Seite angegriffen hat, weil ich vor Drohungen der Mächtigen nie zurückzubeugen gewohnt bin.

Lohnwürdiger würde ich aber gewiß erscheinen, wenn das, was ich in Händen habe, dem Urteil der gerechten Welt vorgelegt werden dürfte. Ich hoffe auch, daß mich niemand reizen wird, das bekanntzumachen, was ich ewig zu verschweigen hiermit verspreche.

Durch die Reichenbacher Konvention verlor Preußen die beste Gelegenheit, Oesterreich für die Zukunft unbedeutend zu machen; der erleuchtete Haufe erkennt diese Gewißheit und tadelte die Friedensstifter; der Wiener Stolz hingegen ist bei seiner Kurzsicht ebensowenig zufrieden mit Leopolds Nachgiebigkeit.

Ich habe folglich auf beiden Seiten verloren und leide in Wirklichkeit Verfolgungen, wo doch nur wahrscheinliche Nutzmaßungen gegen mich auftreten können. Die Zeit und Nachwelt kann allein meinen Wert im Grabe entscheiden, wenn die Folgen das Gegenwärtige deutlicher entwickeln werden. Prahlen war nie mein Fehler; ich wollte aber gerne von diesem Hauptvorfalle wenigstens etwas sagen, damit meine Entschlie-ßung, die ich in Wien und Berlin faßte, gerechtfertigt sei und man die Ursache errate, warum ich von beiden Höfen keinen Lohn zu hoffen habe. Veränderte Thronfolge verändert auch das System. Für Leopold habe ich mich geopfert; er ist tot und sein Nachfolger hört mich noch seufzen.

Müde vom Kämpfen und von der für mich allein fruchtlosen Arbeit, wählte ich nun eine entschiedene Unabhängigkeit und reiste von Wien<sup>1)</sup> nach Berlin. Hier fand ich die Rabalen

1) Die handschriftliche Wiener Zeitung „Der heimliche Botschafter“, die sich in der Wiener Hofbibliothek befindet, schreibt am 4. Mai 1792: „An dem bekannten Freiherrn von Trenck hat nun Oesterreich einen Friedensstörer verloren, Frankreich dafür aber einen

gegeneinander zu Felde. Der Zeitpunkt war mir nicht vorteilhaft . . . Der beste Monarch wurde zu genau bewacht. Ich verschob meinen Entwurf auf günstigere Zeiten, gab ihm auch meinen jüngsten Sohn in seine Dienste, den er mit den gnädigsten Ausdrücken und Versicherungen zum Offizier im Berderischen Kavallerieregimente ernannte, wo sein Bruder bereits fünf Jahre mit Ehre und Achtung dient. Ereignen sich Umstände, wo beide leiden sollen, weil ich ihr Vater bin: dann werden sie meinem Schicksale folgen und die edle Freiheit dem Sklavenkittel vorzuziehen wissen. Alle ehrlichen Männer werden ihre Freunde und Stützen sein, wenn ich nicht mehr bin, und sie werden keine Ministerialverfolgungen scheuen, keinen Tugendseinden weichen, keine Hofgnaden bedürfen, um auf der Bahn gutartiger Jünglinge ehrwürdige Männer da zu werden, wo man Trenck'schen Grundsätzen gemäß leben, handeln und denken kann.

Ich reiste von Berlin hierher nach Hamburg<sup>1)</sup> und hatte wichtige Ursache, warum ich dort diesmal inkognito lebte, wo viele Augen auf mich gerichtet schienen. Rechtfertigung könnte ich zwar als ein freier Mann von einem jeden, der mich beleidigt, fordern. Unter Wilhelms Szepter sind die Spandauer Bastillen für willkürliche Opfer verschlossen, und ich neuen Freiheitsapostel gewonnen. Er will mit seiner gespitzten Feder laut seiner bei dem Hofkriegsrath eingereichten Schmähschrift den Menschen rächen und seine grauen Haare zu ihrer Verteidigung widmen; vermutlich will er Friedrich II. und Josef II. einst im Elysium zeigen, daß er, da sie es ihm nicht vergönnten, doch in französischen Diensten Barbaren zu regieren gewußt habe.“ — Wie sehr die Person Trenck's interessierte, zeigen weitere Nachrichten dieser Zeitung, die ihn ein russisches Schiff besteigen und ihn in die Hände französischer Kaper fallen läßt. Eine weitere Nachricht ernennt ihn schon zum französischen General. In Wirklichkeit war dem Abenteuerer die französische Revolution so wenig hold wie die deutschen Fürsten.

1) Dort schrieb er „Trenck's Monatschrift für das Jahr 1792. 12 Hefte, Altona, 8<sup>o</sup>“.

fürchte auch den nicht, der Kronen trägt, wenn er Menschenrechte beleidigt.

Wem aber das Publikum mehr Glauben beimißt, wird man schon in Paris bemerkt haben, wo die Akademie der Wissenschaften, die man ersucht hatte, mich und meine Schriften so viel als möglich zu diskreditieren, dennoch das Gegenteil tat und mich nur deswegen getadelt hat, weil ich in allen meinen Schriften das Lob meines verborgenen Feindes bis zur verdächtigen Schmeichelei erhoben hätte. Literaturneid sollte aber nie sich bis zur Rache und Verfolgung erniedrigen, besonders da, wo mir mein Gewissen sagt, daß ich aus Leidenschaft großmütig geschwiegen habe. Dem Privatmanne widerfährt selten Gerechtigkeit, wer aber seines inneren Wertes sich bewußt ist, der bleibt zu aller kriechenden Schmeichelei unfähig.

Wenn aber einige Exzellenzen glauben, daß ich aus Dienst-eifer für den Kaiser Leopold und für die Wohlfahrt aller Deutschen etwas zum Reichenbacher Frieden beigetragen habe, wodurch mancher gegenteilige Plan scheiterte, welcher zwei gute Monarchen zur Zwietracht und zu Blutbädern bewegen wollte, so ist es wirklich mein größter Ruhm, wenn mir eine so rühmliche Tat zugeschrieben wird, noch mehr Ehre aber für Dero Kabinettswisheit, wenn sie mir öffentlich bewiesen wird. In diesem Falle würde mir doch gewiß der größte Teil der Geschenke und Belohnungen gebühren, welche die erhielten, die mit meinem Kalbe gepflügt haben.

Auch aus dieser treu und trocken deutsch erzählten Geschichte werden nun meine Leser urteilen können, daß mich das Schicksal noch immer verfolgt und die rechtschaffenste Handlung am wenigsten erkannt noch belohnt wird.

Genug, die Literatur ist jetzt mein Steckenpferd, auf dem der österreichische und preussische Belisar,<sup>1)</sup> vielleicht noch ganz

1) Anspielung auf sein Gedicht: „Gedicht bei der Übersicht seines Schicksals, da er nach 43 jähriger fruchtloser Arbeit aus Wien so wie

Europa, ausgenommen solche Länder, wo man Kettern meiner Gattung mit dem Scheiterhaufen drohen kann, durchgaloppieren wird, bis ich einen vor Ministerialkränken und Priester- rache gesicherten Raum finde, wo meine donnernde Wahrheits- stimme für den Widerhall unbegrenzte Dunstkreise durchdringt und die gekrönte Wahrheit in Stille für meine Feder zurück- kehrt, wenn ihr die strenge Zensur mit ihrem Polizeikorporal und ehernen Fesseln vergebens nachgesetzt hat.

Man wird demnach wahrscheinlich noch recht viele Gehirn- geburten aus meiner Feder lesen. Noch ist im glücklichen Dä- nemark die Pressfreiheit zur Belehrung und Aufklärung offen. Gott segne und lohne den Fürsten, welcher seinen Untertanen noch ihr Menschenrecht gestatten will. Falls aber allerhöchste Befehle in Deutschland allgemein wirken, um die Zeiten der Kreuzzüge zurückzurufen, dann lerne ich die Sprache der Wilden, schreibe bei den Huronen die Biographie unserer euro- päischen Monarchen und Staatsminister in trockenen deutschen Ausdrücken und schicke mein wohlgetroffenes Bild nebst Schriften in das Auto da Fé nach Rom und Madrid, wo man sich melden kann, um treue Kopien davon zu erhalten.

Gott, der mich bisher bei tausend Gefahren die Rolle eines ehrlichen Mannes und echten Wahrheitsmartyrers spielen ließ, beschütze und stärke mich auch in der letzten Szene meines Trauerspieles und laß meine Kräfte nicht sinken, wo mir der Widerstand unübersteiglich wird.

Euch Menschenfreunden aber, die ihr meine Schriften mit Gefühl leset! euch empfehle ich meine Kinder, wenn ich im Kampfe unterliege. Vom Nachrufe empfinde ich für mich nichts mehr im Grabe, mein Kopf ist grau, und ich hätte Ur-

Belisar aus Konstantinopel reiste. Allen redlichen noch freien Deut- schen, die meine Geschichte mit Gefühl gelesen haben, gewidmet. In Wien gedacht, in Berlin geschrieben, in Hamburg bearbeitet, in Rom konfiszirt und gedruckt in Altona im Juni 1792. 8<sup>o</sup>."

sache, jeder aufgehenden Sonne zu fluchen, die so viele mächtige Schurken beleuchtet. Oh, schiene sie heute auch das letztemal für mich! Mein forschendes Auge ist längst müde, die Menschen und alle Weltvorfälle zu sehen, und der wünscht Ruhe im Schatten des Grabes, der des Schicksals Sonnenglut so rastlos wie ich empfunden hat.

## Addenda et Corrigenda

- Ad I. S. 25. Der Generalpostmeister von Derschau war nicht der Bruder von Trenck's Mutter, sondern nur ein entfernter Verwandter, wie Trenck selbst in seiner „Lebensgeschichte usw.“ III, S. 78 f. zugibt.
- Ad I. S. 152. Friedrich Heinrich von Cheusses (1701—1773), seit 26. September 1746 zum dänischen Gesandten in Rußland ernannt, kam erst im Februar 1747 in St. Petersburg an und verließ dasselbe im März 1750. Einer seiner Briefe an das Ministerium ist am 7. April 1750 aus Memel geschrieben. (Gütige Mitteilung meines Freundes, Dr. Tage C. Bull in Kopenhagen.)
- Ad II. S. 76. Vielleicht Freiherr Karl Christoph v. d. Holz, Generalleutnant und Ritter des Schwarzen Adlerordens (1708 bis 1761).
- Ad II. S. 90. Das berühmte Wachsfigurenkabinett des Schweizers M. Curtius, eines ehemaligen Arztes, wurde später von seiner Schwester Mad. Auffand nach London gebracht, wo es noch heute zu sehen ist. (S. Neues Wiener Tagblatt, 1912 am 7. März.)
- Ad II. S. 98. Diese französische Ausgabe betitelt sich: Mémoires de Frédéric, baron de Trenck, traduits par lui même sur l'original Allemand, augmentés d'un tiers, et revus sur la traduction par M. de \*\*\* A Strassbourg, chez Jean George Treuttel, Libraire. A Paris, chez Onfroy etc. 1789, 3 Bände, gr. 8°. Sie ist mit zehn schönen Kupfern, größtenteils von Borel, geschmückt.
- Ad II. S. 102. Trenck irrt sich, nicht im Jahrgang 1772, sondern im Jahrgang 1775 des Menschenfreundes findet sich auf Seite 35 tatsächlich dieser verhängnisvolle Druckfehler.
- Ad II. S. 105. Der Staats-schematismus von 1789 auf Seite 355 schreibt: Schrötter, des Freiherrn von der Trenck Agent.
- Ad II. S. 127. Über den den Donaureisenden im 18. Jahrhundert sehr bekannten Schiffmeister Keller vgl. „Denkwürdigkeiten aus dem Leben H. G. Bretschneiders. Wien 1892, S. 236.“
- Ad II. S. 179. Mit Graf Anton Amadé (1761—1835) identisch? (S. Bermann, Österr. Biograph. Lexikon, S. 125.)



# Namensverzeichnis

- Abramson, österreich. Resident I, 151, 185 ff., 189 f. II, 8.
- Abramson, Frau d. vorig. I, 190.
- Acton, s. Agdolo.
- Adolf Friedrich II., König v. Schweden II, 30.
- d'Agdolo, Alois Pet., Marquis II, 86 f.
- d'Alton, Richard, Graf, österr. General II, 3, 4, 5, 121, 122, 223.
- Amadé, Anton, Graf II, 179, 230.
- Amalie, Prinzessin von Preußen I, 3, 6 ff., 20, 21, 39 f., 47 f., 62, 71 f., 73, 85 f., 94, 104, 168, 255, 269. II, 12, 73.
- Appragin, russ. General I, 138, 147, 151, 261.
- \*\*\*\*\*
- Bach, v., Offizier I, 72 f., 77, 153.
- Bahr dt, Karl Fried., Theolog II, 72.
- Bailly, Jean Sylv., Philosoph II, 106.
- Barco, Vincenz, Freiherr v., General II, 180, 187, 192, 195.
- Bart, s. Bach.
- Batthyáni, Josef, Graf, Kardinal II, 177, 182.
- Batthyáni, Theod., Graf II, 105, 167.
- Bayluis, Graf I, 21.
- Beaudran, Abbé II, 56 f.
- Beer, von, Franz Ant., Hofrat II, 205.
- Beckers, Baron, kurbayrisch. Minister I, 166. II, 49 f., 52 ff., 124.
- Berger, russisch. Offizier I, 138 f.
- Berger, Wiener Advokat I, 158, 177.
- Bernes, Josef, Graf, österr. General I, 126, 127, 129 f., 134, 139, 142, 146, 147, 149 f., 151, 156, 163, 164, 165, 166.
- Bestuscheff = Rumin, Al. Petr., Graf, russ. Staatsmann I, 14, 123, 125, 126, 128, 135, 136, 137, 138, 139, 141 ff., 147, 148 f., 156, 185, 192, 261.
- Bestuscheff = Rumin, Anna Kath., Gräfin I, 123, 128, 133, 135 ff., 143, 146, 149, 150 f., 168, 175, 194, 241, 261.
- Bestuscheff = Rumin, deren Sohn I, 140, 146.
- Bestuscheff, Mich., Graf, russ. Diplom. I, 138 f.
- Bestuscheff, Gräfin, dessen Gattin I, 138 f.
- Bettoni, Giov. Ant., österr. General I, 181 f.
- Blankart, Baron II, 23 f., 46 f.
- Blonket, Offizier II, 3.
- Böhmer, Juwelier II, 107 f.
- Böhmer, Frau, geb. Renaud II, 107.
- Boerhave, Abr. K., Arzt I, 148.

Boetticher, A. K., s. Bestuscheff-Rumin, Anna Kath.

Bock, Baron, Schriftsteller II, 98.

Bork von, Franz Andr., preuß. General I, 48, 196, 217, 235 f., 237 f., 240, 241, 248, 253, 255, 268.

Bossart, von, sächsisch. Diplomat I, 50, 59.

Bossart, von, dessen Gattin I, 59.

Boucher, franz. Politiker I, 21.

Brandenburg, von, Markgraf II, 47.

Brodowski, Samuel, Offizier I, 104, 105. II, 76 ff.

Brodowski, Frau, dessen Gattin I, 105. II, 75 ff.

Brodowski der jüngere, Offizier II, 75 ff.

Broe, von, Franz Jak. Ant., Bürgermeister v. Aachen II, 17.

Broe, von, Franz Jos., Bürgermeister v. Aachen II, 39, 41, 42, 43.

Broe, von, Marianne II, 17, 55.

Brogie, Viktor François, Herzog von II, 109.

Brown, Mar Ul., russ. Feldmarschall I, 115.

Bruckhausen, Major I, 235, 242, 245, 246, 248, 251 ff., 255, 268.

Bussy, Agent I, 177, 178. II, 21, 156, 158, 159, 160 f.

Butschkow, Offizier I, 116.

\*\*\*\*\*

C. Graf II, 178.

Cappi, Alb., Marquis, Offizier I, 87 f., 106.

Caramelli, Karl, Graf, österr. General II, 163.

Casanova Giacomo, Abenteuerer I, 3, 179. II, 40, 43, 44, 48, 85, 107, 142, 144, 147, 155, 211.

Casseburg, Offizier I, 122.

Cetto von Cronstorff, Joh. Karl, österr. Regierungsrat II, 1, 8, 9, 55, 61, 105, 116, 151, 153, 154 f., 156, 157 ff., 161 f., 163 ff., 169.

Cetto, von, Fräulein II, 151.

Chaise, s. Cheusses.

Cheusses, Friedr. Heinr. von, dänisch. Dipl. I, 152. II, 230.

Christiani, Karl Andr., Professor I, 33 f.

Cinnique, Offizier II, 197.

Cordova, Kaspar, Graf, österr. General I, 182.

Curtius II, 90 f., 230.

\*\*\*\*\*

D., Hofrat I, 172.

D—r, s. Dembscher.

Damniß, Wolf Siegm., Freiherr, österr. General I, 74.

Damniß, österr. Offizier I, 74.

Daun, Graf, österr. Feldmarschall II, 10.

Dembscher, von, Joh. Bapt., österr. Hofrat II, 8, 151 f., 162.

Dembscher, von, Frl. II, 151.

Derschau, Christian Mich., preuß. General I, 25.

Derschau, Generalpostmeister I, 25. II, 230.

Derschau, Hofgerichtspräsident I, 25, 32.

Derschau, Offizier II, 82f.  
Dessau, Fürst von II, 85.  
Dietrichstein, Karl Joh. B.,  
Fürst II, 110, 142.  
D'O, preuß. Offizier I, 67f., 84.  
Dorfner, von, Karl Aug., Hof-  
kriegsagent II, 117f., 152, 164f.  
Dutens I, 1.

\*\*\*\*\*

Elisabeth, Kaiserin v. Ruß-  
land I, 6, 116, 128, 135, 139,  
146, 271.  
Elisabeth Christine, Kö-  
nigin v. Preußen I, 255, 269.  
II, 12, 67.  
Esterházy, Karl, Graf, Bi-  
schof II, 176f., 179, 187.  
Eugen v. Savoyen, Prinz,  
Feldherr II, 197.

\*\*\*\*\*

F—g, Offizier I, 111f., 113f.  
Faber du Four, Wolfg. Chr.,  
österr. General II, 150, 160,  
162.  
Fagel, franzöf. Dipl. I, 156.  
Ferdinand, Prinz v. Preußen  
II, 68.  
Fielding, John, engl. Jurist  
II, 40ff., 43.  
Flachsland, Graf II, 89.  
Fleischmann II, 156, 158.  
Fouqué, de la Motte, Heinr.,  
preuß. General I, 65, 67, 73f.,  
83, 84, 90. II, 75.  
Fouqué, de la Motte, Fräulein  
I, 67.  
Fouquier-Tinville I, 19, 20,  
21.  
Franklin, Benjamin, amerik.  
Diplom. I, 20. II, 37.

Franz I., Kaiser von Deutsch-  
land I, 107, 203f., 257. II,  
4, 5, 15, 142.

Franz II., Kaiser von Deutsch-  
land II, 207, 209, 213, 217ff.,  
224.

Friderici, Quartiermeister I,  
178, 179.

Friedrich der Große, König  
von Preußen I, 1, 3, 6ff.,  
25, 30, 34, 35, 36ff., 39ff.,  
42ff., 50, 51ff., 62, 67, 69,  
73, 83f., 110, 123, 127, 128,  
129, 140, 141, 145, 150,  
166f., 171, 184, 186, 192,  
193, 196, 204, 235f., 265f.,  
267, 269f., 281, 285, 286,  
287. II, 3, 11f., 62, 67, 68,  
70, 73, 81, 82f., 86, 90, 95,  
116, 122, 123, 124, 126f.,  
129f., 138, 207.

Friedrich Wilhelm II., Kö-  
nig v. Preußen II, 12, 62, 63,  
66, 68ff., 84, 220ff., 226.

Friedrich II. von Hessen-  
Kassel I, 253, 255.

Friedrich II. Eugen, Herzog  
v. Württemberg I, 190f.

Friedrich Mich., Pfalzgraf v.  
Zweibrücken II, 2.

Fries, Johann, Reichsgraf II,  
134ff., 137.

Füllenbaum von, Ferdinand,  
Appellationsrat II, 8, 9, 153,  
161, 163f.

Füllenbaum, von, Frau II,  
153.

Fürth II, 32.

Funk, von, sächs. Diplomat I,  
141, 144f., 146, 152.

- G., Offizier I, 263f.
- Gabelhofer, Joh. Jul., Theolog II, 195, 196.
- Gallizine, Mich. Dmitri, Fürst II, 138.
- Gefhardt, Grenadier I, 200, 204, 214f., 219, 221, 222ff., 226ff., 287f.
- Gefhardt, Frau I, 223, 224, 230, 234, 287f.
- Gellert, Christ. Fürchtegott, Dichter I, 16f., 19.
- Gerhauer, Advokat I, 108.
- Gersdorft, Offizier I, 92.
- Geyer, Baron, Vogtmajor II, 32, 39, 46, 50, 51, 52.
- Geyer, Baronin II, 46f.
- Glotin, Offizier I, 241, 243.
- Goldstein, Joh. Ludw. Frz., Graf II, 47, 49, 50, 51.
- Golz, Balth. Ludw., Freiherr, Diplom. I, 123, 138, 141ff., 152, 193.
- Golz, preuß. General II, 76, 230.
- Gorgan, Advokat II, 165.
- Gosseau, Graf I, 173.
- Grävenitz, Graf, Reichshofrat II, 9, 33ff., 105f., 167f.
- Grassalkovics, Anton, Graf I, 171, 174. II, 9, 128, 137f., 184, 185.
- Grechtler, s. Krechtler.
- Grossing Edl., von, Josef, Schriftsteller II, 149, 205.
- Grosvenor, Richard, Lord II, 43.
- Grotthausen, von, Offizier I, 57f.
- Gustav III., König v. Schweden I, 38. II, 30, 87.
- Haddick, Andr., Graf, Feldmarschall II, 162.
- Haegen, v. d., Baron II, 111.
- Hamilton, Ant., Graf, österr. General I, 126.
- Harsch, Ferd. Phil., Graf, General I, 41.
- Hatzfeld, Karl Fr. Ant., Graf II, 134.
- Heimsberg, Postmeister II, 34, 35, 167.
- Heinrich, Prinz von Preußen I, 7, 255. II, 11, 67, 99f.
- Hermann I, 19, 20.
- Herzberg, Ed. Fr., Graf, preuß. Staatsmann I, 276. II, 12, 44, 61, 65, 84, 101, 220, 221, 223.
- Heyking, Offizier I, 63.
- Heymann I, 200.
- Heymann, Esther I, 200ff.
- Hoffmann, Leop. Al., Schriftsteller II, 179.
- Holderneß, Lord I, 156.
- Holzhammer, Major I, 249f.
- Horja, wallach. Rebellenführer II, 118.
- Huber, Frz. Kav., Schriftsteller II, 179.
- Hüttner, Johann, Hofrat I, 260, 263, 264. II, 3, 159.
- Hundsmichel, s. Pichler, Mich.
- Hyndford, John II, Graf, engl. Diplom. I, 44, 126f., 128, 129, 131, 134, 137f., 139, 140f., 143ff., 148, 150, 151, 156.
- \*\*\*\*\*
- Jakobi-Kloest, C. Philipp Wilh., Freiherr, preuß. Diplomat II, 221.

Jaschinski, Jakob, polnischer  
General I, 49f., 58ff., 111.  
Jmsen, Baron I, 173.  
Jordan, K. Stef., Physiker  
I, 38, 130.  
Josef II., Kaiser von Deutsch-  
land II, 18, 19ff., 59f., 61,  
84, 106, 110f., 113ff., 151,  
154f., 156f., 160, 162, 166,  
167, 172, 176, 207, 208, 209,  
219, 220, 221ff.  
\*\*\*\*\*  
K . . . n, Offizier I, 111 ff., 114.  
K . . . y, Offizier I, 262.  
Kahr, Joh. Lambert, Bürger-  
meister II, 46, 47f., 50f., 52.  
Karl VII., Kaiser von Deutsch-  
land I, 171.  
Karl XIII., König v. Schweden  
II, 30, 44.  
Karl Alexander, Herzog von  
Lothringen I, 41, 42, 51, 54,  
107, 108, 109f., 115.  
Karl Christian Jos., Herzog  
von Kurland II, 85.  
Karl Theodor, Kurfürst von  
Bayern II, 23, 47, 48ff.  
Karl Wilhelm Ferdinand,  
Herzog von Braunschweig I, 183,  
184, 230f., 281, 282f., 284f.,  
286. II, 11f.  
Katharina II. von Rußland  
II, 271.  
Kauniz, Fürst, österr. Staats-  
mann I, 276. II, 10, 123, 134.  
Keller, Schiffmeister II, 127f.  
Kempf, von, Ignaz, Hofrat I,  
156, 260, 263, 264. II, 3, 36.  
Kesporn, Franz Jos., österr.  
General II, 150f.

Kinsky, Josef, Graf, österr.  
General II, 203.  
Kloß, Schöffe II, 32.  
Kloßka, wallach. Rebellenführer  
II, 118.  
Knapp, Kommissär II, 47, 50,  
51, 52.  
Knoblauch der ält., Offizier  
I, 240f., 246, 260, 271.  
Knoblauch d. jüng., Offizier  
I, 240f.  
Koburg = Saalfeld, Josias,  
Prinz, österr. Feldmarschall  
II, 196, 197, 198, 200, 201.  
Königsegg, Loth. Joh. Dom.,  
Graf, österr. Feldmarschall I,  
109, 166.  
Kottulinsky, Frz. Jos., Graf,  
Offizier I, 161.  
Kovachich, Martin Georg,  
Historiker II, 185f., 192, 194.  
Kowalewski, Cölest., Professor  
I, 31f., 33.  
Kowalsky, Generalleutnant  
II, 74.  
Krechtler, Baron II, 152.  
Kriegl, Leopold, Hofrat II, 1,  
8, 9, 61, 105.  
Krusemark, Hans, Freih. v.,  
General I, 253f.  
\*\*\*\*\*  
Lafayette, de, Marquis II,  
106f.  
Lamberte, Baron II, 32.  
Lametrie, franz. Philosoph,  
I, 38, 66, 130.  
Lányi, Samuel, Konzipist II,  
192, 193f.  
Laschy, Peter, Graf, russischer  
General I, 124f.

Laudon, Gideon, Freih., österr.  
Feldmarschall I, 67, II, 14,  
15, 16.

Lazar, Wirt I, 89 ff.

Leber, Advokat I, 107.

Leopold II., Kaiser v. Deutsch-  
land II, 4, 121, 125 f., 145,  
147, 172 ff., 181, 182, 183,  
184, 185 f., 188, 190, 191 ff.,  
194 ff., 200, 202 ff., 206 ff.  
223 ff.

Lichtenstein, Karl, Fürst II  
129, 150 f., 153.

Lieven, russ. General I, 116,  
117, 125.

Lippe, von der, Karl Christ.,  
Graf II, 168.

Lobkowitz, Aug. Ant. J., Fürst  
I, 257.

Löwenwalde, Fr. Cas., Graf,  
österreich. General I, 107 f.,  
114.

Lopresti, Rocco, Baron, Offi-  
zier I, 110, 112, 113.

Loftange, Graf, Offizier I, 32.

Loftange, Gräfin, s. Trenck  
Baronin, geb. Derschau.

Louise, Königin von Preußen  
II, 67, 68.

Louise, Prinzessin v. Preußen  
II, 68.

Ludovici II, 51.

Ludwig XVI., König v. Frank-  
reich II, 96 f.

\*\*\*\*\*

M—f, Offizier I, 112 f.

Majláth, Jos., Graf, Staats-  
mann II, 186.

Manget, Offizier I, 63.

Mansfield, Lord II, 43.

Marcolini, Camillo, Graf  
II, 85.

Maria Anna, Erzherzogin von  
Österreich II, 56, 57.

Maria Antoinette, Königin  
von Frankreich II, 97, 136.

Maria Antonie Walp., Kur-  
fürstin v. Sachsen II, 48, 86 f.

Maria Ludovika, Gemahlin  
Leopolds II., Kaisers von  
Deutschland II, 207.

Maria Theresia, Königin v.  
Böhmen u. Ungarn u. I, 15,  
20, 108, 113, 149, 158, 164 f.,  
167, 173, 174, 175, 176,  
177, 181, 182, 190, 193,  
196, 236, 252, 257, 258,  
260, 261, 275. II, 3 f., 6 f.,  
10 f., 13, 14, 15 ff., 22, 29,  
31, 32, 55 ff., 60, 105, 126,  
127, 142 f., 160, 184, 207,  
212.

Mariássy II, 187, 188.

Mark, von der, Hofrat I, 179.

Maupertuis, P. L., Physiker  
I, 38. 130.

Maximilian Josef, Kurfürst  
von Bayern II, 124.

Menzel, Friedr. Wilh., Sekre-  
tär II, 86.

Mercy d'Argenteau, Flori-  
mund, Graf, Diplom. II, 97.

Merode-Mesterlo, Reichs-  
graf II, 23.

Migazzi, Christ. Barth., Kar-  
dinal II, 180.

Mirabeau, Hon. Gabr., Graf  
II, 99 ff., 103 f.

Mollinie, Offizier I, 90. II,  
75.

Montmorin, Armand, Graf  
II, 97.

Montmorin, Gräfin II, 97.

Müller, Ignaz, Prälat II, 57.

Münch, russ. General I, 150.

\*\*\*\*\*

N., Offizier I, 119 ff.

N., Hofrat I, 181.

N., russische Fürstin I, 131 ff.,  
136 f., 157.

N-t, Offizier, Spieler II, 45.

Nádasdy, Franz, Graf, österr.  
General I, 56.

Narischkin (?), s. N., russische  
Fürstin.

Nassau, Prinz von, preuß.  
General I, 47.

Nikolai, Unteroffizier I, 69,  
70 f.

Nimschefscky, Offizier I, 67.  
II, 75.

\*\*\*\*\*

N'D, s. D'D.

Olavides Pablo, Graf, span.  
Staatsmann II, 93 f.

Oranien, Prinz von I, 156.

Oriandini von, Thom., Hof-  
rat II, 203.

Osten-Sacken, Karl, Fürst  
II, 66.

Ostermann, Andr., Graf I,  
150.

Ottinger von, Offizier I, 125,  
126, 128, 136, 142.

\*\*\*\*\*

P-s, Offizier I, 51.

Paar, Mar. Jos. Ant., Gräfin  
II, 4, 6, 14, 15.

Palfy, Graf, Palatin I, 159.

Palm, Graf II, 36, 105.

Pannewitz von, Offizier I, 55.

Pape, Oberst I, 241. II, 75, 82.

Parhamer, Ignaz, Humanist  
I, 169.

Pejachevich, Joh. Jos., Graf  
I, 158, 176 f.

Pereira, Offizier I, 112 f.

Pestalozzi, Graf, Oberst II,  
108.

Peter der Große I, 129.

Peter III. von Rußland I,  
6, 241, 271.

Pfuhl von, Major I, 278.

Piaschky, Offizier I, 62 f.

Piaschky, s. Piaschky.

Pichler, Michael, Kammer-  
diener II, 149 f.

Pinet, Bankier II, 111 ff.

Pistrich, von, Frz. Ant., Hof-  
kammerrat II, 6, 56.

Pistrich, von, Jak., Regierungs-  
rat II, 6.

Pius VI., Papst II, 121, 130.

Plaschett, Weinhändler II, 43.

Platen, Offizier I, 118.

Podewils, H., Graf, Diplom.  
I, 166 f.

Pöllnitz, K. Ludw., Freiherr  
I, 38.

Poniatowski, Stanislaus II,  
31.

Porthheim, Mag von I, 2.

Postazky-Lichtenstein, Graf  
II, 140.

Prittwitz, Bernhard, Graf I,  
191. II, 66 f.

Prolli, Karl, Graf II, 133 ff., 136.

Puebla, Ant., Graf, österr.  
General I, 175, 184, 200, 201,  
202 f.

Quadt, Joh. Christ., Freiherr,  
preussisch. General I, 76.

\*\*\*\*\*

K—d, Offizier I, 180.

Kavà, Aldo, Schriftsteller I,  
179.

Keibeld, Kanzler II, 50, 51 f.,  
54.

Reichmann, Oberst I, 255, 256,  
265, 270, 282, 284, 286.

Reimer, preuß. Resident I, 119,  
121 f., 123, 185 f., 188 f.

Reischach, Jud. Th., Freiherr,  
österr. Diplom. I, 156.

Reiß, Offizier I, 62 f., 84.

Reuß XIV., Fürst, österr. Di-  
plom. II, 67, 84, 220 f.

Richterich von, Jos. Kav.,  
Bürgermeister II, 48.

Ried, Jos. Heinr., Baron, österr.  
General I, 176, 260, 275, 276,  
287. II, 2, 3, 11, 12.

Rieding, Offizier I, 195, 282,  
286.

Ripperda, Baron, Offizier I,  
56. II, 19, 20.

Ritter, Karl, Baron, Diplom.  
II, 54, 124 f.

Roberß, Baron II, 17.

Roberß, Marianne, Baronin  
s. von Broe, Marianne.

Röder von Pöla, Em., Frei-  
herr, Kabinettssekretär II, 21.

Rogaar, H. I, 155.

Roggendorff, Cécilia, Gräfin,  
I, 179.

Rohan, Kardinal II, 108.

Rottigni, österreich. General  
II, 198.

Ruckhardt, Soldat I, 179, 223,  
229 f.

Rutenberg I, 187 f.

\*\*\*\*\*

S., russ. Diplom. I, 142, 143.

Saint-Germain, Claude L.,  
Graf II, 37.

Sándor, Ant., Graf II, 186.

Sándor, Graf, Bruder d. vorig.  
II, 186 f.

Sartorius u. Co. II, 169.

Schägel, preuß. General I, 61.

Scheerer, russ. Resident I, 120.

Schell, Alex., Offizier I, 5, 72,  
73 f., 74 ff., 85 ff., 105 f., 242,  
279.

Schenck I, 157.

Schlieben, Karl Leop., Graf,  
preuß. Minister I, 285, 287,  
288. II, 1 f.

Schlieffen, Martin Ernst,  
Graf, Staatsmann II, 148.

Schott, van der, Rich., Hof-  
gärtner II, 136.

Schröder, von, Offizier I, 75.

Schröder (Schrötter), Reichs-  
agent II, 105, 230.

Schûß, Soldat I, 233 f.

Schûß, Frau I, 288.

Schwarzer, Rudolf Chr., Ba-  
ron, Offizier I, 86.

Schwerin, Feldmarschall I, 56.

Schwerin, Fräulein I, 56, 57,  
178.

Schygrai, Baron I, 176 ff.

Semmler, Joh. Gottl., Ban-  
kier II, 168 ff.

Sidau, von II, 74.

Sievers, Karl I, 135.

Simson, Kapitän II, 134 f.



Solms-Wildenfels, Friedr.  
Christ., Graf, General II,  
85 ff.  
Sonnenfels, Jos. von, Hofrat  
II, 119, 120, 219.  
Sonntag, Offizier I, 240, 242f.,  
259 f.  
Sprengtporten, Georg M.,  
Graf, russ. General II, 43 f.  
Stert, Weinhändler II, 43.  
Studniß, Offizier I, 49.  
Swart, holländischer Diplom.  
I, 145, 146, 156.  
Swieten, van, Gottfr., österr.  
Staatsmann II, 175.  
Szekely, Offizier II, 140.  
\*\*\*\*\*  
Tewis, Frz. Ant., Priester II, 26,  
37 f., 102 f.  
Thiebault I, 6, 9.  
Thurn-Balsassina, Ant.,  
Graf II, 4 f.  
Tige, Ferdinand, Graf, Hof-  
kriegsratspräsident II, 188, 189,  
190, 192.  
Tourneur, le, Schriftsteller  
II, 98.  
Trauttmandorff = Weins-  
berg, Ferd., Fürst, Staats-  
mann II, 121 f.  
Trenck, Christ. Jos. Ehrenr.,  
Baron I, 25, 27, 28, 31, 32,  
39, 65.  
Trenck, Franz, Baron, Pan-  
durenführer I, 5, 42, 46 f., 49 ff.,  
56 ff., 65, 85, 86, 107 ff., 128,  
149, 157 ff., 170, 171 f., 174 f.,  
176 f., 178, 196. II, 6, 14.  
Trenck, Friedr. Wilh., Baron  
II, 71.

Trenck, Joh. Heinr., Baron  
I, 49, 107, 159, 160 f., 170.  
Trenck, Josef, Baron, österr.  
General II, 19 f., 64, 71, 109 f.,  
200.  
Trenck, Leopold, Baron II, 52 f.,  
64 f., 71, 110, 226.  
Trenck, Ludwig, Baron (u. and.  
Bruder) I, 32, 85, 168, 185.  
II, 62, 80 ff., 83.  
Trenck (Sohn Friedrichs, Tauf-  
name unbekannt) II, 84 f. 226.  
Trenck, Baronin, geb. Derschau,  
Mutter Friedrichs I, 25, 32,  
34, 69, 85, 86, 97, 104 f., 117,  
118 f., 182. II, 76, 82.  
Trenck, Baronin, geb. von Broe,  
Gemahlin Friedrichs I, 16,  
257. II, 16 ff., 19, 24, 27, 34,  
37, 55 f., 58, 59, 60, 73, 112,  
166, 198, 202, 204, 207.  
\*\*\*\*\*  
Ulrike Louise, Königin von  
Schweden I, 10 ff., 38, 152.  
\*\*\*\*\*  
Bergennes, Charl. Gr., Graf  
II, 37, 122 f.  
Voltaire I, 7, 38, 130. II, 93.  
\*\*\*\*\*  
Wagniß, General I, 49, 57 f.  
Waldow, Arn. Christ. I, 32.  
II, 82.  
Waldow, von I, 32, 86, 95,  
96, 201. II, 82.  
Waldow d. jüng., von, Offizier  
II, 82.  
Waldow, Frau von, geb. Trenck  
I, 32, 86, 95, 96 f., 119, 183,  
185, 200, 201, 203, 221 f.,  
240 f. II, 11, 74, 75, 82.

- Waldow, Frau von, Nichte  
Trenck's II, 84.
- Waldstätten, Jos., Freiherr,  
Appellationsrat II, 152 f.
- Waldstätten, Baronin II, 152.
- Wallenrodt, von I, 33.
- Walrave, von, Cornel., preuß.  
General I, 237, 256, 280.
- Walsegg, Graf I, 173.
- Wartensleben, Friedr. Ludw.,  
Oberst I, 48.
- Weber, Aug. Thom. von, Hof-  
rat I, 108. II, 197.
- Weingarten, Leop., Baron,  
Diplom. I, 97, 184 f., 201 ff.  
II, 82.
- Weismann, russ. General I,  
125.
- Wela, Graf, Offizier II, 2.
- Werder, Hans C. Dietr., preuß.  
Minister II, 221.
- Weslar, Karl Abrah., Freiherr  
II, 151.
- Weyner, Major I, 235.
- Weyrauch, Gottfr. Jak., Ad-  
vokat II, 155, 157 ff.
- Wigand, Cafetier II, 205.
- Wilhelm VIII. von Hessen=  
Kassel I, 270.
- Will d. ält. I, 102, 106.
- Will d. jüng. I, 102, 106.
- Will, Frau I, 101 ff., 105 f.
- Winterfeldt, Hans Karl von,  
preuß. General I, 59.
- Wolf, Baron, Bankier I, 151,  
157.
- Woronzof I, 128.
- Woyekow, Ferd., russ. General  
I, 116.
- Wragall I, 7.
- Wyllich-Lottum, Friedr.  
Wilh., Graf I, 10, 34 f.
- Wylre, Freiherr, Bürgermeister  
II, 48.
- \*\*\*\*\*
- Young, engl. Dichter II, 102.
- \*\*\*\*\*
- Z., Major I, 242, 246.
- Zerbst, von, Offizier I, 77, 81.
- Ziegler, Hofrat II, 6.
- Zünder, Jesuit II, 27.
- Zweibrücken, Herzog von II,  
109.

# Verzeichniß der Illustrationen

## Im ersten Band:

1. Friedrich von der Trenck, Porträt nach Linder von Mansfeld.
2. Prinzessin Amalie von Preußen nach Pesne.
3. Belagerung Prags.
4. Friedrich der Große.
5. Franz von der Trenck, Pandurenführer zu Pferde.
6. Baron de la Motte Fouqué.
7. Ansicht von Glas.
8. Graf Lothar Joh. Dom. Königsegg.
9. General Bernes.
10. Graf Bestuscheff-Kiumin.
11. Ulrike Louise, Königin von Schweden.
12. Franz von der Trenck, Pandurenführer, Porträt.
13. Trencks Gefängniß in Magdeburg in seinem heutigen Zustande.
14. Trenck in Ketten.
15. Populäres Flugblatt auf Trencks Gefangenschaft.
16. Trenckbecher in Genf.
17. Trenckbecher im Besitze des Königs von Sachsen.
18. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.

## Im zweiten Band:

19. Friedrich von der Trenck, schreibend, nach Mansfeld d. j.
20. General Laudon.
21. Kurfürst Karl Theodor von Bayern.
22. Maria Theresia von Osterreich.
23. Friedrich Wilhelm II. von Preußen.
24. Amalie, Prinzessin von Preußen, im Alter.
25. Friedrich von der Trenck, Porträt von Garnery aus dem Jahre 1789.
26. Graf Mirabeau.
27. Josef II.
28. Josef II., Silhouette.
29. Leopold II.
30. Hinrichtung Trencks, populäre Darstellung von Löschenkohl.
31. Apotheose Trencks.



Gedruckt für Georg Müller Verlag in München in der Haus-  
fraktur der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig. Buchaus-  
stattung von Paul Renner. Gebunden von Hübel und Denck in  
Leipzig. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches  
Bütten abgezogen, numeriert und in Ganzleder gebunden.











University of  
Connecticut  
Libraries

---

